

Kreuz und quer durch Marokko

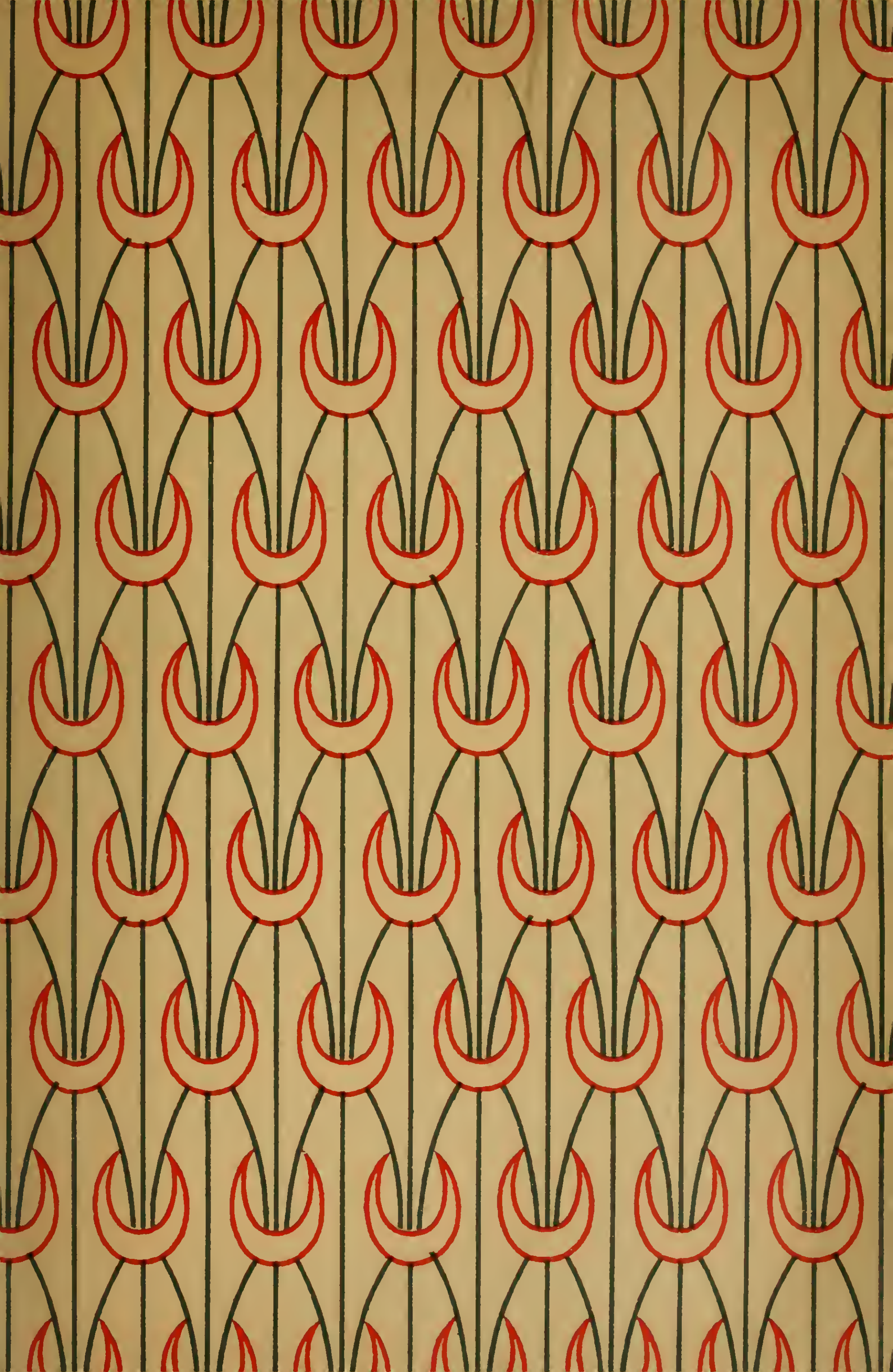
Kultur- und Sittenbilder aus dem Sultanat des Westens

von

Otto C. Artbauer

Mit 170 Abbildungen

Strecker und Schröder, Verlag, Stuttgart





Kreuz und quer durch Marokko



Im Empfangsraum des Regierungsgebäudes zu Fes.

Kreuz und quer durch Marokko

Kultur- und Sittenbilder aus dem Sultanat des Westens

Von
Otto C. Artbauer

Mit 1 Tafel, 163 Abbildungen im Text und 1 Übersichtskarte

1.—3. Tausend

Verlag von Strecker & Schröder
Stuttgart
1911

Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart
Papier von Bohnenberger & Co.,
Papierfabrik, Niefern in Baden

Ein Vorwort! Wohl ist es üblich, jeder Schrift ein solches vorzusetzen, doch kann ich dessen Wert bei einem Buche wie dem vorliegenden nicht recht einsehen. Es sei denn, daß ich der Firma Strecker & Schröder in Stuttgart herzlichen Dank ausspreche für die unerwartet schöne Ausstattung und mehr noch für die schnelle Drucklegung. Durch diese war es mir möglich, vor neuem Aufbruch in die Sahara noch alle Korrekturen selbst zu lesen.

Wien, September 1910

Otto C. Artbauer

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung 1

1. An Marokkos Pforte 5

Der Schritt ins Mittelalter — Tangers günstige Lage — Bevölkerung — Die Straße Tangers — Am Kleinen Sokko — Europäer und Eingeborene — Playa und Kap Spartel — Suk el Barra — Marokkopolitik und wie sie gemacht wird — Nachrichtenfabrik für Europa — Fremdeneinfluß.

2. Mauren, Berber, Neger 13

Bodenständige Bevölkerung im Atlas — Aus Marokkos Vergangenheit — Der Maure einst und jetzt — Negerblut — Der Berber — Sein Verhältnis zur Regierung — Französische Hoffnungen.

3. Marokkanische Judenviertel 21

Die Mellachs marokkanischer Städte — Deren Verwahrlosung — Übervölkerung — Krankheiten — Inneres jüdischer Häuser — Familienszenen — Mehrehe — Stellung der Juden im Sultanat — Jüdische Gastlichkeit — Friedhöfe — Die Alliance israélite — Entstehen der Judenviertel — Bedrückungen.

4. Auf der Karawanenstraße 29

Das Maultier im Atlas — Karawanenstraßen und deren Beschaffenheit — Überschreiten der Uidan — Leistungsfähigkeit der Tragtiere — Begegnungen — Blutrache — Ausgeplünderte Juden, Straßenschießerei, Gefangene — Wegzoll — Mittagsrast — Weitermarsch — Nachtlager — Hauptmahlzeit für Menschen und Tiere — Kasba, ihre Benennung und Besatzung — Tätigkeit des Amel — Abendidyll — Herrliche Nächte.

5. Dorfleben 40

Ferka, Tribu, Suawach — Franzosenhaß — Ziegenhaarzelte und Zweighütten — Der Fekih, seine Msib und die Tolba — „Inschaaltah hu deffamuk!“ — Das Tagewerk — Einehe — Nualla ed Dschaffa — Die heilige Gastfreundschaft — Nachtleben im Duar.

6. Spaziergang durch Fes 46

Lage und Stellung der Stadt — Entschwundener Glanz — Heutiger Zustand — Ruinen alter Kunstwerke — Vor der Machsenia — Bunte Typen — Am Marktplatz — In den Suak — Das Bab el Machruk — Einzigartige Kanalisierung — Spuren ehemaligen Umfanges — Zahn der Zeiten.

Seite

7. **Die scherifische Wehrmacht** 55
Reformversuche — Heutige Rekrutierung — Die Suga — Ausreißer — Uniformierung und Bewaffnung — Asaker, Abid, Anaib — Muhasnia und deren Tätigkeit — Geschützwesen — Militärische Nebenbeschäftigung — Vergebliche Besserungsversuche — Fremde Militärmissionen — Im Arsenal zu Fes — „Nicht Soldat, aber Krieger!“

8. **Marokkos „internationale“ Hermandad** 65
Algesiras unglückseligen Gedenkens — Verteilung der Polizeitruppe in den Küstenorten — Das neutrale Oberhaupt — Inspizierung — Überflüssige Existenz — Schlägereien untereinander und mit den Soldaten — Das Unteroffizierkorps — Uniformierung — Wie Eingeborene darüber denken — Aufgaben für Sicherheitstruppen im Scherifat — Auf der Karawanenstraße — Europäer, Sultan und Unglückspolizei.

9. **Achmed Reisuli (Lebensbild eines maurischen Abenteurers)** . . 69
Seine Herkunft — Gefangenschaft — Auf der Kasba von Mogador — Als Räuberhauptmann — Perdikaris — Reisulis Rache — Der Bock als Gärtner — Marokkos fähigster Statthalter — Seine Wehrmacht — Deren Rekrutierung und Beschäftigung — Reisulis Sturz — Kaid Harry Mc Lean — Als englischer Mochalat — Wieder hoch — El Munsif, der Gerechte.

10. **Bu Hamara (Lebenslauf eines marokkanischen Kronbewerbers)** 79
Seine Abstammung — Si Mechdi el Menebhi — Bu Hamaras Vergangenheit — Die verschiedenen Namen — Erste Erfolge — Kämpfe bei Tasa — Vor Kasba Saida und in Kasba Selnan — Minengeschichten — Niederlagen — Seine Gefangennahme — Französisches Geschrei und Tatsachen — Grausamkeiten der Rogilente — Auf den Schlachtfeldern — Schädigung des Landes — Seine Streitmacht und Hilfsquellen.

11. **Rifpiraten** 86
Unwirtliche Küsten — Ueberölkerung — Heiße Kämpfe — Rassenreinheit — Unbezwungene Freiheit — Stammeseinteilungen und Selbstverwaltung — Charakter der Ruafa — Ihre Wohngebäude — Die einstigen Rifpiraten — Bevölkerung — Verwandtschaft mit der Iberischen Halbinsel — Spaniens historische Hoffnungen.

12. **Spaniens historische Rechte** 93
„Moros y Cristianos!“ — Ceuta — Dessen Lage und Bedeutung — Peñon de Veles y Gomera — Deportierte — Vor Bades — Welteinsamkeit — Die Besatzung — Alhusemas — Verbindung mit der Mitwelt — Melilia — Dessen günstige Lage — Erzreichtum des Hinterlandes und Folgen davon — Die Zaffarinas.

13. **Kasablanka** 99
Lage und Stellung — Landungsverhältnisse — Im Zollamt — „Europäischer Fortschritt“ — Verhältnis zwischen Fremden und Eingeborenen — Außerhalb der Stadtmauern — Militärkordon — Mißtöne — Zapfenstreich — Heutige Zustände — Französischer Anstrich — Traurige Erinnerungen — Das Lied vom tapferen Kaid — Einst und jetzt.

Seite

14. In den Ruinen von Schellah (Ein Rückblick auf maurische Kultur) 107
Die Wiege maurischer Architektur — Prunkgemächer der Alhambra — Die Dschama des Okba ibn Nafi zu Kairuan — Es Sähra bei Kordova — Die Giralda zu Sevilla — Blütezeit des Maurentums — Sultansburg zu Mekines — Okalla und Torbogen — Der Hassanturm und seine Geschwister — Von stolzer Flagge blutigrot — Heilige Quelle bei Schellah — Idyll in den Ruinen.

15. Marokkanisches Postwesen 116
Der Rakkas — Dauerläufer unter erschwerenden Umständen — Nachrichtenwesen im Sultanat — Beliebtheit deutscher Postanstalten — Französische, englische und spanische Postämter — Überfälle auf Postläufer — Deren Pflichttreue — Ein vergessener Frack — Psychologisches.

16. Eine marokkanische Republik 121
Lied des Khabir — Augen der Wüste — Die Dorfgruppe — Der Raum von Figig — Bu Amama el bu Schiki — Sein Kampf gegen Fremdherrschaft — Abd el Kader II. — Figig, von Franzosen armiert — Der Schienenstrang nach Senaga — Bombardement des Hauptortes — Französische Schießkunst und Lebelgewehre im Sandsturm — Ohnmacht des Sultansvertreters — Geographische Gesetze — Friedensbilder.

17. Abendstunden zu Marrakesch 128
Des Südens Hauptstadt — Pforte zur Sahara — Katubia und Dschama el Fena — Bittprozession der Bergberber — „Prügelt den Dieb!" — Des Statthalters Sohn — Fest der Beschneidung — Schlangenbeschwörer — Ein Brautzug — Wenn zwei sich streiten ... — Heimkehrende Gaffilen — Krankenträger — Armut und Elend — ... la ilaha illa 'llahu!

18. Die Sklaverei in Marokko 137
Natürlicher Brauch — Kulturstufe der Schwarzen — Ihre Stellung im Hause — Der Suk er Rkuk zu Marrakesch — Ausrufer und deren Ware — Kauf und Verkauf — Gefühlsszenen — Verdienst und Verlust des Negerhändlers — Eunuchen — Ersatz für Liebe — Aussichten der Sklavenabschaffung im Scherifat.

19. Heiligenunwesen 144
Zweierlei Heiligenschein — Die Schörfa — Geschlecht der Uasani — Der Maurenpapst — Dessen Einfluß — Mhammed Ma el Ainin — Sein Herrschgebiet im Süden — Mulai Hussain Hischami — Si ben Daud — Die Baraka — Wanderheilige — Anmaßung und Verrücktheit — Zweifelhaftes Äußere — Begrenztes Heiligtum — Kubba und Sanja — Mulai Idris und Mulai Abd es Slam — Heilige Frauen.

20. Ein Aissauafest 155
Die Kraft des Islam — Bedeutung religiöser Orden — Fanatismus und Wahnwitz — Zu Gottes Lob und Preis — Am Vorabend — „Gewöhnliche" Heilige — Das Tauhid — Barbarische Musik — Esch Scheik ul Aissani — Seine Tätigkeit — Religiöse Turnübungen in Reihen — Menschliche Planeten — Rast am Mkabar — Zum Fonduk — Lebende Sturmböcke — Selbstmordkandidaten — Weiber werden zu Hyänen — Zusammenbruch — Im Endstadium — Grausiges Mahl — ... la ilaha illa 'llahu!

Seite

21. **Lab el Barud** 163
Der Rest arabischen Rittersinnes — In Fes und Tanger — Neugierige am Marschan — Uasani, Reisuli, Abd es Sadak, Hadsch Ali bu Taleb — Europäer und Juden — Muhasnia — Kaum aus dem Innern — Chmasileute — Zwischenfälle — Eine scherifische Rotte — Uld Menebhi Freibahn — Zweikampfspiele — Wilde Jagd — Abendruhe.

22. **Milud en Nebi** 170
Am Vortag — Fromme Gepflogenheiten — Märchenerzähler — „Beinahe verwandt" — Tanzvergnügen des Rifbewohners — Koranvorlesung — Tierbändiger — Die Aissaui — Sudanleute — Religiöse Fanatiker — Der heilige Eselreiter — Reiterspiele — Um die Zeit des Fedscher.

23. **Am Aït el Kebir** 177
Vom Pilgerzug des Islam — Sechs Millionen Hammel jährlich — Festzug zur Msalla — Die Würdenträger — Gemeinsames Gebet — Predigt — Opfer des Pascha — Toller Ritt zum Dar el Machsen — Allgemeine Schlächterei für Sidna Smael — Die Hedschia zu Fes — In der Provinz — Öffentliche Abfütterung — Volksbelustigungen.

24. **Wochenmarkt im Atlas** 182
Basare und Märkte des Orients — Marokkanische Suak — Allerlei Besucher — Kämpfende Neger — Malerische Typen — Militärischer Nebenverdienst — Regierungsaddul — Steuerschraube — Recht, Gesetz und Justiz — Bunte Bilder — „Barmherzigkeit!" — Ein Sudansprößling — Heilige — Heimkehrende Gruppen — Abendidyll.

25. **Wie der Atlasbewohner raucht und trinkt** 191
Kaffeebuden im Orient — Das Getränk marokkanischer Gastfreundschaft — Fliegende Wohltäter der Menschheit — Wie Tee bereitet wird — Der Europäer im Atlas — Gastliche Stätten — Teebuden von Tanger und Fes — Gäste im Landesinnern — Hanf und Haschisch — Die Haschaschin des Libanon — Folgen des Kifrauchens — „Gottbegnadete".

26. **Das schöne Geschlecht** 198
Stellung der Frau in Marokko — Berberische Redensarten — Hochzeit im Duar — Einehen und Liebesheiraten — Kleidung der Berberfrau — Frauenkult der alten Mauren — Maurische Hochzeitsbräuche — Brautpreise — Toilettefragen — Negerinnen — Die Jüdin — Der Harem.

27. **Mulai Hafid und seine Regierung** 205
Mulai el Hassan — Bu Achmed ben Musa und Abd el Asis — Der Kalifa von Marrakesch — Mulai Hafids Persönlichkeit — Sein Machsen — Landesorganisation — Der Hofhalt — Schwierige Lage — Marokkos Zukunft.

Übersetzung und Erläuterung der im Buche vorkommenden Wörter arabischer und berberischer Mundart sowie in Marokko gebräuchlicher spanischer Ausdrücke 222

Einleitung.

Nur zwei Staaten auf Afrikas weitem Ländergebiet erwehrten sich glücklich bis heutigen Tages europäischer Schutzherren: Abessinien, das herrliche Alpenland des schwarzen Erdteils, und das nicht minder malerische Marokko, der westlichste Eckpfeiler des Islam.

Das aufstrebende Habesch, von tatkräftigem Herrscher in strammer Zucht und Ordnung gehalten, ist ein Binnenstaat, ihm fehlt der so nötige Handelshafen. Trotzdem bewies es mehrfach seine Lebensfähigkeit, führte glückliche Kriege um seine Stellung und Lage, es schuf im Innern geordnete Zustände, die jeder gerechtfertigten Einmischung die Spitze abbrechen. Durch all die Jahrhunderte war dies Gebirgsland ein Bollwerk starrsten Christentums, widerstand sogar kräftig dem gewaltigen Ansturm des Islam und gelangte zu Ansehen und Blüte. Anders Marokko. Wohl ist es auch eine Trutzfeste seines Glaubens, aber morsch in Aufbau und Verwaltung, haltlos nach innen und außen, war es wirklich nur gegenseitige Eifersucht europäischer Mächte, die ihm bis vor kurzem seine Selbständigkeit gewahrt.

Hier im Westen hemmte das Meer den in der Geschichte aller Völker, Rassen und Religionen ohnegleichen stehenden Siegeslauf der Anhänger des redegewaltigen Korejschitensohnes. Trotz Europas unmittelbarster Nähe hat das Sultanat des Westens sich hermetisch abgeschlossen gegen jeden fortschrittlichen Einfluß von außen. Überzeugt von eigener Vortrefflichkeit, lehnten die Machthaber des Reiches zu allen Zeiten jede Neuerung überlegen ab — und taten sie es nicht, so fegte des eigenen Volkes Unwille sie hinweg.

Einst hatten Mauren wohl recht, stolz zu sein und herabzusehen auf jene, die andere Glaubenslehren, andere Kultur verfochten. Aus der Vermischung anstürmender Araber mit bodenständigen Berbern entstand im alten Mauretanien dieser neue Menschenschlag. Ungeahnte Blüte entsproß dem Boden, den das bildungsfähige Volk bewohnte, Handel und Industrie, Dichtkunst und Architektur entfalteten sich in einer Weise, wie sie christliche Länder nicht im entferntesten aufzuweisen hatten.

Als spanisches Waffenglück die „Heiden" von Europas Boden verdrängt hatte, verschwand die hohe Kultur dieser Rasse, als wäre sie nie gewesen. Was die Maurenreiche auf Iberischer Halbinsel auszeichnete vor allen Zeitgenossen, war spurlos hinweggewischt. Und nicht nur das: sie, die einst strebten nach der Menschheit schönsten Zielen, sie sanken zurück in Nacht und Barbarei. Unaufhaltsam, raschen Schrittes verliert das heutige Marokko allen Rest seiner Selbständigkeit. Was tatkräftige Tyrannen auf dem Sultansthron geschaffen, Straßen und Brücken, Paläste und andere stolze Bauwerke, alles verfällt so schnell, daß nur des Orientalen göttlicher Gleichmut den drohenden Zusammenbruch nicht bemerkte. In der Tat ist es erstaunlich, mit welcher Zähigkeit und Energie der Atlasbewohner am Althergebrachten festhält, mehr wie Araber, Osmanen, Perser, Inder und wie sie alle heißen, die sich zu Mohammeds allgewaltiger Lehre bekennen. Obwohl vor Europas Toren gelegen, hat der Marokkaner sich doch dessen zudringliche Bewohner erfolgreicher als alle anderen vom Halse gehalten — ob zu seinem Vorteil? Allah weiß es!

Wer des heutigen Marokkaners Stimmung annähernd beurteilen will, darf sich dessen Bild nicht aus Zeitungsnachrichten schaffen, auch nicht aus dickleibigen Folianten derer, die wenige Wochen im Land geweilt und nun glauben, das Land der Widersprüche und seine eigenartigen Bewohner zu kennen. Mir fällt das Wort eines Chinaforschers ein: „Als ich Wochen im Reiche der Mitte geweilt, wollte ich ein Buch schreiben, so interessant dünkte mir China und die Chinesen. Nach Monaten war ich ratlos, wo beginnen, und heute, nach acht Jahren, muß ich gestehen, daß ich das Land zu wenig kenne, um berufener Schilderer darüber zu sein." Der Name dessen, der dies sprach, hat guten Klang in wissenschaftlicher Welt!

Deswegen, lieber Leser, fordere kein vollkommenes Bild vom Sultanat des Westens. Zwanglos will ich versuchen, Leben und Treiben zu schildern — nicht erschöpfend, Gott bewahre! Nur skizzieren, wie es heute ungefähr aussieht in diesem von Schicksalslaune spielballgleich umhergeworfenen Land. In wahlloser Folge Bräuche, Gewohnheiten, Menschenschicksale, eine bunte Reihe Blätter und Bilder, herausgegriffen aus dem Alltagleben, gesammelt während langer Nomadenjahre in Bergen und Schluchten des Atlas und auf sonnverbrannten Ebenen seines Vorlandes. Was ich gesehen und gehört, wenn ich mit bärtigen Männern an qualmenden Lagerfeuern saß, horchend uralten Erzählungen von kühnen Reitern und tapferen Kämpen, wenn ich auf sehnigem Berberroß einsame Karawanenstraßen entlang getrabt oder wolkenumhüllte Gebirgspässe überstiegen, auf schwankendem Wüstenschiff wasserlose Strecken des Südens gekreuzt; wenn ich

bei vornehmen, feinfühlenden Maurenfreunden in den wenigen Städten des Landes als stets willkommener Gast geweilt oder den heiligen Schutz entlegener Nomadenzelte angerufen, wenn ich bei gelehrten Männern Sprachstudien gemacht oder mit stämmigen Berberfreunden im Walddickicht riesige Wildschweine gejagt; wenn ich an Stellen geweilt, die nie vor mir eines Europäers Fuß betreten, oder Gastfreundschaft genossen bei lieben Landsleuten, die als wackere Pioniere deutscher Sitten und Kultur und deutschen Handels fernab der Heimat unter schwierigsten Verhältnissen rastlosem Erwerb nachgehen. Erlauschtes und Erlebtes von Wanderungen kreuz und quer durch das bergreiche Scherifat, Bilder und Blätter eines schönen Landes, des unberührtesten im Bereich des Islam, von seinen kindlich naiven, treuherzigen Bewohnern, die vielleicht in kurzer Zeit schon fühlen werden, daß sie heißgeliebte Freiheit und Unabhängigkeit verloren haben.



Heiligengrab auf der Hochebene von Sfru.
(Siehe Kapitel 19.)



Abb. 1. Tanger vom neuen Leuchtturm.

1. An Marokkos Pforte.

Der Schritt ins Mittelalter. — Tangers günstige Lage. — Bevölkerung. — Die Straße Tangers. — Am Kleinen Sokko. — Europäer und Eingeborene. — Playa und Kap Spartel. — Suk el Barra. — Marokkopolitik und wie sie gemacht wird. — Nachrichtenfabrik für Europa. — Fremdeneinfluß.

Kaum 14 Kilometer trennen Afrikas heißes Festland von europäischem Boden. Und doch genügen drei Stunden Überfahrt von Algesiras oder Gibraltar nach Tanger, um aus europäischer Kultur in mittelalterliche Verhältnisse zu gelangen. Schwerlich gibt es auf unserer Erdhälfte irgendwo gleich-schnellen Wechsel von Szenerie und Entwicklung.

Marokkos Haupthafen liegt an der Meerenge, die zwei Welten scheidet in geographischer wie ethnologischer, in sprachlicher wie — einstweilen noch — politischer Beziehung. An der Westküste einer tiefen, nordwärts geöffneten Bucht in von Natur aus so günstiger Lage, daß die Stadt gleich Konstantinopel Herrin zweier Welten sein, den gesamten Schiffsverkehr unserer Erdhälfte mächtig beeinflussen könnte, wenn tatkräftige Herrscher und ein aufstrebendes Volk dort heimisch wären. Aber der Marokkaner von heute zehrt nur an Erinnerungen, ihm bleibt für heute nicht Zeit und für morgen kein Blick.

Mehr wie im Osten noch schädigt hier das verhängnisvolle Wörtchen Inschaallah!

Von Römern Tingis genannt, fiel der Ort in der Zeiten Lauf jedem Volk in die Hände, das Völkergeschick und Weltgeschichte an die Straßen des Herkules verschlagen. Die heutigen Herren der Stadt nahmen sie erst 1684, als Albion nach kurzer Besetzung Tanger freiwillig verlassen, vorher jedoch alle mit riesigem Aufwand hergestellten Bauten und Hafenanlagen zerstört hatte. Seitdem erfreut sich Tanger fortwährenden Aufschwungs infolge ungemein günstiger Lage am Eingang des meistbefahrenen aller Meere. Es zählt heute weit über 30000 Einwohner, ein Drittel davon sind handeltreibende Juden, die sich aber im Gegensatz zu den im Innern lebenden Glaubensgenossen dem Europäer anzupassen suchen in Sitten und Kleidung. Ferner etwa 2000 Europäer, davon gegen 100 deutschsprechende, und mehr als 1000 landesgeborene Spanier, die füglich nicht als Europäer bezeichnet werden können.

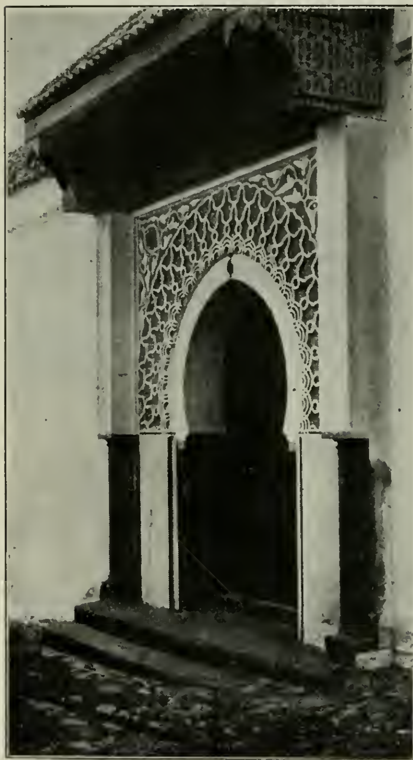


Abb. 2. Haupttor der Dschama kebira zu Tanger.

Der heutige Name stammt vom östlich wohnenden, ewig unruhigen Berberstamm der Andschera, wie denn der Eingeborene auch Tandscha sagt; die Schreibweise Tanger ist französisch und von uns übernommen.

Die große offene Bucht bietet den auf freier Reede ankernden Dampfern nur notdürftigen Schutz. Die neuerdings von der deutschen Firma Holzmann errichteten Hafenanlagen und der etwa 400 Meter lange, seit 1897 ein klägliches Dasein fristende Landungssteg, dessen Betreten eine einheimische Silbermünze, einen Billun, kostet, sind für den stetig steigenden Verkehr absolut ungenügend. Über dem Ansatz des Bretterstieges erheben sich die harmonischen Mauern des Hafentores, in denen weißbärtige Zöllner des Scherifenfürsten zu Fes walten, scharf überwacht von Beamten europäischer Schuldherren.

Oben auf morschem Mauerwerk gähnen uralte Eisenkanonen verschiedener Herkunft schläfrig nach der spanischen Küste hinüber. Viele der unförmigen Feuerschlünde stammen aus dem 17. oder 18. Jahrhundert; die mit deren Bedienung betrauten Soldaten wissen genau, welche davon bei festlichen Anlässen oder zur Begrüßung fremder Fregatten abgeschossen werden dürfen, ohne die Asaker sofort den Huris in die Arme zu senden[1].

Am Bab el Mersa herrscht orientalisch buntes Leben. Jüdische, maurische und spanische Kaufleute wimmeln schwätzend durcheinander, Lastträger, Wasserträger, Bootleute tun schreiend ihre Anwesenheit kund, Maultiere und Esel zwängen sich durch die Menschenmenge; auf ihren Rücken, notdürftig vom Treiber festgehalten, schwanken mächtige Warenbündel oder Kisten und Koffer aller Nationen.



Abb. 3. Gebetturm der Großen Moschee zu Tanger.

Etwas hinter der Umama beginnt die steil ansteigende Hauptstraße Tangers, in der sich der Hauptverkehr der Stadt abwickelt; gleich links die Dschama kebira, die Große Moschee, mit stilvoll maurischem Portal und die Deutsche Orientbank, und schon erweitert sich die Straße zu einem größeren Platz, auf dem sich drei europäische Postämter befinden. Das ist der viel gerühmte und vielverlästerte Suk ed Dachl, entschieden eine der eigenartigsten Stätten des bunten Marokko. Unter Europäern spanisch Socco chicco (spr. sokko tschikko) genannt, ist es wohl der einzige Ort Marokkos, an dem fremder Anstrich überwiegt (siehe Abb. 90). Europäische Gebäude mit zahlreichen Schenkbuden umsäumen den Platz, alle Europäer — und jene, die als solche gelten wollen — betrachten ihn als Hauptaufenthaltort. Man mag gehen, wohin man will, zu tun haben, was es immer sei, den Sokko muß man zumindest einmal passieren; der Besucher kommt immer auf seine Rechnung. Hier werden Geschäfte abgewickelt — nicht immer einwandfreie — und Neuigkeiten ausgetauscht, die häufig genug nur lebhafter Phantasie des Erzählers

[1] Während des Miludfestes 1910 sprang eines der Eisengeschütze und verletzte und tötete mehrere Toptschi. Infolgedessen wurden alle vorsintflutlichen Mordwerkzeuge von europäischen Sachverständigen ausgemerzt, ebenso das unweit untergebrachte Pulvermagazin nach der Kasba verlegt.

entspringen. Hier werden alle Fremden gerupft, die sich auf Stunden oder gar Tage in das schreckliche Marokko wagen, und hier verbringt der Ansässige freie Zeit. Wenige Punkte in den drei alten Weltteilen dürfte es geben, an denen sich gegensätzlicheres Wesen und gemischtere Gesellschaft zusammenfinden. Der wie aus dem Ei geschälte Diplomat und sein gleichartiger Attaché, geschniegelt, gespornt und nach neuester Mode gekleidet; verkommene Spanier, Andalusiens Abschaum, schleichen auf durchgetretenen weiß gewesenen Zwilchschuhen geräuschlos des Weges, mit unfreiem Blick weggeworfene Zigarettenstummel suchend; aufdringlich geschwätzige Franzosen prahlen mit Heldentaten, die sie oder ihre Große Nation vollbringen wollen, oder berauschen sich an Erfolgen französischer Kriegskunst gegen schlechtbewaffnete Eingeborene in Marokko oder einem anderen Winkel zweier Weltteile; Engländer in tadelloser Kleidung mit unmeidlicher Stummelpfeife im Mund und rot gebundenem Reisemarschal in der Hand, einen Englisch radebrechenden Mauren neben sich; Amerikaner in schreiend hellgelben knarrenden Gamaschen und funkelnagelneuen Tropenhüten, auch wenn sie nicht reiten können und statt afrikanischer Sonne tropischer Regen vom Himmel stürzt! Tangerer Juden mit verschnittenen Anzügen, deren hauptsächlichstes Bestreben es ist, für waschechte Europäer gehalten zu werden. Dazwischen unsere lieben Landsleute: entweder schneidig sein wollende Norddeutsche, angekommen auf irgendeinem schwimmenden Hotel, gemeinsame Abzeichen kündet Zusammengehörigkeit; oder südliche Kinder Germanias und Austrias, die den im Ausland lebenden Deutschen dadurch bloßstellen, daß sie den ältesten Lodenrock auftragen wollen „da unten, wo einem niemand kennt". Beide Vertreter der deutschen Nation verblüffen durch Bereitwilligkeit, mit der sie sich von mundfertigen Eingeborenen unter Zuhilfenahme von Brocken aller lebenden Sprachen gruselige Geschichten erzählen und wertlosen Tand aus Solingen oder Nürnberg zu verrückten Preisen anhängen lassen. Deutsche sind für Ansichtskartenhändler, Raritätenverkäufer, Stiefelputzer und in allen Sprachen schwatzende Judenjungen willkommenste Besucher, da sie sich am leichtesten anlügen lassen. Nur „ganz echt marokkanisch" gekleidete Fremdenführer hegen souveräne Verachtung für unseren wenig freigebigen Landsmann. Engländer gelten als wohlhabender, Romanen rollt das Geldstück leichter! Deutsche aber kennt man unter Hunderten heraus — im ganzen großen Orient, nicht nur in Marokko!

Zwischen diesen verschiedenen Vertretern Europas viel bunte Trachten Eingeborener. Weißgekleidete vornehme Maurentypen, deren blasse Gesichter von spärlichen Bärten umrahmt sind; Bergbewohner bestaunen offenen Mundes die fremden Bilder — etwa gar europäische

Damen im Reitkostüm —, halbwüchsige Judenjungen als Stiefelputzer in teils fränkischer, teils arabischer Kleidung, europäische Frauen mit eingeborenen Dienern hinter sich, französische Unteroffiziere der neuen Polizeitruppe in geschmacklos bunt zusammengebrauter Phantasieuni-

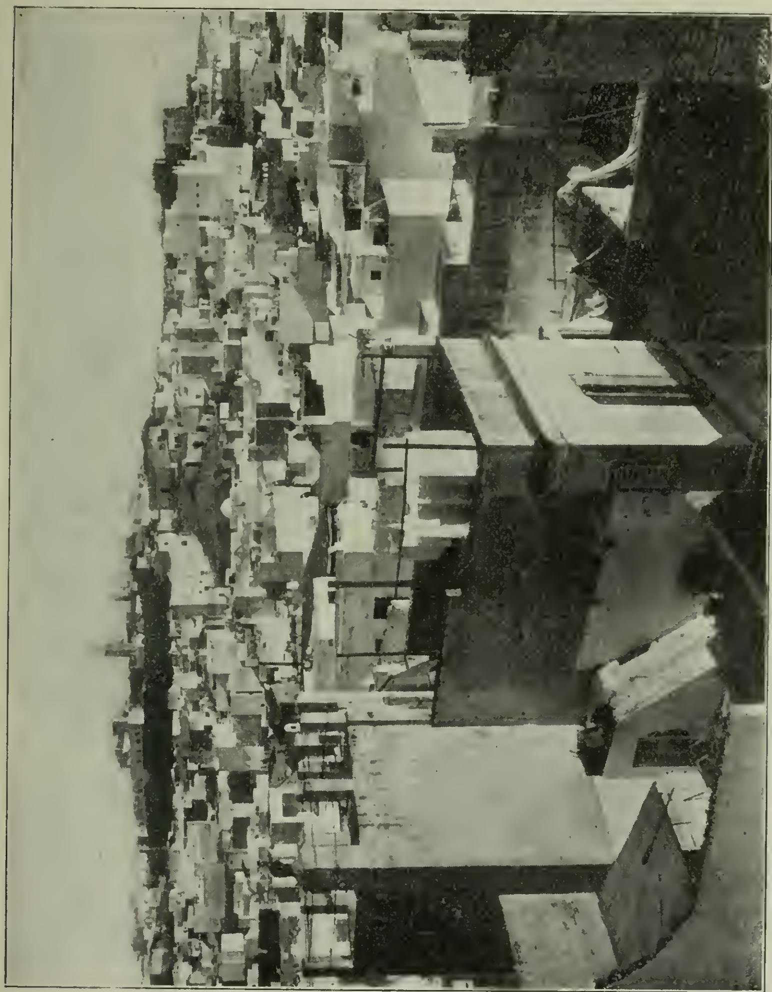


Abb. 4. Blick auf Tanger mit der Kasba.

form, Negermusikanten, zahlreiche Fremdenführer im Vollbewußtsein ihrer Wichtigkeit. Beladene Eselchen werden von Treibern die steile Gasse hinaufgeprügelt, viel Europäer zu Pferd, denn es gehört in Tanger zum guten Ton, seinen eigenen Gaul zu haben, sei es ein noch so billiger Klepper und weile man noch so kurze Zeit im Land.

Verkrüppelte Bettler rufen christliche Mildtätigkeit an, da die Glaubensgenossen zugeknöpfte Taschen haben. Rundum vor Postämtern und Kaffeebuden das unaufhörliche Summen und Schwirren des Alltagsbetriebes. Besonders in letzteren, wo stets erfundene Gerüchte über schreckliche Schauertaten im Innern willkommen Gehör und ausgiebige Nahrung finden, herrscht von den ersten Vormittagsstunden bis in tiefe Nacht lebhafte Bewegung.

Das Diplomatenkorps, welches sich in Marokko infolge schlechter Wegverhältnisse nicht am Sultanshof, sondern zu Tanger befindet, macht abends mit seinen Damen und der übrigen „obersten Welt" Spazierritte auf der Playa, dem Sandstreifen am Meer im Westen der Stadt. An schönen Abenden kommt auch der Pascha von Tanger, oder der Sultansvertreter mit glänzend buntem Gefolge in wehenden Mänteln, auf herrlichen, reichgezäumten Pferden berberischer Rasse, freundlich grüßend und gegrüßt von Europäern. Die schlauen Marokkanergrößen wünschen zwar alle zudringlichen Europäer dorthin, wo der Pfeffer wächst, sind aber zu wohlerzogen, um es zu zeigen. Sie alle wohnen in der Kasba hoch oben über der Stadt, wo Tag für Tag frühmorgens Gericht gesprochen wird, wo sich des Sultans reichgeschmückter, seit Jahrhunderten unbenützter Palast befindet. Auch steht die Kasba mit dem 12 Kilometer westlicher am Kap Spartel errichteten Leuchtturm in Verbindung, und alle anfahrenden Dampfer werden hierher avisiert, von wo erst die Hafenbehörden Nachricht erhalten. Zu den Kosten des Seezeichens, das seinen Lichtschein nächtlicherweile 45 Kilometer weit ins Meer wirft, trugen alle seefahrenden Nationen bei — nur nicht Marokko, auf dessen Boden es steht! Hierher steuern unvermeidlich die Touristen aller Nationen, die Tanger auf Stunden oder gar Tage besuchen, um daheim von lebensgefährlichen Ritten „ins Innere" des ewig blutdürstigen Marokko erzählen und von dabei vollbrachten Heldentaten schwärmen zu können.

Rechts vom oberen Ende der Hauptstraße ist ein neues Stadtviertel im Entstehen begriffen, links erreicht man den vielbewegten Suk el Barra, den Außenmarkt. Er ist überfüllt von Vierfüßlern aller Art und Landbewohnern jeden Alters. Männer und Frauen, die Lebensmittel gebracht und zum Verkauf halten. Maurische Familienväter und europäische Hausfrauen decken dort den Tagesbedarf, rotröckige Bestandteile der neuen Polizeitruppe prügeln sich, Eselvermieter preisen ihre schäbigen Tierchen laut schreiend an, kurz, hier zeigt sich Marokko, wie es weint und lacht.

Ganz unten steht das deutsche Gesandtschaftsgebäude, daneben die neue Deutsche Schule. Ersteres in wundervollem Garten, als Zugang ein maurischer Torbogen, unter welchem Schutzreiter herumlungern. Gegenüber dem Gebäude, auf der Anhöhe und durch Laub verdeckt,

dessen Rivale, das Heim der französischen Mission. Von dort aus wird Europas öffentliche Meinung über Marokko bearbeitet. Sooft diplomatischer Druck auf den Hof zu Fes ausgeübt werden soll, erscheinen in der Tangerer „Dépêche marocaine" die schauderhaftesten Alarmnachrichten, die von der gesamten Presse Frankreichs, Englands und Spaniens getreulich abgeschrieben werden. Sogar deutsche Blätter tun dies! Es würde weit über den Rahmen dieses Buches hinausgehen, wollte ich den Leser auch nur annähernd hinter die Kulissen dieser merkwürdigen Art von Politik führen. Aber ich will doch hier vermerken, daß bei jeder Preßnachricht über Marokko stets nach der Quelle gesehen werden sollte. Kommt sie über London, Madrid, Tanger, so kann sie immerhin halb oder ganz richtig sein. Stammt sie aber aus Paris, so ist unbedingt das Gegenteil dessen wahr, was sie besagt! Dies gilt unter allen Umständen. All die schrecklichen Schauermären, welche von Zeit zu Zeit an die Presse Europas gedrahtet werden, sind mit äußerster Vorsicht aufzunehmen. Nirgends wird so viel gelogen wie in Ländern ohne regelrechten Nachrichtendienst. Bis der Bericht über irgendeinen Vorfall an die Küste, damit zu europäischen Ohren kommt, ist er lawinenartig angeschwollen und wird sofort geeignet verarbeitet und der Öffentlichkeit unterbreitet. Wer am Sokko von ausgeplünderten Karawanen, erschlagenen Juden und abgeschnittenen Europäerköpfen gehört, braucht nur auf den Außenmarkt zu gehen, in einen der zahlreichen Funadik, er wird staunen, wie die aus dem Innern kommenden Eingeborenen die Geschichte entblättern. Alarmierende Zeitungsnachrichten aus Marokko sind fast immer aus politischen Gründen gefärbt.



Abb. 5. Eingang zur Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft.

Nicht umsonst nennen fromme Atlasbewohner diese Hafenstadt „christengeplagt", auch wohl „Stadt der Hunde" (nämlich der Christen). Hier nistet des Europäers raubender Einfluß. Stück für Stück seiner Heimat fällt der Ausdehnungspolitik christlicher Staaten zum Opfer, Handel und Industrie entwinden rührige Fremde eingeborenen Geschäftsleuten. Längs der ganzen Marokkoküste ist keine Schiffahrtlinie, die von Marokkanern betrieben wäre, ist kein Großhandelhaus, das auch nur annähernd deutschen und englischen Kaufleuten gleich arbeiten

würde und Eingeborene zum Besitzer hätte. Stillstand bedeutet Rückgang, dies naturgebietende Gesetz gilt auch in Marokko. Schlaffheit leitender Maurenkreise vermag nicht, sich aufzuraffen und fremdes Vordringen zu hindern — heute nicht, morgen noch weniger. Denn wo des Europäers Fuß einmal Platz gefunden, dort weicht er nimmer — kein schlagenderes Beispiel gibt es im ganzen großen Orient, als Tanger. Mißmutig weicht hier der Bodenständige andersgläubigen Eindringlingen, deren Kultur und Anschauung und Religion ihm fremd und ungenehm sind. Knirschend beugt er sich überlegenem Wissen, ohnmächtig wütend ob des zerstörten Traumes von eigener Vortrefflichkeit. Nazarener sind tatsächliche Herren in Tanger, Jahudis dringen überall vor und nehmen dem Moslim Gewinn und Daseinsfreude, Schritt für Schritt, schnell und unaufhaltsam. In eigenster Heimat fühlt der Marokkaner sich bedroht, im Landinnern, wie erst an der Küste! Tanger hat er längst aufgegeben, auch die bevorzugte Lage von einst. Aber daß Gleichmut und Schicksalswende des entnervten Maurenvolkes Marokko dem vor kurzem noch mitleidig bespöttelten Europäer unterordnete, das merkt er nirgends deutlicher als an der Pforte seiner Heimat.



Abb. 6. Zelte der Expedition Dr. Rosens bei der deutschen Sondermission nach Fes.

2. Mauren, Berber, Neger.

Bodenständige Bevölkerung im Atlas. — Aus Marokkos Vergangenheit. — Der Maure einst und jetzt. — Negerblut. — Der Berber. — Sein Verhältnis zur Regierung. — Französische Hoffnungen.

Wohl ist die blumenreiche Sprache des Koran vorherrschend im Atlas, Araberblut jedoch gibt es wenig. An der Westküste hausen arabisierte Berberstämme, auch nomadisieren jenseits der schneegekrönten Atlasketten semitische Hirten, doch sie sind alle zusammen nur ein Bruchteil von Marokkos heutiger Bevölkerung. Hauptstütze jedes einzelnen Teiles im heutigen Scherifat sind erbeingesessene bodenständige Berber, die fast vier Fünftel der Gesamteinwohnerzahl bilden, und die städtebewohnenden Mauren, sie selbst entsproßten der Vermischung semitischer Eroberer mit vorgefundenem Berberblut.

Schon Karthagos Staatsmänner trauten nie ihren berühmten numidischen Reiterscharen, die durchweg aus kampffrohen und beutelustigen Steppensöhnen bestanden, ein Umstand, der viel beitrug zum unglücklichen Ausgang des 120jährigen Ringens mit Roms weltumspannender Macht! Und als letzteres die gefürchtete Nebenbuhlerin auf afrikanischem Festland bezwungen, hatte es ebenso seine ewige Not mit den wilden Berberstämmen beider Mauretanien, wie vor- und nachher alle, die den freiheitliebenden Stämmen Fremdherrschaft aufzwingen wollten. Sie schlugen sich mit



Abb. 7. Berberkaid aus dem Atlas.

der Bevölkerung herum, bis die hochgehenden Wogen der Völkerwanderung auch diesen fernen Strand berührten. Auch Germanenstämme kamen mit Weib und Kind und verschwanden ins Innere, als ihr kaum errichtetes Reich zusammenbrach. Wohin — darauf weiß die Weltgeschichte nur ungenaue Antwort. Vielleicht stecken Reste jener trutzhaften Vandalen und wilden Goten auf den Hängen der algerischen Kabilie und in Tälern des marokkanischen Rif!



Abb. 8. Vornehme Mauren am Dach eines Feser Wohnhauses.

Dann kam der junge Islam angebraust. Sturmwindgleich fegten arabische Emire mit sieggewohnten Horden über Länder und Völker und wälzten semitische Glaubensstreiter vom Roten Meere bis an den Atlant. Lange verteidigte das zähe Berbervolk seine Freiheit, Ströme Blutes flossen, ehe die Fremden festen Fuß fassen konnten. Tatkräftige Führer aus den vornehmsten Familien, so der Senata, Senhadscha und Laui, leisteten wütenden Widerstand. Noch kennt die Überlieferung Namen der großen Priesterin Kahinna und des tapferen Kossila, die Arabern ebenso blutige Kämpfe lieferten, wie Jahrhunderte früher den Römern der Ruafafürst Askalis und der tollkühne Takfarinas. Erst mit der dritten Araberinvasion verlor die bodenständige Bevölkerung ihre herrschende Stellung.

Tatkräftige Araber mischten sich nun mit unverbrauchtem Berberblut und drängten als Mauren mächtig hinüber nach dem heutigen Spanien, um auf Europas Boden stolz blühende Königreiche zu schaffen. Als nach fast tausendjährigem Aufenthalt der letzte „Moro“ wieder hinüberflüchtete nach dem Strand des glaubensverwandten Afrika, nahm er mit sich den Wohlstand des Landes, dem er unvergänglichen Stempel aufgedrückt hatte. Aber auch die Erinnerung entschwundener Größe, an vergangene Glanzzeit, von der sein heutiger Zustand erschreckend absticht. Als ob diese einstigen Kulturträger wieder versunken wären in Nacht und Barbarei! Kaum noch in Träumen kennen sie maurische Prachtbauten auf Hispaniens Boden, und im Volksmund „Andalos“ genannte Familien bewahren als heiligstes, kostbarstes Gut den alten unförmigen Schlüssel jenes Hauses, das einst ihre Ahnen auf den Pyrenäen bewohnten. Noch beten sie allwöchentlich nach der großen Freitagchutba um das Nahen des Tages, an dem sie als rechtmäßige Besitzer wieder darin einziehen.



Abb. 9. Junger Maure in Tetuan.

Keinen größeren Unterschied kann man sich vorstellen als den erbeingesessenen Berber und den städtebewohnenden Mauren, dessen einstmals so hohe Blüte spurlos verschwand und fast vergessen ist von dem vormals so stolzen Volke.

Der hagere Maure mit ernsten, klugen Gesichtszügen, schwarzen Haaren und ebensolchen feurigen Augen ist zwar ein guter Kaufmann und Familienvater, sonst aber träge und Feind jeder körperlichen Anstrengung. Er hüllt sich in langwallende Gewandung von blendendem Weiß, in denen er gemessen einherschreitet. Stolz und ehrsüchtig, aber Fremden gegenüber von gewinnender Liebenswürdigkeit, pocht er auf die herrschende Stellung seiner Rasse. Angesprochen, kann der Maure wohl lebhaft werden, nimmt auch nach Art aller Orientalen während des Sprechens viel die Hände zu Hilfe, doch rasch verfällt er immer wieder in weltentrücktes Hinbrüten. Anders freilich, wenn er sein geliebtes Lab el Barud reitet, das Pulverspiel. Da beleben sich seine starren Züge, dann zeigt er einen Rest alter Ritterlichkeit. Toll braust er mit seinesgleichen über die Ebene, schwingt unter wildem Jauchzen die lange Flinte über dem Kopf und führt jenes aufregende Reiterspiel auf, das im eigentlichen Orient kurzweg „Fantasia“ genannt wird. Aber nirgends wird es so toll gehetzt wie

im Atlas. Wie wahnsinnig wirbeln die aufgeregten Reiter durcheinander. Von ihren bleichen Gesichtern fliegen große Schweißtropfen, von Flanken und Hals der Pferde dicker Schaum. Dazu Pulverdampf, unaufhörliches Gewehrgeknatter, tolle Schreie, schrille Rufe der wahnsinnig erregten Männer, jede Fiber der hageren Körper ist aufs äußerste angespannt — bis Roß und Reiter sich wieder trennen und letzterer zurückfällt in tatenlose Gleichgültigkeit, aus der er kaum aufgerüttelt worden. Das ist der Maure, Marokkos herrschende Rasse. —

Über ganz Marokko zerstreut findet man Neger, Sprößlinge südlicher Striche, meist aus der Sahara, teils sogar vom Senegal



Abb. 10. Berbertypen (Andschera-Leute) auf der Playa zu Tanger.

stammend. Gewöhnlich Sklaven in Diensten vornehmer Städtebewohner oder sog. Msaud (Freigelassene), bringen sie sich fort als Wasserträger, Garköche, Hafenarbeiter usw. Auch zahlreiche Sultansreiter sind schwarzhäutig, bei Mekines haust ein ganzes Regiment, die Buwachir. Oft bringen sie es auch zu Amt und Würden. Der gefürchtete „General" des Revolutionärs Bu Hamara war Neger, Mischling der allmächtige Großusir Bu Achmed, der nach dem Tode Mulai Hassans lange Zeit die Regierung kräftig führte an Stelle des schwächlichen Abd el Asis. — Junge Negerinnen sind dem lüsternen Mauren gesuchte Konkubinen (einer der Gründe, warum die maurische Rasse unaufhaltsam sinkt!), die aber in späteren Jahren nur geringen Wert

haben als Arbeitssklavinnen. Jedes vornehmere Haus hat deren mehrere, viel Negerblut fließt in den angesehensten Familien des Landes. Auch in der Sultansfamilie!

Anders der berberische Bewohner des Scherifats.

Wohl vier Fünftel der Bevölkerung besteht aus diesen Ureinwohnern, die als fleißige, bescheidene Landbauer oder Hirten in den fruchtbaren Ebenen an der Westküste, wie in grünen Tälern, auf Hängen des Atlas leben. Sie wohnen in festen Zweighütten, Gurabi genannt, oder in Nuallas, festen Häusern aus Lehm oder Stein. Solche nur, die als Nomaden hausen, in deren Adern mehr oder weniger reines Araberblut fließt, weilen unter Ziegenhaarzelten. Denn auch nomadisierende Araberstämme gibt es noch in Marokko, freilich nur wenige und diese nicht mehr rein semitischen Blutes. Der Berber kleidet sich im Norden in die rauhe, kurzärmelige Dschelabba, die kaum über die Knie reicht, unter welcher er ein langes Hemd, die Farasia, mitunter auch weite Beinkleider trägt. Im Süden kommt an Stelle der Dschelabba ein langer Haik von ehemals weißer Farbe. So geht er Sommer wie Winter, bebaut seine Felder mit gleichem Gerät, wie es vor 2000 Jahren seine Ahnen benützt, und weidet Schaf- und Ziegen- und Rinderherden, immer die geliebte Flinte als treue Begleiterin neben sich. Meist von kleiner, gedrungener Gestalt, zeigt er stets mannhaftes Auftreten, die blitzenden Augen sind in unaufhörlicher Bewegung. Vom dunkelsten Braun der Höhen des Atlas und südlicher Provinzen findet man alle Schattierungen bis zum hellsten Weiß, im Rif sogar Blondhaar und Blauaugen. Ungleich dem lüsternen Mauren taucht beim Berber kein Negerblut auf. Den, der in beengenden Städten wohnt und des Sultans Oberhoheit anerkennt, verachtet er tief, bezeichnet er als „Sklave“, kaum gehorcht er dem selbstgewählten Kaid aus eigenem Stamm. Die überwiegende Mehrzahl der Kbail (d. h. Stämme) besiedelt Bled es Sbah, dünkt sich natürlich edler als jene, die Bled el Machsen bewohnen und dem Herrscher zinsbar sind. Doch auch diese wahren sich Selbständigkeit so viel als möglich. Wenn die Regierung Steuern ausschreibt, werden sie von den Stämmen fast regelmäßig verweigert. Meist kommt dann eine Mehalla, welche die Dörfer des rebellierenden Stammes niederbrennt, die Aussaat verwüstet und plündert, was zu plündern ist. Die Bewohner haben rechtzeitig Hab und Gut und sich in Sicherheit gebracht, und so kommt es, daß die braven Soldaten die Köpfe harmloser Wanderer abschneiden und mitnehmen müssen, um doch irgendwelche Beute zurückzubringen! Denn der Machsen zahlt für jeden Kopf einen Duro! Oft und oft hängen an den Zinnen von Tetuan, von Fes oder Marrakesch diese mit Honig bestrichenen Zeugen solcher „Suga“ genannten Beutezüge. Der steuerweigernde Stamm

aber bringt Weiber und Kinder und Vieh aus den Bergen, sobald die Soldaten abgezogen sind, baut die primitiven Hütten in wenigen Stunden neu auf, und das Leben beginnt, als ob nichts gewesen wäre. Häufig auch fährt der Raum des betroffenen Stammes, mitunter noch verstärkt durch gleichgesinnte Seelen des Nachbarstammes, gleich dem Blitz aus heiterem Himmel aus dem Hinterhalt auf des Sultans rückziehende Heerscharen, nimmt ihnen die Beute wieder ab, womöglich auch alle Gewehre und verschwindet, wie er gekommen. Die mißglückte Expedition wagt sich dann gewöhnlich nicht heim und zerstreut sich ebenfalls in alle Winde! —



Abb. 11. Wollwaschende Berberfrauen am Uad Sbu.

Ungleich der maurischen Bevölkerung des Landes räumt der Berber seiner Frau eine um vieles geachtetere Stellung ein und lebt ausschließlich in Monogamie. Wie er den Sultan nur als Religionsfürst, nicht als politisches Oberhaupt anerkennt, so schützt er seine uralte Freiheit und tritt gerne ein für die Rechte derer, die seine Hilfe anrufen. Blutrache gilt als heiliges Gesetz, obwohl in neuester Zeit bei manchen Stämmen der Brauch Eingang findet, unabsichtlich vergossenes Blut durch die Habe des Täters zu sühnen. In vielen Gegenden von Berbern bewohnter Striche Marokkos hat die arabische Sprache semitischer Eroberer nicht vermocht, die vorgefundene zu verdrängen. An der Nordküste spricht man Schilcha und in Süden wie jenseits des Atlas klingt Amasirgh. Und wie die Araber nur Eroberer waren, nie Kulturvolk, so schufen sie erst nach Vermischung

mit unverbrauchtem Berberblut jene herrlichen Kulturreiche auf europäischem Boden. Wie im Osten, wo eingedrungene Osmanli niemals harmonieren mit den vorgefundenen Arabern, ist auch das Verhältnis zwischen erbeingesessenen Berbern und den herrschenden Mauren das denkbar schlechteste. Der Berber ist in jeder Beziehung Marokkos eigentliche Stütze. Er wird zu allen Leistungen herangezogen, soll Steuern zahlen und Militär stellen, ohne vom Mauren entsprechende Gegenleistungen zu erhalten. Daher das unerquickliche Verhältnis zwischen beiden Rassen. Das greift so weit, daß Berber fast nie Stadtbewohnern die Tochter zur Frau geben, trotzdem ihr dort bequemeres Leben winkt als unter dem Dach heimatlicher Hütten. Leider kann der Berber die in ihm schlummernde Kraft nicht entfalten, hermetische Abschließung gegen jeden Einfluß von außen ließ all seine Fähigkeiten brach liegen. Um so beachtenswerter sind seine körperlichen Vorzüge, die Frankreich längst erkannt hat und auszunützen gedenkt.



Abb. 12. Arabisierte Berberfrau aus der Schauja.

Ein französischer Orientkenner, Auguste Mouliéras, sagt mit echt romanischer Überschwenglichkeit und voll rosiger Hoffnung in die Zukunft sehend folgendes:

„Wenn uns Algerien und Tunesien zusammen 300 000 mohammedanischer Soldaten geben können, was ist erst von Marokko zu erwarten, wenn es endgültig in Frankreichs Machtbereich tritt? An diesem Tage wird es Herr des Erdballs! Welche europäische Armee könnte dem Stoß von zwei Millionen Berbern und Arabern widerstehen, die



Abb. 13. Berberfrauen am Suk es Srah, Tetuan.

2*

französisch bewaffnet und diszipliniert sind? Und welch herrlich Kolonialreich würden wir in diesem Teil des nordwestlichen Afrika haben! Tunesien, Algerien, Marokko! Marokko vor allem, das mehr gilt als die beiden anderen zusammen. Marokko, Afrikas unvergleichlichstes Land, das eines Tages, so hoffen wir, die schönste Blüte im Kranze französischer Kolonien sein wird!"



Abb. 14. Vierjähriger Maurenknabe zu Fes.

So schrieb vor zwei Jahrzehnten der französische Patriot, gleich so vielen seiner Landsleute, damals schon an Marokkos gänzliche Einverleibung in den Kolonialbesitz der Republik denkend. Von dieser Besetzung erwartet La France eben nicht nur territorialen und kommerziellen Zuwachs, sondern vor allen Dingen ausgiebige Stärkung der militärischen Kraft und damit der Großmachtstellung in Europa. Und dem schönen Endzweck muß sich jeder vernünftige Gedanke unterordnen, muß jedes erreichbare Mittel dienen. Man denke doch: die großartige „Abrundung" des nordafrikanischen Besitzes und die Möglichkeit, gegebenenfalls eine Million verwegener Krieger über den Rhein werfen zu können! — Nur vergessen die Kolonialheißsporne an der Seine einiges. Vor allem, daß die überwiegende Mehrzahl der Marokkaner nicht aus fügsamen, willenlosen Mauren besteht, sondern aus wildtrutzigen Berberstämmen voll unbändigem Freiheitssinn, einer Rasse, die nur zum geringsten Teil des Sultans Herrschaft anerkennt, sich aber niemals fremdem Joch beugen wird. Zum wenigsten den seit Jahrzehnten bitter gehaßten Franzosen! Es ist sogar die Frage, ob das wirtschaftlich leistungsfähige Frankreich langwierigem Gebirgkrieg im Atlas gewachsen wäre. Sollte es je in Marokko einmarschieren wollen, so darf es seine Truppen nie aus der Ebene ziehen, wo ihnen Geschütze die Überlegenheit sichern. In den Bergen könnten sich die Regimenter hintereinander verbluten. Das beweisen die leichten Erfolge in der Schauja (Hinterland von Kasablanka) neben den schweren Verlusten an der algerischen Grenze. Und sollte es je in einen europäischen Krieg verwickelt werden, so hätte es genau dieselben Folgen zu gewärtigen wie 1870. Die zu Friedenszeiten

schon schwer zu zügelnden Stämme würden immer sofort losschlagen, wenn sie ihre Bedrücker irgendwo beschäftigt wüßten, und Ströme Kolonistenblutes würden von der Syrte bis zum Atlant vergossen sein binnen wenigen Tagen. Tausende Landeskinder und Milliarden Goldes würde die Wiedergewinnung der Staatengebilde kosten, vorausgesetzt, daß Frankreich nach Beendigung eines auch glücklichen Krieges die Kraft hierzu hätte. Berberblut ist noch schwerer zu beugen wie arabisches!

3. Marokkanische Judenviertel.

Die Mellachs marokkanischer Städte. — Deren Verwahrlosung. — Übervölkerung. — Krankheiten. — Inneres jüdischer Häuser. — Familienszenen. — Mehrehe. — Stellung der Juden im Sultanat. — Jüdische Gastlichkeit. — Friedhöfe. — Die Alliance israélite. — Entstehen der Judenviertel. — Bedrückungen.

Jede größere Ortschaft des islamitischen Westens hat eigene Räume für Juden. Mellach, d. h. unreiner Boden, nennt es der Marokkaner, während Bewohner Tunesiens und Tripolitaniens kurzweg den Ausdruck „Hara "gebrauchen, Stadtteil. Marokkos größtes Judenviertel ist das zu Marrakesch, der südlichen Landeshauptstadt, das fast die Hälfte der etwa 50000 Einwohner beherbergt. Bedeutend sind die von Fes und Mogador mit je 6—7000 Köpfen, dann erst kommen alle anderen. Überall ist der jüdische Stadtteil scharf getrennt von dem der Mohammedaner, nur in Tanger, in der „Stadt der Hunde", ist strenge Absperrung längst aufgehoben. Vor wenigen Jahren noch hütete sich jeder fromme Rechtgläubige, seinen Fuß in die Straßen des „verfluchten Bodens" zu setzen, mußte der Jahudi die schwarzen Pantoffel ausziehen, wenn er sein Viertel verließ, um Maurenquartiere zu betreten. Heute hat sich auch das geändert, wie so vieles im Scherifat.



Abb. 15. Judentypen aus Mekines.

Die Verwahrlosung jüdischer Stadtteile geht ins Unbeschreibliche. In den meist überdeckten Straßen bilden Kehrichtabfälle wahre Berge, sie selbst sind in so vernachlässigtem Zustand, daß jeder aufseufzt, der

sie hinter sich hat und wieder in arabische Hauamats gelangt. Und die sind doch gewiß auch nicht Muster von Ordnung und Reinlichkeit! Die mauerumgürteten Judenviertel gleichen riesigen Kloaken, sind übelriechende Massenquartiere, in denen die Bewohner eng zusammengedrängt hausen in fensterlosen Häusern mit Flachdächern. Schmutzige winklige Gassen sind angefüllt mit Kadavern faulender



Abb. 16. Überwölbte Straße im Mellach zu Marrakesch.

Tiere und allen möglichen Abfällen reger Gewerbetätigkeit, mit schreienden, balgenden Kindern beiderlei Geschlechtes und feilschenden, gestikulierenden Geschäftsleuten. Dazwischen zwängen zahlreiche, entsetzlich abgemagerte Straßenköter und überladene Eselchen mit zerlumpten Treibern, die unaufhörlich mit armdicken Knüppeln auf die längst unempfindlich gewordenen Tiere losschlagen. Myriaden zudringlicher Fliegen durchschwirren die Luft, Berge Unrats verpesten sie und lähmen den Atem derer, die dort zu weilen gezwungen sind.

Unreinlichkeit schafft hier wahre Seuchenherde. Blattern, Typhus, Malaria wüten im Verein mit Haut- und Augenkrankheiten. 1899 rafften die Blattern in Marrakesch 2500 Judenkinder hinweg, zwei Jahre später forderte zu Fes eine Typhusepidemie 3000 Opfer innerhalb dreier Monate! Und in den Küstenorten sind die Verhältnisse womöglich noch schlechter. Im reichsten Judenviertel Marokkos, dem zu Mogador, ist es Ausländern, d. h. Nichtjuden, absolut unmöglich, das Mellach zu queren, so entsetzlicher Pesthauch liegt auf den teilweise überwölbten Gassen!

Anders das Innere jüdischer Häuser. Um große, oft steingepflasterte Höfe laufen breite Holzveranden, von welchen der Hausherr alles im Haus Vorgehende leicht übersehen kann. An den Wänden führt je eine Tür in ein längliches Zimmer, dessen Wände mit religiösen Bildern geschmückt, in wohlhabenden Häusern von prächtigen Fayenceplatten bedeckt sind. An einer Schmalseite zeigt auf erhöhter Estrade aufgeschichtetes Bettzeug die Schlafstelle der Familie an. Meist wohnen mehrere Familien in einem Hause, ganz arme Familien sogar zwei in einem der wenige Quadratmeter umfassenden Zimmer.



Abb. 17. Judenmädchen aus dem Viertel von Mogador.

Die marokkanischen Juden sind ein schöner Menschenschlag. Kraftstrotzende Männer in langen dunkeln Röcken, mit schwarzen Mützen, die tagüber fleißig den mannigfachen Geschäften nachgehen. Und meist einträglichen Geschäften! Silberarbeiter, Wechsler, Seidenhändler, vor allem Kaufleute rekrutieren sich aus Reihen der emsigen Judenschaft. Doch findet man auch Fleischer, Schuster, Lastträger u. a., die sich anstrengender Arbeit widmen. Die Frauen sind in jüngeren Jahren von berückender Schönheit, selbst nach europäischen Begriffen, und bedienen sich äußerst kleidsamer Tracht, doch heiraten sie in frühester Jugend, meist zehnjährig, Mütter von 12—13 Jahren sind keine Seltenheit. Da der Gemahl stets nur wenig älter ist, behalten die jungen Eheleute lange Zeit den kindlichen Sinn und fügen sich willig der Leitung ihrer Eltern, bei denen sie wohnen.

Daß diese Frühheiraten weder auf körperliches Gedeihen noch auf Moralität verderbliche Rückwirkung ausüben können, davon ist rasch

jeder überzeugt, der die kräftigen Männer sieht und die reizenden Frauengestalten mit großen mandelförmigen Glutaugen und sanftem Lächeln, vor allem, der Einblick gewonnen hat in das wirklich rührend patriarchalische Familienleben jener Juden spanischer Herkunft. Es sind ungleich schönere Menschen als ihre in Ungarn und Polen wohnenden Glaubensgenossen.

In jüdischen Häusern kann es auch ausgiebigen Familienzwist geben. So hatte mein jüdischer Gastfreund zu Fes — Najm ben Danim hieß der Tapfere — zwei Frauen. Falls die erste nach bestimmter Zeit keinen Sohn bringt, hat der Jude nämlich das Recht, eine zweite Gefährtin zu wählen, die aber im Rang stets hinter der ersten bleibt. Gleich dem Mohammedaner muß auch der Jude jeder der Frauen eigenen Haushalt bieten, was auch Freund Najm schon des lieben Friedens willen tun mußte. Da nun Gattin Nummer eins immer Lärm schlug, wenn ihr Eheherr und Gebieter bei Nummer zwei länger geweilt, als ihrer Meinung nach gut war, letztere aber ihn keifend empfing, sooft er von der älteren Gattin kam, wuchs die Geschichte dem Bedauernswerten endlich über den Kopf. Eines Tages kam er mit lungenkräftigen Rabbinern angerückt und unterhandelte mit der Familie seiner ersten Ehegesponsin wegen Scheidung von Tisch und Bett. Übrigens gibt es auch in Persien, Tripolitanien usw. unter dortigen Juden Vielweiberei. Das Gesetz der Einehe wurde erst im 12. Jahrhundert durch Rabbi Gerson gegeben. Doch findet man auch da manchmal rührende Züge. Gutherzige Israeliten, denen es die Verhältnisse erlauben, unterhalten lieber einen regelrechten Harem, bevor sie die verblühte Gattin verstoßen. Nicht selten findet man sogar kleine Negerinnen in wohlhabenden Judenfamilien!

Im allgemeinen ist die marokkanische Judenschaft alles andere, nur nicht notleidend. Früher rechtlos und geknechtet, genießt sie jetzt viel größere Freiheit als noch zu Zeiten des tatkräftigen Sultan Mulai Hassan, und diese Freiheit weiß sie auch weidlich auszunützen! Ehemals kam es vor, daß Eingeborene, die Geld benötigten, sich vor einen jüdischen Kaufladen stellten und sobald ein Käufer bezahlte, sich des Geldes bemächtigten. Wehrte sich der Jude, so setzte es Schläge. Heute dagegen bewuchert der Jude Mauren und Berber aus Leibeskräften. Früher durfte kein „Jahudi" feines Tuch am Körper tragen, mußte jeder Tribut zahlen, sooft er Tore durchschritt, wie sie in Fes, Marrakesch die einzelnen Hauamats absperren. Und wehe dem Juden, der das Mellach verlassen und Mohammedanerstraßen betrat, ohne bescheiden die Pantoffel auszuziehen und in der Hand zu tragen — die fanatische Menge hätte ihn zerrissen! Noch zu Beginn der achtziger Jahre, als der aufgeklärte Sultan Hassan diesen Brauch abschaffen wollte, begab sich alsbald eine Judendeputation zu ihm, um

unter Überreichung üblicher Geschenke um Rücknahme der mildernden Verfügung zu bitten, da die Bevölkerung unbarmherzig jeden Hebräer durchprügelte, der des Sultans Befehl auszuführen wagte. Das alles hat sich geändert. Jahrhundertelang benutzte der Jude in Marokko die Unwissenheit der mohammedanischen Bevölkerung zum eigenen Vorteil, sammelte im Schweiße seines Angesichtes artige Vermögen und ließ sich geduldig dafür wie einen Hund behandeln, sich oft genug ohne alle Umstände einen Teil des schlau und mühsam zusammengescharrten Eigentums wieder abnehmen. Ersteres tut er zwar nach wie vor, aber das letztere kann so leicht nicht mehr geschehen. Ihr überlegener Geschäftsgeist machte sie in vielen Berufszweigen zu Herren der Lage. Sie vermitteln den größten Teil des reichen Binnenhandels und des Handelsverkehrs zwischen Europäern und Eingeborenen, betreiben fast alle Geldgeschäfte im Lande und rächen sich durch Wucher tunlichst an ihren ehemaligen Peinigern. In den größeren Städten, besonders an der Küste, zählen sie durchwegs zu wohlhabenderen Gesellschaftsschichten; auch ihre soziale Stellung hat sich vielfach dadurch gehoben, daß sie als europäische Schutzgenossen den Konsulargerichten abendländischer Mächte unterstehen. In letzter Zeit sind viele nach Südamerika ausgewandert, doch so bald als möglich kehren sie wieder in die Heimat zurück.



Abb. 18. Partie des Judenfriedhofs zu Fes.

Aber auch Armut, viel Armut findet man in den Judenvierteln des Atlaslandes, überall aber ist der Fremde, der Reisende, willkommen. Wie oft bin ich dabeigesessen, wenn am Freitagabend der Familienvater die Broche gemacht, das Brot mit uralten hebräischen Worten gesegnet, dann gebrochen, in Salz getaucht und zuerst mir, dem Christen, gegeben, dann seinen Söhnen und zuletzt den weiblichen Gliedern der Familie. Überall findet der Wanderer stets freundliches Entgegenkommen und werktätige Hilfe. Ein Vergleich zwischen diesen Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Juden und den zur Zeit in Galizien und Palästina lebenden fällt unbedingt zugunsten ersterer aus.

Bei jedem noch so kleinen Mellach liegt dessen Friedhof. Oft viel tausend weißgetünchte Lehmblöcke, in deren runden Aufsätzen kleine Nischen freigelassen sind für Öllämpchen, die jeden Freitagabend entzündet werden zur Erinnerung an die, die darunter schlummern.

Schlanke Zypressen grüßen ernst herüber auf diese Stätten ewigen Friedens, die an Sabbatabenden besucht werden von alt und jung. Häufig auch decken schwere Steinplatten und -würfel mit hebräischen Inschriften die Gräber. So auf dem vielhundertjährigen Judenfriedhof zu Tetuan, auf dem Grabplatten zu sehen sind, die von frommen Hebräern aus Spanien mitgebracht wurden. Die Juden von Uasan dürfen ihre Toten nicht in Stadtnähe begraben, sondern am Dschebbel Aschen, drei Stunden östlich der Stadt beim Grab des jüdischen Heiligen Amran ben Diwan. Auch die in sehr kleinen Gruppen zerstreut im Rif lebenden Juden legen ihre Toten nur bei größeren Orten zur ewigen Ruhe. In Tücher gehüllt, werden die Leichen auf Eseln tageweit herbeigebracht.

Von Europa aus geschieht viel, um die geistige Stellung der marokkanischen Judenschaft zu heben. So unterhält die Alliance israélite in fast allen Städten des Scherifats Schulen, deren älteste in Tetuan ist. Die in Fes wird von etwa 300 Schülern besucht, das Lehrpersonal besteht aus zwei französischen Lehrerinnen und zwei Lehrern, von denen einer spanischer, der andere algerischer Jude ist. Alle vier unterrichten in französischer Sprache und werden von der Alliance israélite bezahlt, zum Teil mit deutschem Gelde.

Deutsch gelehrt wird in Marokko nur in der nichtjüdischen, seit Neujahr 1909 zu Tanger eröffneten Deutschen Schule. Und doch würde sich für uns gerade hier ein gar dankbares Arbeitsfeld eröffnen. Die Leute sind aufgeweckt, wißbegierig und unternehmend. Nicht mehr der Willkür maurischer Großer ausgesetzt, ist ihre Kaufkraft und merkantile Sicherheit gewachsen, um so mehr, als sie, wie schon erwähnt, neuestens meist unter fremdem Schutz stehen, der deutsche Großhändler also Handhaben genug hätte, säumige Schuldner zu mahnen. Der junge, immerhin intelligente Jude aus reicher Familie, der als Kind Französisch gelernt, geht auch nach Frankreich zu eventueller weiterer Ausbildung, dort knüpft er Verbindungen und Handelsbeziehungen an, dort schließt er Freundschaften, von dort nimmt er später, was sein Geschäft benötigt, dorthin rollt dann der runde Dukaten, nicht etwa nach Deutschland, dessen Sprache er nicht kennt. Aber das wird der Deutsche nie einsehen! —

Schon im 7. Jahrhundert fanden die arabischen Eroberer zahlreiche Juden im Atlas vor. Als Fes gegründet wurde, erhielt eine jüdische Gemeinde Erlaubnis, sich an der Stadt anzusiedeln. Die meisten anderen Judenviertel wurden angelegt und bevölkert auf Anordnung des Emirs Jakub Abd el Haddsch aus dem Merinidengeschlecht zu Mitte des 13. Jahrhunderts, der größte Teil aber kam nach seiner Vertreibung im 16. Jahrhundert aus Spanien. Die Herrscher Marokkos schützten tunlichst die als Händler wie Handwerker fast unentbehrlichen

Jahudis gegen den Fanatismus der Mohammedaner, wofür sie — wie auch Nichtmohammedaner in türkischen Landen — jährlich per Kopf eine oftmals ziemlich bedeutende Tschesia zahlen mußten, eine Kopfsteuer, nebenher vielfach Gelegenheitsgeschenke und nie rückzahlbare Anleihen, die der jeweilige Sultan bei ihnen machte. Zum Lohn hießen sie Achl ed Dimna, Leute der Verpflichtung, und standen unter besonderem Schutz des Machsen. Doch kümmert sich der freie Atlasbewohner herzlich wenig um den landesherrlichen Schutz, der seinem andersgläubigen Landsmann zuteil werden soll. Maurische Städtebewohner lernten freilich jüdischen Geldbeutel und Unternehmungsgeist respektieren, nicht aber freie Berberleute unabhängiger Striche. Nach wie vor muß der mit Karawanen reisende Hebräer schwer Chua zahlen jedem Stamm, dessen Gebiet er zu durchziehen gezwungen ist. Dieser Tribut wechselt von einem Billun bis zu vielen Duros für jedes Tragtier, das sich bei seiner Gaffla befindet; weigert er sich, wird er geplündert. Häufig genug trifft man solche von allem Hab und Gut entblößte Gestalten auf den Karawanenstraßen des Sultanats. Im allgemeinen jedoch hat sich die Lage der marokkanischen Judenschaft in den letzten beiden Jahrzehnten mächtig gebessert.



Abb. 19. Große Synagoge zu Tetuan.



Abb. 20. Rastende Karawane reisender Europäer unter dem hundertjährigen Ölbaum bei Ain dschdid (Neue Quelle) auf der Straße Tetuan—Tanger.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die marokkanische Judenschaft nichts sehnlicher wünscht als französische Besitzergreifung Marokkos. Sie sehen vor sich das Beispiel ihrer algerischen Glaubensgenossen, die sich unter französischer Flagge in beneidenswerte Lage aufzuschwingen vermochten, und erhoffen für sich Gleiches. Kommt Marokko unter französischen Schutz, so wird es auch natürliche Folge sein, daß die zahlreichen Juden infolge Schlauheit und Geschäftssinn und erleichternder Wirtschaftspolitik der Pariser Regierung schnell alles an sich reißen, was Handel und Industrie an Vorteilen bietet. Der Deutsche sollte überlegen, daß die Republik seit Jahrzehnten dem Atlasjuden schmeichelt, um diesen gar nicht gering einzuschätzenden Faktor an seiner Seite zu haben, sobald es nötig scheint. Der marokkanische Jude repräsentiert marokkanischen Handel — ein Grund mehr für unsere Politiker, scharfe Wacht zu halten über französisches Vorgehen in Marokko!



Abb. 21. Maultierkarawane, zum Abmarsch nach Fes bereit, auf dem Marschan bei Tanger.

4. Auf der Karawanenstraße.

Das Maultier im Atlas. — Karawanenstraßen und deren Beschaffenheit. — Überschreiten der Uidan. — Leistungsfähigkeit der Tragtiere. — Begegnungen. — Blutrache. — Ausgeplünderte Juden, Straßenschießerei, Gefangene. — Wegzoll. — Mittagsrast. — Weitermarsch. — Nachtlager. — Hauptmahlzeit für Menschen und Tiere. — Kasba, ihre Benennung und Besatzung. — Tätigkeit des Amel. — Abendidyll. — Herrliche Nächte.

Im wegearmen Marokko wickelt sich aller Verkehr auf Tragtierrücken ab. Hier zeigt sich wieder, wie verschieden das abendländische Sultanat vom eigentlichen Orient ist. Denn während dort in erster Linie das Kamel Hauptverkehrsmittel ist, spielen im gebirg- und wasserreichen Marokko Maultiere die erste Rolle. Ein gutes Reittier kostet bis zu 800 einheimische Peseten, während Lasttiere oder Reitpferde schon um das Drittel zu haben

sind. Auch sind gute Maultiere im Tragen von Lasten und Klettern auf unwegsamen Gebirgspfaden, im Aushalten von Strapazen und Entbehrungen dem Pferd überlegen, an Schnelligkeit kommen sie ihm fast gleich. Nur im Süden und jenseits der Atlasketten dominiert das Kamel.

Mehrere Straßen durchziehen nach allen Richtungen das Sultanat. Vor allem die uralte Handelsstraße, die von Marrakesch über den Atlas nach Timbuktu am Niger geht. Ferner Frankreichs eifersüchtig gehütete natürliche Einfallslinie — strategisch wie kommerziell — von der algerischen Grenze über den hochwichtigen Sattel von Tasa nach Fes, auf welcher französische Hellseher bereits Bahnen bauen.



Abb. 22. „Die" Brücke bei Fes, aus der Zeit Mulai Ismaels.

Je eine gute Straße geht von der nördlichen Hauptstadt und von Melilia nach dem palmenreichen Tafilelt, alte Wege laufen südwärts bis nach Senegambien, einer ostwärts nach dem südlichen Algerien, eine vielbenützte Linie verbindet die zahlreichen Hafenorte am Atlantischen Ozean, und andere kreuz und quer.

Doch darf man sich dortzulande nicht Straßen in unserem Sinne vorstellen. In den Bergen sind es lediglich Kletterpartien für die Tiere und deren Begleiter, in der Ebene dagegen ausgetretene Hufspuren ungezählter Gaffilen, die im Laufe der Jahrhunderte — vielleicht Jahrtausende — desselben Weges gezogen. — Auch zahlreiche, zur Regenzeit mächtig angeschwollene Flüsse durchströmen das Land, Wasseradern, die vielfach reichen Zufluß erhalten, von denen einzelne recht gut dem Verkehre dienen könnten, wie Uad Sbu und Muluia. Doch

an Schiffahrt in Marokko denkt kaum der unternehmungslustigste Gallier. Wenige, in jammervollem Zustande befindliche Brücken dienen nur dazu, um von vorsichtigen Karawanenmännern in großem Bogen ängstlich umgangen zu werden. Daher gibt das Überschreiten der durch fortwährende Uferrutschungen und Geröllablagerungen eingeengten Flußläufe, deren Bett sich stetig ändert, mit widerspenstigen, sträubenden Tieren immer Heidenarbeit. Mitunter führt der ausgetretene Pfad vom meist hohen Ufer zu einer Furt. Dann macht die Straße großen Umweg zu jener Stelle und geht am anderen Ufer wieder weit, weit zurück, um wieder in die allgemeine Marschrichtung zu



Abb. 23. Paßübergang im Atlas.

kommen. Zur Zeit anhaltender Dürre wandert die Gaffla wohl auch geradedurch, wobei es allerdings vorkommt, daß infolge unbekannter Änderungen des Flußbettes plötzlich das Leittier mit allem Gepäck versinkt und nur schwer wieder geborgen werden kann. Während z. B. im Atlasvorland in den Monaten Oktober und November das Wasser den Pferden mit unheimlicher Schnelle unter dem Körper dahinschießt, benetzt es im Juli und August kaum deren Fesseln.

Welch unglaubliche Lasten Saumtiere, selbst kleine Esel zu schleppen imstande sind, davon hat der Europäer keine Ahnung. So pflegte ich meinen Maultieren mindestens 150 Kilogramm aufzuladen; trotzdem mußten sie aber Straßen wie Tetuan—Tanger in zehn Stunden zurücklegen. Das sind 55 Kilometer Luftlinie, doch voll mächtiger

Umwege mit meist wegelosem Gelände, über Höhenzüge, auf denen sich die Tiere mühsam ihren Weg zwischen Felstrümmern suchen müssen. Das Tragtier mag noch so überladen sein, zeitweilig den Besitzer zu schleppen, ist ihm immer noch möglich. Der afrikanische Esel, auch die kleinere Gattung, ist weit kräftiger, ausdauernder und — folgsamer als sein nordischer Bruder. Er trabt und trabt unverdrossen in kurzen, zappelnden Schritten weiter und weiter, trottet die schlechte Straße so lange entlang, bis er ermattet zusammenbricht. Wenn Schläge mit dem dicken Aukkas ihn auftreiben, eilt er neuerdings so lange weiter, bis er wieder umsinkt. Und das bei karger Kost, ohne jede fürsorgliche Pflege. Sogar Futter sucht er sich selbst während kurzer Ruhestunden.

Bunt und mannigfach gestaltet sich ein Wandertag im straßenarmen Marokko.

Früh, womöglich mit Sonnenaufgang, bricht die Gaffla auf. Eines hinter dem anderen verlassen die bepackten Tragtiere munteren Schrittes den Lagerplatz, verfolgt von lautem Geschrei der Treiber, die während der kühlen Morgenstunden tunlichst weit gelangen wollen. Wohlhabende Mitglieder der Karawane reiten auf Pferden oder Maultieren, ärmere laufen zu Fuß oder benützen kleine Eselchen, wie man sie für wenig Peseten zu kaufen bekommt. Oder sie setzen sich auf das Gepäck, das, in Strohtaschen entsprechend geordnet, zu beiden Seiten des Tragsattels aufgeschnürt ist. Wetterharte Maultiertreiber jedoch, die jahraus, jahrein auf der Landstraße weilen und jeden Stein und jeden Strauch kennen, laufen stets in gleichmäßig schnellem Schritt hinter den anvertrauten Tieren her. Der Sicherheit wegen schließen sich gewöhnlich arme Teufel an, Leute, die oft in des Wortes wahrstem Sinn nichts ihr Eigen nennen, als was sie am Leibe tragen. Und das ist wenig genug.

Begegnen sich zwei Gaffilen auf der Karawanenstraße, so rufen sich die Männer schon von weitem übliche Willkommgrüße zu. Dann erfolgt unter lautem Wortschwalle die langatmige Begrüßung, während die beiden Karawanen kurzen Halt machen. Man fragt einander über Woher und Wohin, wo man das letzte Nachtlager gehalten und wie weit man heute noch zu gelangen gedenke. „Wieviel Menschen und Tiere seid ihr?", „was ist die Ladung?", „wen habt ihr zuletzt begegnet und wo?" und ähnliche Fragen werden gestellt. Rasch erzählt man einander Neuigkeiten von der Küste oder aus der Hauptstadt — und weiter geht die Wanderung, jede nach anderer Seite.

Was erfährt man nicht alles in den wenigen Minuten!

Eine Begegnung wird mir unvergeßlich bleiben. Im Walde von Mamura kreuzten drei Bewaffnete den Weg meiner Gaffla. Auf

meine Frage antwortete einer: „Heute muß eine Karawane mit Männern der Beni Smur kommen, gegen die wir Blutpflicht haben. Wir erwarten sie!" — Blutrache! Uraltes heiliges Gesetz, doppelt furchtbar in einem Lande, wo Menschenleben so geringe werten. — Unweit von Mekines begegneten mir drei Juden, die von Leuten der Beni Hassan total ausgeplündert und bis auf das Hemd ausgezogen worden waren. Ihren mohammedanischen Dienern aber hatte man nichts genommen. Hinter Sfru kam ich eben zu einer Schießerei zwischen den Uled el Hadsch und den Ait Jussi, während in einem Duar der Knesfa, als ich dort Gastfreundschaft über Nacht beanspruchte, gerade



Abb. 24. Mittagrast unter Feigenbäumen.

zwei Gefangene der Uled Hamdan an Händen und Füßen gebunden vor der Nuvalla ed Dschaffa lagen — sie sollten des anderen Tages zum Stammeskaid geführt werden zur Aburteilung. Das sind alltägliche Vorkommnisse im unruhigen Marokko. —

Doch weiter vorbei an hüttenreichen Dörfern, an wohlgepflegten Gärten mit prachtvollen Feigenbäumen, eingefriedet von mächtigen Agaven und ungeheuren Opuntien oder dichten Wacholderbüschen, in deren Schatten jugendliche Wächter der saftigen Früchte lungern. Dann kommen zeitweilig Alfabüschel und Tamariskengestrüpp als gewöhnliche Steppenvegetation, oder verkrüppelte Fächerpalmen, die kaum meterhoch aus dem Boden schießen. Oft heißt es Wegzoll zahlen für ungehindertes Überschreiten der Stammgrenze! Da entspinnen sich endlose Reden, die Wanderer wollen sich in den seltensten

Fällen schröpfen lassen, die Wächter weigern den Eintritt ins gelobte Land. Aber wenn auch die Sache noch so bedrohlichen Anschein hat, stets einigt man sich gütlich und scheidet im Frieden. — Viele Striche Marokkos sind bedeckt mit fußtiefem Sand; nur mühsam arbeiten sich dort die Tiere vorwärts, bei jedem Schritte weit über die Fesseln einsinkend. Schwitzend und keuchend und stöhnend stampfen die Menschen nach und rufen unzähligemal Mulai Idris an, Marokkos vielgeplagten Schutzpatron. Der erbarmt sich endlich seiner fluchenden Verehrer und sendet festeren Boden, auf dem alsbald unter lauten „Arra"-Rufen in flottem Schritt weitergeeilt wird. —

Wenn Menschen und Tiere mehrere Stunden gewandert sind und die Sonne bereits hoch am Himmel steht, wenn der anfangs so stete Schritt sich immer mehr und mehr verlangsamt und antreibende Rufe immer lauter werden, dann sucht sich der Karawanenführer ein geeignetes Plätzchen, an welchem die Gesellschaft Mittagsrast halten kann. Im Schatten wilder Feigenbäume macht sie halt. Maultieren und Saumpferden werden die Lasten abgenommen, die Vorderbeine zusammengekoppelt, damit sie keine langen Schritte zu machen imstande sind, dann läßt man sie laufen und das kärgliche Futter selber suchen. Die Wanderer nehmen ebenfalls ihr frugales Mahl ein, meist etwas Feigen oder Trauben und Brot, und dann überläßt sich mit Ausnahme eines Wächters alles kurze Zeit stärkendem Schlafe.

Nach etwa drei Stunden wird neuerdings aufgebrochen. In gleichmäßig schneller Gangart wandert die Karawane wieder den Weg entlang. Da lockert sich das Gepäck des Leittieres ein wenig. Ein kurzer Zuruf ertönt, das Ganze stockt, zwei Männer (siehe Abbildung 25) eilen herbei, ziehen die Stricke an, ordnen die Ballen, und weiter geht der Marsch, bergauf, bergab im ewig hügeligen Gelände. Da ist ein Flußlauf zu überschreiten, dort einer Sebcha auszuweichen, oft auch umgeht man eine Ansiedlung in weitem Bogen, deren Bewohner nicht ganz einwandfreies Benehmen pflegen, oder aber es läuft ein Mann hinüber und besucht Bekannte des Dorfes, an welchem gerade vorbeigeritten wird. — So geht es bis gegen Abend. Die müden Tiere verlangsamen wieder den Schritt trotz unaufhörlicher Rufe der Treiber, und diese selbst erklingen weitaus nicht mehr so kräftig wie vormittags. Endlich gelangt man in die Nähe eines der altgewohnten Lagerplätze. Instinktiv greifen die Vierfüßler wieder besser aus, und auch die Menschen zeigen einander frohlockend das winkende Ziel, den Duar oder die Kasba, wo die Zelte aufgeschlagen werden sollen.

Vor der Umzäunung angelangt, unterhandelt man mit den Bewohnern um die Erlaubnis, den Dorffrieden betreten zu dürfen. Denn nicht jeder darf ohne weiteres eintreten in die Stätte der Ruhe, erst



Abb. 25. Festziehen des Gepäckes während des Marsches.



Abb. 26. Kamelkarawane bei Kasablanka.

3*

wollen die Leute sicher sein, daß es wirkliche Wanderer, keine Haramije sind, die Einlaß und Gastfreundschaft heischen. Sowie das Verhör glücklich überstanden ist, drängt alles ins Dorfinnere. Die Tiere werden abgeladen und zur Tränke geführt, worauf man sie nebeneinander an ein langes Seil bindet und ihnen Futter vorwirft. Bald stehen luftige Leinenhäuschen. Die Gafflaleute kochen ein bescheidenes Abendmahl auf offenem Feuer, Dorfbewohner bringen Eier dazu, auch wohl Brot, Ziegenkäse oder frische Milch, und alles gibt sich ersehntem Schmaus hin. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen die wetterharten Männer von der freien Karawanenstraße im Kreise, die Schüssel in der Mitte, ein Messer hängt jedem an der Seite, mehr braucht keiner. Allah gab fünf Finger, die müssen genügen — und bald hört man nur kräftiges Schmatzen und Schnalzen hungeriger Wanderer, die nach des Tages Strapazen sich an voller Schüssel gütlich tun. —



Abb. 27. Aufschlagen des Zeltes in der Ebene von Haha, Straße gen Marrakesch.

Befestigte Herbergen stehen in gewissen Abständen längs der größeren Verbindungsstraßen, meist auf Tagreisen entfernt voneinander. Besonders an Wegkreuzungen sind sie oft zu finden, diese verteidigungsfähigen Blockhäuser, die im Osten bald Karwan serai (Wanderers Haus), bald Chan genannt werden. In Indien führen sie auch die Namen Dak-Bangla und Bungalow und sind Einrichtungen, die schon seit urdenklichen Zeiten in allen verkehrsarmen Landen wegmüden Wanderern die Pforten gastlich geöffnet halten. In keinem Lande der Welt kommt aber der dem Reisenden gebotene Schutz mehr zur Geltung als gerade im rauhen Atlasgebiete.

Kasba, d. h. Festung, nennt man hier die verfallenen Mauervierecke, in denen ein Kaid oder Amel mit etwelchen verwahrlosten Asakri haust. Die Leutchen führen ein äußerst behagliches Leben, nie gestört von neugierigen Vorgesetzten und anderen unerwünschten Besuchen. Denn Inspektionen und derlei im gesitteten Europa bei den Beteiligten herzlich unbeliebte Einrichtungen kennt das militärisch so gemütliche Marokko nicht. Meist ist das Ganze nur ein großer Hof, 40 bis 60 Schritt nach jeder Seite, umgeben von einer Anzahl an

die drei bis vier Meter hohe Mauer angeklebter halbverfallener Gebäude; ein größeres Loch ist zur unvermeidlichen Dschama eingerichtet, ein kleiner, turmähnlicher Aufbau bezeichnet ihre Bestimmung. Unweit wohnt der Kommandant, dessen Ruhe nur durch die lästigen Gebetszeiten gestört wird. Am liebsten würde der gute Mann überhaupt nie aus seinem Haschischrausch aufwachen. Aber auch ein marokkanischer Amil hat Pflichten, als da sind: Vorbeten, Einstreichen der bestimmten Abgabe, die ein besonders vertrauter Untergebener den Wanderern für das Nächtigen in der Kasba abnimmt. Er soll den Schiedsrichter spielen, wenn sich zwei oder mehrere gute Freunde in den Haaren liegen, muß arme Teufel durchprügeln lassen, die irgendwelcher Missetat bezichtigt werden, muß die Muna untersuchen, welche zu liefern die Bewohner der Umgebung gehalten sind, und was der zeitraubenden Sachen mehr sind. Er ist also ein vielgeplagter Mann, dem gelegentlicher kleiner Haschischrausch wohl zu gönnen ist! Doch kommt es auch vor, daß der Machsen einen energischeren Mann an diese Stelle setzt, der alsbald Ordnung in der Umgebung schafft und seinem Namen sowie der von ihm beaufsichtigten Kasba Respekt verschafft. Wo ein so seltener Kaid auftaucht, erhält die Herberge bald dessen Namen, der ihr dann meist lange Zeit verbleibt.


Abb. 28. Kamelgruppe an der Mauer von Kasba Seluan.

Der Innenhof dieser in Marokko auch Nsala, d. h. Absteigequartier, genannten Schutzhäuser liegt bei Tag wie tot. Erst abends kommt Leben zwischen die Mauern. Wenn Karawanen eingekehrt sind, werden zuerst die Tiere versorgt, denn in Gegenden ohne Eisenbahnen und fahrbare Straßen kommt stets zuerst das liebe Vieh und dann Gottes Ebenbild. Bei rauhem Wetter findet letzteres wohl auch Unterschlupf in kleinen fensterlosen Löchern, aber der strapazengewohnte Karawanenmann nächtigt bei halbwegs günstiger Witterung viel lieber im Freien, unter südlich mildem Himmel.

Es stehen und liegen an längsgespannten Seilen reihenweise Pferde, Maultiere und stämmige Esel, hörbar fressend an vorgeworfenem



Abb. 29. Fonduk in Saffi.

Futter. Mit zusammengebundenen Knien kauen gemächlich nebeneinanderliegende Kamele. Feuer werden entzündet, man kocht Kußkſu und in getrockneten Streifen mitgebrachtes Hammelfleiſch oder Geflügel, das dem Teewirt abgekauft wird, oder man ſchlägt Eier in verdächtig duftendes Öl. Dazu gibt es große Fladen wohlſchmeckenden arabiſchen Brotes, das zwar auf der Karawanenſtraße nie friſch iſt, aber ausgehungerten Leuten trefflich mundet. So es gar zu hart iſt, wird es angefeuchtet und über das Holzkohlenfeuer gehalten. Der nach innen dringende Dunſt macht das derbe Gebäck weicher. Häufig muß auch Obſt und Brot genügen, um den knurrenden Magen zu befriedigen, wie Feigen, Trauben oder Granaten, oder die Männer tauchen das Brot in „Semen", in wochenalte, ranzig ſchmeckende Butter — Genügſamkeit gehört zu den erſten Tugenden des Wanderers! Doch wenn dann glutheißer Tee in kleinen Gläſern dampft, von wohlhabenderen Reiſenden an ärmere verteilt, dann ſitzen die markigen Geſtalten um rauchende Feuer und erzählen uralte Räuberſtückchen oder kühne Taten berühmter Karawanenführer. Wenn funkelnde Sternbilder am dunkeln Himmel flimmern und der Mond fahlen Glanz auf die phantaſtiſchen Gruppen am Feuer wirft, ſind die Mühen des Wandertages vergeſſen. Man genießt des Abends wunderbare Schönheit, atmet würzige Luft und horcht den ſchrecklichen Heldentaten, die jeder einzelne vollführt haben will. Dann wird es Zeit, den allverſöhnenden Schlafgott anzurufen, einer nach dem anderen hüllt ſich in Decke oder Burnus. Zwiſchen Kiſten und Ballen gekauert, vertraut ſich alles der Fürſorge Allahs, der ſchnarchenden Wächter und der kläffenden Hunde. Bald iſt nichts mehr hörbar wie der Golddroſſel melodiſcher Schlag. —

Da ertönen plötzlich kaum vernehmbare Klänge. Als ob auf endlosen Ebenen der weiten Pußta ein Zigeunersohn wehmütig zitternde Melodien seiner trauten Geige entlocke; dann wieder wie leiser Orgelklang aus christlichem Gotteshaus. Und jetzt wie das Lied, das in schönen Vollmondnächten auf verschwiegenen Terrassen vornehmer Maurenhäuser erklingt, gespielt von liebeskranken Jünglingen, voll zitternder Sehnsucht nach schwarzhaarigen Mädchen! — Forscht man nach den seltsam weichen Klängen, so entpuppt der Künstler sich als armer wandernder Städter. Schlaf flieht ihn, denn seine Gedanken weilen bei einer dunkeläugigen Fatma. Nun entlockt er der primitiven Gimbri wundervoll süße Töne, singt ganz leise ein Lied, das vielleicht vor Jahrhunderten erklang vom Munde stolzer Ahnen, an grünen Ufern des villenumsäumten Uad el Kebir, oder hoch oben im Dickichte, wo heute noch auf rotem Fels vielsäulig die Alhambra steht ... Mit dieser Sphärenmusik mischt sich dumpfes Rauschen, wie es jede Volksmenge im Gefolge hat, daraus erschallen einzeln unterdrückte Rufe, von Fern tönt heiseres Gebell, ausgestoßen von hungrigen Schakalen. Doch immer leiser wird es ringsum, ein Feuer erstirbt nach dem anderen, kaum merkt man, wie nächtlicher Wind die Kronen der Palmen und Wacholderbüsche bewegt. Über den ruhenden Gruppen leuchten gleich goldenen Ampeln eines ungeheuren Domes hellblinkende Sterne, nur von Zeit zu Zeit läßt eine Hyäne, das Lager umschleichend, ihr gräßliches Lachen hören — — bis nach wenigen Stunden des Wächters lauter Ruf erschallt. Er weckt die Gläubigen zum Gebet, auf daß sie vor Beginn des neuen Tagmarsches frommer Moslemin erste Pflicht erfüllen. „Herbei zum Gebete, herbei zur frommen Handlung! Gebet ist besser als Schlaf! Haja ala es salat, haja ala fälla! Allahu akbar, allahu akbar!“



Abb. 30. Hamar auf der Straße nach Fes.

5. Dorfleben.

Ferka, Tribu. Suawach. — Franzosenhaß. — Ziegenhaarzelte und Zweighütten. — Der Fekih, seine Msib und die Tolbas. — „Inschaallah hu deffamuk!“ — Das Tagewerk. — Einehe. — Nualla ed Dschaffa. — Die heilige Gastfreundschaft. — Nachtleben im Duar.

Arm, sehr arm sind die Landbewohner des Scherifats. In weit auseinanderstehenden Dörfern hausen die Stämme, immer zahlreiche, durch Verwandtschaft aneinandergefesselte Familien beisammen, ein wohlhabendes Familienoberhaupt wird zum Scheik der ganzen Ortschaft gewählt. Mehrere Tschor oder Duar bilden eine Ferka, eine Stammesunterabteilung, die wieder einen Kaid kürt. Diese einzelnen Teile, die nicht immer friedlich nebeneinander hausen, bilden erst den Stamm, dessen Einheit in arabischer Sprache Tribu, bei Berbern Kabila genannt wird. Selten steht ein Großkaid dem ganzen Stamme vor, noch seltener treten mehrere zusammen und bilden dann einen achtunggebietenden Körper, mit dem jeder marokkanische Machthaber rechnen muß. Eine der berühmtesten Vereinigungen dieser Art war die Suawach auf algerischem Boden, die den französischen Eroberern lange Zeit heiß zu schaffen machte. Davon stammt das Wort Zuaven. Die marokkanischen Berberstämme jedoch sind zu unbändig und kampfesfroh, um sich auf die Dauer zu vertragen. Fortwährend herrschen größere Fehden in irgendeinem Teil Marokkos, fast überall kleinere. Immer haben einzelne Familien in jedem Stamme Blutrache auszutragen mit Stammesgenossen oder Angehörigen anderer Kbail. In einem aber sind alle einig, vom äußersten Südwinkel bis hinauf nach Tanger und an die Ostgrenze: glühender, unauslöschlicher Haß beseelt sie gegen Franzosen, Wut und Verachtung gegen Spanier. Herausforderndes Auftreten anmaßender Gallier und dreister Hidalgos, militärische Übergriffe an den Grenzen der spanischen Presidios und des französischen Algerien, Anmaßungen in europäischem Handel geöffneten Küstenstädten und fortwährende diplomatische Vergewaltigungen, von denen das Volk gar schnell erfährt, schüren Franzosenhaß und Spanierverachtung immer von neuem. Nur zu gut hat des Marokkaners gesunder Sinn schon vor Jahrzehnten die Absichten der Republik auf seine Heimat erkannt, wohl viel früher, als alle Diplomaten des überzivilisierten Europa! Besonders an der algerischen Grenze wohnende Stämme haben unendlich zu leiden unter angeblich „zur Bestrafung raublustiger Harkas“ unternommenen Expeditionen. In ganz Marokko legen die Dörfer emsig jeden Duro zur Seite, um in den ersehnten Gemeinbesitz eines oder mehrerer guter Mehrlader zu gelangen! Moderne Mausergewehre

oder -karabiner werden mit dem Acht- und Zehnfachen ihres wirklichen Wertes bezahlt. —

Man unterscheidet verschiedenerlei Behausungen und Ansiedlungen: bewegliche Zeltlager nomadisierender Stämme und stabilere Hüttenbauten aus Zweiggeflecht. Auf den Hängen des Atlas stehen auch im Norden festere Lehmhütten mit flachen, im Süden Steinbauten mit spitzen Dächern. Die von wandernden Stämmen benützten Ziegenhaarzelte werden Chaima (Mehrz. Khemli) genannt. Sie sind in der Mitte etwa 2 Meter hoch, haben 4—6 Meter im Quadrat und werden stets in zwei auseinanderstehenden Längsreihen aufgestellt. Diese Nomadenwohnungen sehen sich in Form und Farbe überall gleich, wo arabische Sprache klingt, in Marokko, Algerien und der Sahara, in Arabien wie am Nil und im Zwischenstromland, soweit viehzüchtende Stämme von einem Weideplatz zum andern ziehen. Die Frauen weben selbst das fingerdicke, rauhe Ziegenhaargewebe, das in üblicher Form den Zelten das Aussehen umgestürzter Kielboote verleiht. Die von zwei Pflöcken gestützte Decke hebt der Landbewohner an den Ecken meterhoch, um frischer Luft freien Durchzug zu ermöglichen, und umgibt den Raum mit einer Schilfmatte oder kleinen Hecke aus Dorngestrüpp, damit Tieren der Eintritt und Menschen der Blick in sein Heim verwehrt sei. Im Winter dagegen befestigt er die Zeltenden am Boden, wirft womöglich etwas Erde über den Rand und diese einfache Behausung muß dem abgehärteten Dorfbewohner genügend Schutz bieten gegen die Unbilden des rauhen Winters, der in den Bergen des Atlas ebenso heftig auftritt wie in Mitteleuropa. — Ein Binsenvorhang trennt das Zelt in zwei Abteilungen, von denen eine den Eltern, die andere den zahlreichen Kindern zum nächtlichen Aufenthalt dient — bei Tag befindet sich ja doch alles im Freien. Diese Einrichtung allein zeigt, um wieviel der Bewohner Marokkos sittlich höher steht als seine semitischen Glaubensgenossen in den östlicheren Ländern des Islam.



Abb. 31. Zelte nomadisierender Hirten der Westküste.

In jedem Duar steht ein größeres Zelt, in welchem ein sich hierzu berufen fühlender Graubart als Schulmeister (Fekih) waltet.

Die Bezahlung des guten Mannes erfolgt gewöhnlich in Naturalien — wenn sie überhaupt erfolgt —, denn Bargeld ist ein selten Ding in entlegenen Dörfern, selbst an großen Karawanenstraßen nicht viel häufiger. Für entsprechenden Anteil an Milch, Eiern, Getreide usw. drillt der Lehrer den zerlumpten Jungen Tag für Tag die alten Weisheiten des Koran ein, seine Schüler leiern mit lauter Stimme die vorgesagten Worte nach unter beständigem Wiegen des Oberkörpers, was den Geist der hoffnungsvollen Sprößlinge schwerlich zu selbständigem Denken erzieht. „Inschaallah hu deffamuk!“ antwortet der Gelehrte gewöhnlich auf jede Frage wißbegieriger Jungen: „So Gott will, wirst du es schon einmal verstehen lernen!“ Denn meistens



Abb. 52. Nomadenhütten in der Schanja.

begreift er selbst nur wenige der verzwickten Aussprüche von er Rasul, dem Gesandten Gottes. Der Anbruch des jungen Tages findet die edle Gesellschaft versammelt; man hört eintöniges, aber lautes Leiern der verschiedenen Suren des Koran, ein heilloses Stimmengewirr, in dem jeder des andern Worte zu übertönen sucht und das beredtes Zeugnis ablegt von der Kraft und Ausdauer jugendlicher Berberlungen. Doch kommen die braven Jünger der Wissenschaft in die Msib, wenn es ihnen beliebt, und bleiben aus, sooft sie sich interessantere oder nützlichere Beschäftigung wissen. —

Morgens bei Tagesanbruch erhebt man sich vom Lager. Der Mann erledigt das Morgengebet, doch nicht immer; es gibt viele Berberstämme in den Bergen und Schluchten des Atlas, die den Propheten kaum dem Namen nach kennen, andere, bei denen er im Rang hinter dem Dorfheiligen steht — sprechen doch viele kaum

die Sprache der Religion. Nach dem Gebete geht der Mann an die Arbeit, er bestellt kärgliche Äcker, denen er in hartem Kampfe mit primitiven Werkzeugen das Nötigste zum Leben abringt, denn die Berghänge des Atlas sind nicht allzu freigebig mit Gaben der Natur. Die Frau melkt Kühe, die von der halbwüchsigen Jugend zur Weide getrieben und dort tagsüber beaufsichtigt werden. Auch als Wächter der Feigen- und Olivengärten dienen männliche Sprößlinge, während Mädchen von frühester Jugend ihren Müttern helfen müssen bei den vielerlei Verrichtungen, die der Frau obliegen. Sie schaffen Wasser herbei, mahlen Getreide und weben rauhe Stoffe, mit denen sich Marokkos Dorfbewohner kleiden. Abends richten sie dann



Abb. 33. Hüttengruppe in der Ebene von Fas.

ungeheure Quantitäten Kuskussu, von denen der Herr und Gebieter unglaubliche Mengen verschlingt. Erst wenn lautes Rülpsen anzeigt, daß sein ewig knurrender Magen befriedigt ist und eine Tochter Wasser gereicht hat zum Waschen der Hände, dürfen Weib und Kind daran denken, übriggebliebenen Speisen die ersehnte Aufmerksamkeit zu widmen.

Dem Berber genügt eine Frau. Erstens des lieben Friedens, zweitens des leidigen Kostenpunktes wegen. Er ist eben auch der Ansicht, daß eine Lebensgefährtin hinreichend ist, um neben Rosen auch unvermeidliche Dornen ins irdische Leben zu flechten! Gleich der Frau des Wüstenbewohners geht auch die Berberfrau unverschleiert, ihr wäre dies überflüssige Stück nur hinderlich bei der mannigfachen Tätigkeit. Doch steht sie körperlich nicht zurück hinter den „Gazellen der Wüste", wie Dichter der blumenreichen arabischen Sprache ihre

Schönen bezeichnen, und nur frühe Heirat und Übermaß an Arbeit bewirken, daß die zierlichen Geschöpfe so rasch altern.

Wie im Zeltdorf, so spielt sich auch das Leben ab im Duar aus Reisighütten. Ihre Bewohner sind weniger Nomaden als vielmehr Ackerbauer, wie sie denn auch in den fruchtbaren Hochebenen und dem hügeligen Vorland des Atlas ansässig sind. Ja, in den Abhängen des eigentlichen Atlasgebirges findet man auch gemauerte Gebäude mit spitzen Dächern, in welchen sich recht gut wohnen läßt. Auch steht in jedem Duar eine geräumige Hütte, die Nualla ed Dschaffa,



Abb. 54. Zweighütte im Norden Marokkos.

die fremden Wanderern stets gastlich geöffnet ist. Wenn die Sonne sinkt, kommen auch meist Karawanen, um den Schutz des Dorffriedens anzurufen. Sobald sich die wachsamen Dorfleute überzeugt haben, daß wirklich friedliche Reisende angekommen sind, werden die schußfertigen Gewehre beiseitegelehnt, die Ankömmlinge begrüßt und Menschen wie Tieren ihr Platz für die Nacht angewiesen. Wer einmal die aus langstacheligen Opuntien und Aloen oder Wacholdergebüsch bestehende Einfriedung überschritten hat, der ist geborgen, kann zählen auf alle Gewehre des Dorfes im Falle der Not — die Dschaffa ist heilig selbst raublustigen Söhnen des Südens.

Wenn endlich die schmale Lücke in der Umzäunung geschlossen, das Vieh im freien Mittelraum geborgen ist, qualmen zahlreiche

Feuer, deren flackernder Schein scharfe Schatten sehniger Berberleute auf den hartgestampften Boden zeichnet. Die vielgeliebte Teekanne wird nur leer, um wieder gefüllt zu werden, kleine Gläschen kreisen ununterbrochen. Von draußen tönt mitunter markerschütterndes Geheul einsam streifender Hyänen oder man hört spitzköpfige Dorfhunde in wütendem Gekläff mit Schakalen um die Reste gefallener Tiere streiten. Unbekümmert darum läßt der Pirol seinen melodischen Schlag hören, aus Wacholder- oder Oleanderbüschen tönt der Nachtigallen schmelzender Sang. Die bärtigen Männer am stark rauchenden Feuer schmauchen Kif aus dünnen Pfeifen mit winzigen Köpfen und erzählen haarsträubend ausgeschmückte Geschichtchen aus vergangenen Tagen. Jeder berichtet von Heldentaten seiner Ahnen, vergißt auch nie die eigenen. Andere schildern die in fernen Landen geschauten und gehörten Wunder, ein wandernder Gaukler führt bescheidene Kunststückchen auf und erzählt mit singender Stimme zum hundertstenmal das gleiche Lied vom tapferen Kaid und der schönen Laila. Manchmal tönt vom Nachbardorf gewaltiger Lärm, quietschende Töne des Dudelsackes, unterbrochen von dumpfen Schlägen auf umfangreiche Topftrommeln, dazwischen leise verklingender Gesang weiblicher Stimmen — Hochzeit! Flintensalven, von Verwandten des Bräutigams abgefeuert, folgen einander in kurzen Zwischenräumen, bis es endlich stille wird. Dann wickeln sich die Dorfbewohner in Haik oder Dschelabba und suchen windgeschützte Winkel auf zu kurzem Schlaf. Schon vor Sonnenaufgang regt sich wieder erstes Leben.



Abb. 35. Dorf in der Provinz Gharb.



Abb. 36. Blick auf Fes.

6. Spaziergang durch Fes.

Lage und Stellung der Stadt. — Entschwundener Glanz. — Heutiger Zustand. — Ruinen alter Kunstwerke. — Vor der Machsenia. — Bunte Typen. — Am Marktplatz. — In den Suaks. — Das Bab el Machruk. — Einzigartige Kanalisierung. — Spuren ehemaligen Umfanges. — Zahn der Zeiten.

In großer, von zahlreichen Bächen durchströmter Ebene liegt zu beiden Seiten des glitzernden Perlenflusses Fes, die Stadt der Alauji und vielen Heiligen, das Zentrum geistiger Kultur in den Atlasländern, als letztes Bollwerk im Westen ein fester Hort des starrsten Islam. Ist die südlichste Hügelwelle des Dschebbel Serhun überschritten, so zeigt sich die Hauptstadt des Scherifenreiches mit den 100000 Einwohnern als lange weiße Linie, glänzend im grellen Sonnenlicht, überragt von einem Wald aus Zinnen, Palmwipfeln und Gebettürmen, umgeben von zahlreichen Dörfern und Zeltlagern. Durch die weite Ebene schlängelt sich gleich einem Silberfaden der Fluß, zu beiden Seiten üppige Gartenflora und mächtige Fruchtfelder. Dazwischen dunkles Grün von Maulbeer- und Feigenbäumen und lange Reihen abgrenzender Aloen. Geräumige Moscheen, eine Gelehrtenschule, an Rang der großen Ashar in Kairo gleich, eine weithin berühmte Bibliothek, den gewaltigen Sultanspalast, in dessen Umwallung ungeheure Gärten und spiegelnde Seen angelegt sind, riesige Warenhallen und

zahlreiche Herbergen für Mensch und Tier und viel anderes umschließen die zinngekrönten Mauern der sagenumwobenen Stadt. Hier strömt der Handel des Reiches und die Zentralgewalt von Marokkos despotischer Regierung zusammen, von hier aus werden Europas überschlaue Diplomaten jahraus, jahrein zum besten gehalten.

Die Gunst der Lage schuf an den Ufern des Uadi Sbu einen Handelsplatz, in dem alle Karawanenstraßen des Landes zusammenlaufen, dem Marrakesch, die zweite, südlichere Hauptstadt des Sultanats, zu keinen Zeiten den Rang abzulaufen vermochte. Aber auch Fes ist herabgesunken von der glänzenden Höhe, die es innegehabt. Von 800 Gotteshäusern riefen vor einem Jahrtausend Tempeldiener zum Gebet — heute steht kaum ein Fünftel davon. Wie überall in der mohammedanischen Welt ist auch hier an die Stelle früheren Glanzes und Ruhmes unaufhaltsamer Verfall und Elend getreten, denn Verharren in erworbener Kultur bedeutet Rückgang gegenüber vorwärtsschreitenden Völkern!



Abb. 57. Alte Tore in Fes el Bali.

Im Innern alles noch unberührt von abendländischem Einfluß. Kein Haus europäischen Stils, kein Lebewesen mit fränkischer Kleidung in der ganzen Stadt. Nur lange nackte Häuserfronten, hohe fensterlose Mauern voll klaffender Risse mit regellos angebrachten Gucklöchern. Enge winklige Gassen, die bald steil aufsteigen, bald rapid abfallen. Bedeckt mit Schmutz und Steingeröll und Bergen von Abfällen jeder Art, gleichen die bogenbedeckten Wege riesigen überwölbten

Kehrichtlöchern. Wer nicht ortsheimisch ist, gerät fortwährend in dunkle Sackgassen mit feuchter, moderiger Luft, bedeckt mit Kadavern faulender Tiere und fußtiefem Staub. Über den ekeln Abfällen summen dichte Fliegenschwärme, die unfreiwilligen Besuchern in Ohren, Nase, Mund kriechen, fürchterlicher Gestank legt sich lähmend auf die Brust — — so sind die Straßen der prunkvollen Scherifenresidenz.

Die breite Hauptverkehrsader mit ihrem pulsierenden Leben läßt an Mannigfaltigkeit wenig zu wünschen übrig. Sie zieht sich vom



Abb. 38. Vor der Machsenia zu Fes.

Bab es Segma durch die ganze Stadt in unzähligen Biegungen, oftmals unterbrochen von großen Plätzen, häufig gesperrt durch schwere Pforten, deren es achtzehn gibt in den Straßen von Fes, gemäß den 18 Hauamats. Ihre hufeisenförmigen Bogen sind wunderbar verziert mit kunstvoll verschlungenen Arabesken und religiösen Inschriften, aber diese Merkmale einstigen Könnens sind verfallen, die Schrift ist unleserlich geworden, die Struktur kaum noch erkennbar. Darunter wandeln gemächlich Achl el Fasi, von Erinnerung zehrende Bewohner der Stadt, sie träumen von der Kulturblüte ihrer Ahnen. Niemandem wird es einfallen, die prächtigen Zeugen alter Kunst vor dem

Ruin bewahren zu wollen. Wenn Allah es nicht wollte, würden die Bauten nicht verfallen. Und gegen seinen Ratschluß handeln ist sündhaft.

Wir geraten auf einen freien Platz. Rechts und links starren hohe nackte Wände empor. Auf einer Seite drei Tore, das mittlere aus unauffindbaren Gründen vermauert, sie führen zum Bab el Gis, wo die belebte Karawanenstraße nach Tanger mündet. Den drei Pforten gegenüber ist der Haupteingang zum Dar el Machsen, dem Haus der Regierung und Heim des Gebieters über Marokko. An der Außenwand des Sultanspalastes stehen luftige Zelte unter zinnen-



Abb. 59. Basareingang in Neu-Fes.

geschmückter Mauer. Hier weilt Mulai Hafids barfüßige Garde und frönt geliebtem Nichtstun. Ein Muhasni hält träumend das Pferd am Zügel, ein anderer bessert Sattelzeug aus. Eine Gruppe läßt die Sibsi kreisen, die andere betrachtet die bunten Bilder, wie sie in rascher Folge vorüberziehen: Reiter in schneeweißem Selham auf kohlschwarzen Berbergäulen, vornehme Mauren auf wohlgenährten Maultieren, Juden in schwarzem Kaftan und zerlumpte Dorfbewohner, Bergberber in kurzer Dschelabba, keuchende Träger schleppen unglaubliche Lasten, vermummte Weiber drücken sich scheu die Wände entlang, dicke Würdenträger kommen des Weges in Begleitung grinsender Negersklaven, ein Askri treibt seinen altersschwachen Esel vor sich her und läßt den Kopf ebenso trübselig hängen wie der Grauschimmel. Dazwischen Wasserträger, arabische Schuhflicker, jüdische Näherinnen,

gravitätische Mauren — ein Getriebe, würdig der größten Handelsknoten unserer Erdhälfte.

Jetzt gelangt man auf den Marktplatz. Suk el Chmis, d. h. Donnerstagmarkt, heißt er, da er besonders an diesem Tage stark besucht wird. Unzählige Hütten umsäumen ihn, luftige Häuschen aus Schilf und Weidengeflecht, auch viele Zelte, errichtet aus zu anderen Zwecken unbrauchbar gewordenen Säcken und Matten. Darunter wird alles feilgehalten, was das Land hervorbringt. — An zahlreichen



Abb. 40. Koranschule zu Fes.

Funadik vorbei erreichen wir die Basare, oder wie der Maghrebi sagt, den Suk, der zu den berühmtesten in mohammedanischer Welt gehört. Schattige Gänge mit dichtgereihten Buden, die angefüllt sind mit Erzeugnissen heimischer und fremder Kunst. Überall wimmelt es von Kapuzenmänteln, die den Marokkaner von Glaubensgenossen anderer Länder unterscheidet. Ausrufer durchdrängen anpreisend die Menge. Weiße und blaue Burnusse hängen an den Wänden, herrlich eingelegte Steinschloßflinten und moderne Schießwaffen, alte Reiterpistolen, Schwerter und Degen aller europäischen Armeen, wuchtige Sikkin mit aufwärts gebogenen Parierstangen und Kumias von typisch

marokkanischer Form mit übermäßig gekrümmter Scheide. Dazwischen prachtvolle Teppiche aus Rabat und Kasablanka und schöne Lederarbeiten aus Saffi, Fes und Marrakesch. Da sind Berge gelber Lederpantoffeln, im Gebrauch vom Atlantischen Ozean bis an die Küste von Kyrenaika, rote Schuari, die jeder Marokkaner unter dem Mantel trägt, Massen tönerner Kühlkrüge, Schnitzereien und viel andere Zeugen heimischer Industrie. Aber auch sehr viele Waren europäischer Abstammung (siehe Abb. 41).



Abb. 41. Straße der Seidenhändler im Basar zu Fes.

Wir gehen vorüber an der Karuin, der größten Dschama von Fes, und an jener, die den beiden Idrisen gewidmet ist, dem Nationalheiligen Marokkos und dessen Sohn, der das stolze Fes gegründet. Aus kühlen gedeckten Gängen betritt man durch aufwärts steigende Straßen Fes el Dschdid, Neu-Fes. Daran schließt im Süden das Mellach, das Judenviertel. Die vielen Tore durchschreitend, erreicht man die freie Umgebung, von allen Richtungen führen belebte Straßen zu den Eingängen der Stadt. Diese Pforten sind wohl durch dicke Balken verschließbar und mit riesigen Schlössern versehen, aber heute tun sie andere Dienste wie zu jenen Zeiten, als prachtliebende Herrscher die Werke aufgestellt: heute hemmen sie den Verkehr und geben lichtscheuem Gesindel erwünschten

4*

Unterschlupf. Das Tor, durch das wir herausgetreten sind, heißt Bab el Machruk und dient noch anderem Zweck: an seine Zinnen werden die Köpfe derer befestigt, die in marokkanische Justizgewalt gerieten. Selten durchschreitet man seinen belebten Doppelbogen, ohne den mittelalterlichen Schmuck sehen zu müssen. Alle Rassen sind da vertreten, trotz gemeinsamer Todesbleiche kennt man den Schädel des Negers vom braunen Araber oder hellhäutigen Bergbewohner. Verzerrte Gesichter, im Todeskampf erstarrt, Streifen gestockten Blutes laufen die weiße Mauerwand herab. Man nimmt es nicht allzu genau in Marokko: ob der Missetäter einen Hammel gestohlen oder seinen Vater erschlagen, ob er die Weisheit des Einen Gottes zu leugnen gewagt, oder gegen den Landesherrn gekämpft, oder mehr Geld und Gut besessen, als dem Statthalter seiner Provinz gut dünkte — nicht auf das Vergehen kommt es an, sondern auf hundert andere Kleinigkeiten. Wollte die Regierung Empörer schrecken und ließ unschuldige Marktbesucher gleichen Stammes einfangen und um Kopfeslänge kürzen oder kehrte ein Tabor von seiner letzten Suga mit diesen blutigen Trophäen? Viele der Köpfe sind mit Honig bestrichen, um Fliegen anzulocken, manche sind von Blutkrusten umgeben



Abb. 42. Färbereien in der Altstadt.

andere säuberlich gewaschen. Hier verschmorte Züge, im Faulen begriffen trotz des Sonnenbrandes, dort ein noch blutendes Haupt, das vielleicht heute noch die Sonne aufgehen sah — stumme Zeugen barbarischer Justiz, rauher Sitten eines rauhen Landes! —

So warm pulsierend das Leben in der Stadt, so ernst gemahnt die Umgebung an vergangene Zeiten. Der Perlenfluß schlängelt sich durch die Scherifenresidenz und teilt sie in zwei Hälften. Durch alle Straßen, in alle Häuser und Moscheen, durch die Gärten und Basare erstreckt sich ein Bewässerungssystem, wie es ähnlich keine zweite Stadt



Abb. 45. Köpfe an den Zinnen des Bab Machruk.

des Morgenlandes aufzuweisen hat, zu dessen Herstellung heutige Maurengeschlechter nicht mehr fähig wären. Die halbe Stadt ist umgeben von dem belebenden Element, das in Form von tausend Bächen und Kanälen unter den Mauern rinnt, überall saftiges Grün dem sonngedörrten Boden entlockend. Baufällige Befestigungen stehen auf den Hügeln um Fes. Ihre langgestreckten, verfallenen, zerbröckelten Mauern mit vielen halb und ganz eingestürzten Türmen und Zinnen lassen erkennen, daß diese Reste der einst so glanzvollen Stadt nur das Gerippe sind von dem, was ehemals hier gestanden. Wuchtige Ruinen gewaltiger Festungen, die ihr Entstehen tatkräftigen Tyrannen am Sultansthron verdanken, sie träumen neben Resten verfallener Klöster und Paläste. Alte Kastelle, von denen kaum mehr Außen-

mauern vorhanden, eingestürzte Bogen vernachlässigter Wasserleitungen, Heiligengräber, deren Dächer und Kuppeln der Zahn der Zeit zernagt — — sie alle sind Zeugen längst versunkener Größe, entschwundenen Glanzes.

Heute rauschen Palmkronen über eingestürzten Grabstellen frommer



Abb. 44. Reste der alten Wasserleitung bei Fes.

Männer und deren Nachkommen. Unkraut wächst über diese Stellen, die jedem Verfolgten Asylrecht gewähren. Rundum drängen sich Pilgerherbergen, Priesterwohnungen und Karawansereien, beschattet von Feigen- und Ölbäumen, umgeben von langgestreckten Hecken riesiger Kakteen. Friedlich weiden Ziegen und Schafe zwischen Bau-

ten einer neuen Zeit und Trümmern vergangener Glanzperioden einer volk- und gewerbreichen Stadt, deren Ruhm weit über Afrikas heißen Boden hinausgedrungen in alle Welt, die ehedem das Mekka des Westens geheißen. —



Abb. 45.

7. Die scherifische Wehrmacht.

Reformversuche. — Heutige Rekrutierung. — Die Suga. — Ausreißer. — Uniformierung und Bewaffnung. — Asaker, Abid, Anaib. — Muhasnia und deren Tätigkeit. — Geschützwesen. — Militärische Nebenbeschäftigung. — Vergebliche Besserungsversuche. — Fremde Militärmissionen. — Im Arsenal zu Fes. — „Nicht Soldat, aber Krieger!"

Unter marokkanischem Militär darf man sich nicht Truppen in europäischem Sinn vorstellen oder auch nur an türkische oder persische Heerscharen denken. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts preßte man zu Soldaten, was zu pressen war. Nach der Schlacht bei Isly, am 14. August 1844, in der Marschall Bugeaud die angeblich sechsmal stärkeren Sultanstruppen schlug, begann Mulai Abd er Rachman seine Armee neuzugestalten. Das war eine um so dringendere Notwendigkeit, als er sich drei Jahre später gegen den mangelhaft gerüsteten Abd el Kader, den berühmten Franzosengegner Algeriens, neue Schlappen holte. Im Jahre 1860 zeigten sich die ersten Früchte der allerdings nicht recht zielbewußten Neuerungen im Kriege gegen Spanien, wo das wohlgeschulte und mit allen damaligen Hilfsmitteln versehene Christenheer verzweifelte Anstrengungen machte, um ganz bescheidene Erfolge zu erringen.



Abb. 46. Zeltlager einer Mehalla bei Alkasar.

Heute herrscht in Marokko eine Art allgemeiner Wehrpflicht, d. h. jedes Dorf der dem Machsen unterworfenen Stämme soll einen Mann stellen. Aber die Betonung liegt am Wörtchen „soll"! Niemand kann oder wagt die schöne Sache durchzuführen. Es wird daher zu den wenigen, die sich mangels angenehmerer Beschäftigung freiwillig melden oder vom Duar geschickt werden, Mannschaft angeworben, und zwar in derselben Weise wie vor 1844. Zeiht ein Machthaber arme Teufel nie begangener Missetaten, so zieht man ihnen den roten Rock an. Verweigert ein Tribu wieder einmal die willkürlich eingehobenen Steuern — was häufig nur deswegen geschieht, weil die armen Stämme nichts besitzen —, so veranstaltet die Regierung eine „Suga". Das heißt, es kommen Soldaten angerückt, brennen einige Dörfer der betreffenden Kabilie nieder, und nehmen mit, was des Mitnehmens wert ist, wie Vieh, Getreide und Bewohner beiderlei Geschlechtes, vorausgesetzt, daß sie ihrer habhaft werden. Für Frauen und Mädchen findet sich schnell geeignete Verwendung, die Männer jedoch müssen mit dem Schießeisen umlaufen, solange es ihnen gefällt. Doch dies währt gar kurze Zeit. Derart „angeworbene" Berber verschwinden möglichst bald unter Mitnahme des anvertrauten Gewehres und tunlichst vieler Patronen. Wenn sie zu ihrem Dorf zurückkommen, haben

Stammgenossen die abgebrannten Reisighütten längst wieder aufgestellt, denn die rechtzeitig Geflüchteten fanden sich ein, sowie die Mehalla abgezogen war, das alte Leben beginnt wie früher. Es kommt überhaupt nur selten vor, daß sich diejenigen erwischen lassen, denen der Streifzug gilt, stets bringen sie sich und ihren Besitz rechtzeitig in Sicherheit. In solchen Fällen schneiden die Soldaten der Strafexpedition gänzlich unbeteiligten Wanderern die Köpfe ab, um doch etwas mit heimzubringen. Das ist ihnen Hauptsache — denn der Machsen zahlt für jeden Kopf einen Duro. —

Die von ihrem Stamm gestellte Mannschaft sollte eigentlich lebenslänglich dienen. Doch dem freiheitliebenden Berber währt dies viel zu lange, eines schönen Tages wandert er heim, um das Dorf zum Stellen eines Ersatzmannes zu bewegen. Mitunter geschieht dies, häufiger nicht. Gewöhnlich findet sich jemand aus der Familie bereit, nimmt das Gewehr des Ausreißers und wandert nach dessen Garnison. Manchmal tut er dies auch ohne Gewehr, weil der andere es besser brauchen zu können vermeint. Oder er bleibt am Weg irgendwo kleben, wenn er dort angenehmeren Unterhalt erhofft. — Unter solchen Umständen eine auch nur annähernd genaue Statistik aufzustellen, ist absolut unmöglich. Ebenso selbstverständlich ist's, daß kein Truppenteil den festgesetzten Stand erreicht.


Abb. 47. Drei Köpfe — drei Duros! An den Stadtmauern von Marrakesch.

Jeder Tribu sollte einen 500 Mann starken „Tabor" stellen. Nun besteht aber ein Stamm aus einigen hundert, der andere aus ebensoviel tausend Köpfen. Schon aus dem Grunde weist jeder Tabor eine andere Stärke auf. Kerntruppen der Infanterie in Tanger und Fes sind gekleidet in abgelegte rote Röcke der englischen Armee, denen gelbe oder grüne Egalisierung aufgenäht wurde. Die früher getragenen kurzen Zuavenleibchen verschwinden mehr und mehr. Beinkleider sind kurz und weit wie überall, wo man mit gekreuzten Beinen am Boden sitzt. Im Inneren jedoch und in den kleineren Küstenorten bevorzugt der marokkanische Soldat die landesübliche Dschelabba. Nicht einmal die Schischia, die rote Mütze, wird von allen Angehörigen der bewaffneten Macht getragen, obwohl sie Abzeichen des Sultanssoldaten ist, und zwar in gleicher Form wie der türkische Fes. An Gewehren

kann man alles finden, was im letzten Jahrhundert erzeugt wurde, selbst Steinschloßflinten. Auch gehört zu jedem Soldaten ein Bajonett, das sich gut zur Bereitung von Hammelbraten verwenden läßt. Oder der Besitzer „vergißt" das unnütze Eisen für einige Groschen beim Handeljuden, der damit wie mit allen militärischen Gegenständen des Sultanats schwunghaften Handel treibt.

Eine erwähnenswerte Truppe sind die Abid, aus dem Süden stammende Neger, die früher am Sultanshof ungefähr dieselbe Rolle spielten wie Janitscharen in Stambul und Mamelucken in Kairo. Etwa 4000 Mann hausen heute noch um Mekines. Mit



Abb. 48. Lehnsreiter des Kaid Mtuggi, aus dem Hohen Atlas.

dieser Horde hat es eine eigene Bewandtnis. Si Ismael, der Sandite, zog im 15. Jahrhundert gen Süden, um den Beherrscher Timbuktus am Niger zu bekriegen. Als er aber merkte, daß des Gegners Streitmacht der eigenen weit überlegen war, besann sich der verschmitzte Orientale eines Besseren und warb um die Tochter des Negerkönigs. Der geschmeichelte Schwarze ging auf den Leim und gab dem vornehmen Werber aus dem Norden neben seiner wulstlippigen Tochter 10 Tausend mit, aber nicht in bar, sondern in Form gutbewaffneter Reiter, die den fürstlichen Eidam als immerwährende Garde in dessen Heimat begleiteten. Abgänge werden nur durch Neger ersetzt, daher der Name Abid, d. h. Sklaven. Doch heißen sie auch Buwachir, genannt nach dem Schutzpatron, dem berühmten Korankommentator

Mohammed el Buchari aus dem gleichnamigen Steppenchanat Innerasiens.

Ferner kommen die Lehensreiter in Betracht, d. i. die waffenfähige, berittene Mannschaft jener Stämme, die für zur Nutznießung überlassenes Land zur Heerfolge verpflichtet sind. Jeder dieser „Kaum" besitzt eine rote oder grüne Fahne, bewaffnet sich, wie er will, und hat stets den eigenen Kaid zum Führer. Dieses Volksaufgebot wird Nuaib genannt, es sind malerische Reiterscharen, an die man zwar keine großen strategischen Anforderungen stellen darf, die im Kleinkriege je-



Abb. 49. Eine biblische Szene: Schwarze Sultansreiter am Bachesrand, erhalten zu trinken.

doch eine brauchbare Truppe abgeben. Wer diese wilden Reiter je anbrausen sah, begreift den heillosen Schreck, den seinerzeit unsere schwergepanzerten Kreuzritter vor den beweglichen Orientalen empfanden.

Eine ähnliche, aber rein marokkanische Einrichtung sind die Muhasnia, eine Art Landgendarmerie. Es ist die eigentliche Kriegerkaste des Landes, bunte, meist harmlose Gesellen, deren Hauptaufgabe in der Begleitung Reisender und im Eintreiben von Steuern besteht. Fast jeder Europäer, der sich ins Innere begibt, nimmt mindestens einen Muhasni mit. Dieser lebende Schutzbrief kostet zwar mindestens einen Duro für Mann und Tag, ist aber stets mehr im Weg, als er zu nützen imstande ist. Solange alles hübsch in Ordnung abläuft,

wirft sich der Wackere tagtäglich stolz in die Brust, kommt es aber zu ernstlichen Keilereien, so steckt er als erster seine rote Schischia unter den Selham, spornt den Gaul und verschwindet. Deswegen ist der Schutz allenfalls genügend für unternehmende Touristen, die sich etwa bis Fes „wagen“, der Landeskundige jedoch läßt die hinderliche Begleitung besser zurück. Die berittenen Muhasnia haben durch mannigfache Nebenbeschäftigungen guten Verdienst, bekleiden und verköstigen sich selbst und sind, äußerlich betrachtet, die gefälligste Truppe im Reich.

Wohl gibt es auch etwas wie Geschützwesen, sowohl Festungs- wie Feldartillerie. Erstere befindet sich in geradezu haarsträubendem



Abb. 50. Befestigungen von Tetuan.

Zustand. Den hundert- und mehrjährigen Rohren, Stücken aller erdenklichen Nationen, fehlt es an Lafetten, die Beschläge sind seit langem schon rostzerfressen, Zielvorrichtungen sind abgeschlagen, und die Räder gaben gelegentlich einem prasselnden Feuer Nahrung, als sich die Besatzung einmal Tee kochen wollte und kein Holz hatte. Feldgeschütze befinden sich in wenig besserem Zustande. Doch ihnen fehlt die Bespannung, und nie wird die auf dem Papier stehende Zahl von 4000 Tubschias (Kanonieren) erreicht. Gewöhnlich bedienen brave Fußsoldaten mit wenig Geschick und noch weniger gutem Willen die gefährlichen Mordwerkzeuge, die nur am Geburtstage des Propheten oder an anderen Festtagen losgeknallt werden. Die Leitung des paradisischen Korps liegt in Händen der ständig im Lande weilenden französischen Militärmission. — Und doch waren es Mauren, welche

die ersten Geschütze auf europäischem Boden abfeuerten, im Jahre 1340 vor Algesiras.

Die Offiziere kleiden sich gleichfalls nach Belieben, meist in bunte Unterkleidung und weißen Burnus oder ebensolchen Haik, gleich anderen vornehmen Mauren. Sie sind im Dienst auf Maultieren beritten, und ihr einziges Zeichen militärischer Zugehörigkeit ist die schon erwähnte Schischia. Der Rang vererbt sich häufig vom Vater auf den Sohn, von Kriegskunst hat keiner der Herren auch nur Grundbegriffe. Da die Regierung ihrer Wehrmacht den Sold mit bewundernswerter Regelmäßigkeit schuldig bleibt, sieht sich jeder Soldat gezwungen, einen Nebenberuf zu ergreifen. Dem widmet er bald aus einleuchtenden Gründen mehr Aufmerksamkeit als dem Soldatenstande. Der eine ist Pantoffelflicker, der andere Koch, der dritte handelt mit Grünzeug. Nur in Tanger hält man einiges auf das Äußere der Mannschaft.



Abb. 51. Kaid Mc Lean.

Seit einem halben Jahrhundert bemühen sich verschiedene Europäer, Ordnung zu schaffen. Oft schickte man junge Mauren ins Ausland, meist nach Spanien, um Kenntnisse zu sammeln und daheim später zu verwerten. Kaum wieder in Marokko, hatten die jungen Strategen schnell wieder alles vergessen, da sie nicht im ersten Anlauf althergebrachte Verhältnisse umwerfen konnten. Und da diesen unbequemen Leutchen von älteren Machthabern, die sich nicht aus der Ruhe stören lassen wollten, nach Tunlichkeit Knüppel zwischen die Füße geworfen wurden, verlief der schönste Reformeifer immer bald im Sand. — Und das sind Nachkommen jener Krieger und Feldherren, die von Asiens Steppen einen ununterbrochenen Siegeslauf gehalten längs ganz Nordafrika und herüber bis ins Herz des heutigen Frankreich! — Infolge der vielen Militärmissionen, die mit denkbar schlechtestem Erfolg an dem marokkanischen Schmerzenskind herumdoktern, kann man in den verschiedenen Garnisonen in verschiedenen Sprachen kommandieren hören: deutsch, spanisch, französisch und arabisch. Am meisten Erfolg aufzuweisen hat noch die französische Mission, denn sie verfügt über militärisch gedrillte Algerier, Mohammedaner, von denen Belehrung anzunehmen sich der religiös-starrköpfige Atlasbewohner nicht schämt. Vor allem ist da zu erwähnen der ehemalige

schottische Wachtmeister Mc Lean, der einen guten Teil Schuld trägt an der Lotterwirtschaft unter Abd el Asis. Vor einigen Jahren weilten auch türkische Offiziere in Fes, die ebenfalls mitreformieren wollten. Nur einer von ihnen war ernsthaft zu nehmen — ein Sohn Fuat Paschas, der aber bei Beginn der Umwälzungen in Konstantinopel sofort dorthin abging. Ferner plagt sich ein italienischer Artilleriehauptmann in einem geräumigen Gebäude, anstoßend an den Sultanspalast zu Fes, mit der Erzeugung von Gewehren. Er soll — in Marokko „soll" alles — täglich fünf einschüssige Martini bauen können, aber sooft er mühsam einige Mann geschult hat, nimmt man sie ihm wieder weg. Zeitweise waren auch deutsche Pionieroffiziere im Land. So der Deutsche Rottenburg, der die kleine Feste erbaut, die zum Schutze des Hafens von Rabat-Saleh angelegt und mit zwei Kruppschen Geschützen versehen ist.

Im großen ganzen ist die scherifische Wehrmacht in schlechter Verfassung, trotzdem das Soldatenmaterial das denkbar beste wäre. Im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen aller Art kommt schwerlich ein zweiter Soldat der Welt dem marokkanischen Askr gleich, auch nicht der türkische. Denn so von Jugend auf alle Entbehrungen gewohnt wie der arme, genügsame Bergberber ist weder der Kurde, noch der Arnaute, noch der Tscherkesse. Ein französischer Kolonialpolitiker warnte einst heißblütige Landsleute vor bewaffnetem Einmarsch in Marokko mit folgenden Worten: „Der Marokkaner ist kein Soldat, aber ein Krieger! Und jeder Marokkaner ist Krieger!" Eine sehr richtige Unterscheidung.

Daß die scherifische Wehrmacht in offener Feldschlacht europäisch geschulten Truppen nicht gewachsen ist, bewiesen die letzten Kriege mit Frankreich und Spanien und die tollen Reiterangriffe des Kaum der Schauja vor Kasablanka. Der ausgesprochene Mangel zielbewußter Führung wird den Marokkaner auf freiem Felde gegen moderne Waffen nie siegen lassen, aber im Kleinkriege stellt er seinen Mann. Von Fels zu Fels, von einem Schlupfwinkel in den anderen kriechen, den Gegner am Narrenseil führen, hin und her locken, Proviantkolonnen abfangen, aufgelöste Marschlinien unausgesetzt attackieren, nächtliches Beunruhigen der Posten, darin ist er Meister, auch ohne militärische Ausbildung. Das zeigte sich mächtig im letzten „offiziellen" Kriege Spaniens gegen Marokko, im Jahr 1859, sowie in jüngster Zeit während der Kämpfe im Rif. Unsägliche Verluste hatten die spanischen Truppen zu erleiden, nie waren sie auch nur eine Stunde unbelästigt. Dazu kommt, daß der Bewohner des Atlas ein geborener Reiter und Schütze ist, daß er mit wahrer Todesverachtung kämpft und als höchstes Ziel die Freiheit kennt. Unbändiger Freiheitsdrang läßt ihn alles andere hintansetzen, auch Gut und

Leben. Und sollte je eine fremde Macht, sei es selbst das derzeit so überaus beliebte Deutschland, bewaffnet einmarschieren, müßte es unsäglich viel Geld und Blut opfern, bis es auch nur halbwegs festen Fuß zu fassen imstande wäre, die eigentliche marokkanische Armee aber würde am wenigsten Schwierigkeiten bereiten.



Abb. 52. Fußtruppen.

8. Marokkos „internationale“ Hermandad.

Algesiras unglückseligen Gedenkens. — Verteilung der Polizeitruppe in den Küstenorten. — Das neutrale Oberhaupt. — Inspizierung. — Überflüssige Existenz. — Schlägereien untereinander und mit den Soldaten. — Das Unteroffizierkorps. — Uniformierung. — Wie Eingeborene darüber denken. — Aufgaben für Sicherheitstruppen im Scherifat. — Auf der Karawanenstraße. — Europäer, Sultan und Unglückspolizei.

Viel, viel Unsinn wurde auf der unglückseligen Algesiraskonferenz ausgebrütet, der größte aber war, an der Küste „gemischte Polizeitruppen“ aufzustellen! Nie wurde Zweckundienlicheres geschaffen, nie einem minder kultivierten Staat von Europas weisen Diplomaten eine größere Mißgeburt aufgehalst als dies Zwitterding von Polizei und Militär, das Produkt unseligen „Entgegenkommens“ zweier um das Bärenfell sich streitenden Parteien.

In jeder der acht, europäischer Schiffahrt geöffneten, Hafenstädte Marokkos haust ein Korps von etwa 200 Mann, in Tanger und Mogador gegen 600. In Tetuan und el Araisch sind spanische Instrukteure, in Tanger französische und spanische. In Kasablanka sollte es ebenso sein, doch haben die stolzen Hidalgos längst sich grollend

zurückgezogen, da französische Militärdiktatur ihnen keinen Raum läßt. In den übrigen Küstenstädten üben französische Offiziere die mit schwerer Mühe auf einstweilen fünf Jahre geschaffene Truppe. Diese Zweiteilung sieht sich aus entsprechender Entfernung recht schön an, aber ein Körper mit zwei Köpfen tut nie gut. So ist denn auch der einzige Erfolg des geistreichen Übereinkommens, daß die einzelnen Abteilungen untereinander keinen anderen Zusammenhang haben als den reichlich auf Urlaub befindlichen, im übrigen recht gemütlichen Herrn Oberst Müller von der schweizerischen Bundesarmee.

Der „neutrale" Höchstkommandierende dieser gemischten Heerscharen hält von Zeit zu Zeit Truppenschau. Da tritt am großen Marktplatze jeder Stadt die nicht auf Posten befindliche Mannschaft in mehreren Zügen an und klopft Gewehrgriffe, mit jeder europäischen Rekrutenabteilung um die Wette. Auch machen die Leutchen etliche Marschtakte nach verschiedenen Richtungen, einige Kehrteuch und Rechtsum unter Kommando algerischer Unteroffiziere, während die europäischen Instruktoren eifrig in heimatlicher Uniform hoch zu Roß auf und ab sprengen. Sodann sitzen die Herren ab zur Kritik — genau wie bei Inspizierungen europäischer Heere —, die wegen beginnenden Regens oder drückender Hitze sehr knapp ausfällt, die Mannschaft rückt ein, und damit ist die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt. Freilich, der arme Laie strengt vergebens sein Gehirn an, um herauszufinden, seit wann Gewehrgriffe und Parademarsch — was man eben in Marokko darunter versteht — zur Beschäftigung von Polizeiorganen gehören. Das Schönste an der ganzen Einrichtung ist aber, daß sie ebenso überflüssig ist wie etwa das Komödienspiel von Algesiras. Zu keiner Zeit waren Europäer an der Küste in irgendeiner Weise bedroht, außer etwa durch unsachgemäßes, herausforderndes Auftreten französischer Untertanen, und ausschließlich dieser! Gewiß gab es zu allen Zeiten landesübliche Unruhen im Scherifat, doch nie pflanzte sich dergleichen an die Küste fort, und niemand hatte weniger Bedürfnis nach dem Schreckgespenst der



Abb. 55. Berittene Polizisten auf den Sanddünen bei Mogador.

Musterpolizei als gerade die Europäer, um derentwillen sie angeblich ins Leben gerufen wurde. Nun heißt es, sich mit den durch eben diese Polizei immer wieder hervorgerufenen Unruhen möglichst gut abfinden.

Und solche gibt es ununterbrochen! Im bombardierten Dar el Baida raufen sich einmal jene Söhne der marokkanischen Hermandad, welche von Franzosen ausgebildet werden, mit denen, die spanische Abrichter haben. Ein andermal beginnen sie in den Straßen der Stadt einträchtig ein regelrechtes Feuergefecht mit algerischen Tirailleurs. Diese Schlacht währt, bis sich die eine Partei verschossen hat und das

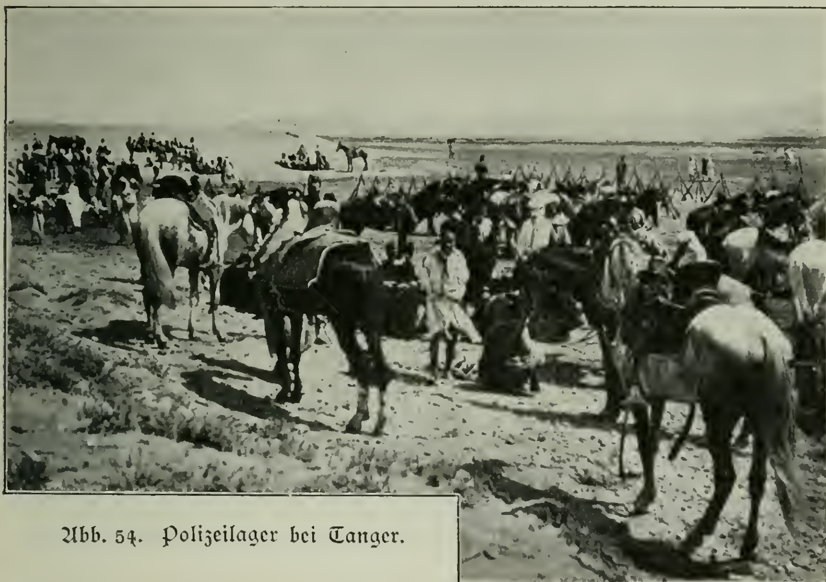


Abb. 54. Polizeilager bei Tanger.

Feld räumen muß. Dann erst kommen Offiziere, um beschwichtigend einzugreifen. — In Saffi flüchteten zwei verfolgte Ausreißer in die Kubba des Ortsheiligen, wurden aber auf Befehl des französischen Polizeihauptmanns daraus vertrieben. Schörfa und Notabeln der Stadt hinderten mit Mühe, daß der Christ in das Heiligtum dringe und damit im starreligiösen Marokko ein Seitenstück schaffe zur Kasablankaaffäre. Auch dort war bekanntlich Verletzung des religiösen Gefühls unmittelbare Ursache zu der ungeheuren Erregung, die den Europäermord und das überflüssige Bombardement der Stadt nach sich zog. — In Rabat erklärten dortige Polizeiunteroffiziere wörtlich: „Hier sind Franzosen die Herren, ihren Anordnungen habt ihr zu folgen!" Die Leute sind nämlich Algerier und geben sich somit als Angehörige der Großen Nation. Die Bewohner von Rabat fühlten sich aber

durch diese Zumutung gekränkt und bewiesen den mundfertigen Fremdlingen in sehr handgreiflicher Weise das Gegenteil. — In Tanger rauft sich fast allwöchentlich das französische Kontingent mit dem spanischen, und zwar nehmen diese Schlägereien mitunter einen wirklich alle Kreise bedrohenden Charakter an. Bei solchen Gelegenheiten ist es gewöhnlich unmöglich, den Suk el Barra zu beschreiten. — In el Araisch attackieren betrunkene Polizisten das Regierungsgebäude, wobei es Tote absetzt. Einige Zeit später begehrte ihr spanischer Abrichter plötzlich vom marokkanischen Stadthaupt die Schlüssel der Stadttore. Da er sie natürlich nicht bekam, ritt er hinauf auf die Kasba und schlug Lärm. Zur Entschuldigung sei angeführt, daß der Hauptmann über den Durst getrunken hatte. Kurz, in allen der acht mit dieser Einrichtung gesegneten Hafenstädte hört man fortwährend die gleiche Klage von der unruhestiftenden Musterpolizeitruppe. Einzige rühmliche Ausnahme macht Tetuan mit dem kleinen schwarzbärtigen Hauptmann Cogojudo.

Als die Truppe errichtet wurde, fehlte es an einheimischen Unteroffizieren. Frankreich holte sich solche aus algerischen Kolonialregimentern, Spanien aus der Rifierschar, die als Paradetruppe in der Stärke von 150 Mann in Ceuta steht. Beide Maßregeln ließen sich anfangs wohl begründen, nicht aber auf die Dauer. Spanische Instrukteure trugen dem Rechnung und ersetzten langsam ihr Unteroffiziersmaterial, das heute schon als ziemlich verläßlich gelten kann. Frankreich aber stellt immer mehr und mehr landfremde Elemente ein, was bei dem herausfordernden Benehmen, dessen sich diese Leute befleißigen müssen, viel böses Blut schafft. Um so mehr, als die marokkanischen Asaker neidvoll auf die regelmäßige Entlohnung der Polizeitruppe blickt.

Wie jeder orientalische Rekrut, zeigen sich die Leute von allem Anfang willig und folgsam, die pünktlich ausbezahlten 5 Rial täglichen Soldes tun das übrige. Auch kommen sie sich infolge der schönen roten Röcke ungeheuer wichtig vor, trotzdem ihre Hauptbeschäftigung darin besteht, in engen, winkeligen Gassen den durchziehenden Eseln und Kamelen im Wege zu stehen. Nachts lungern sie in windgeschützten Ecken und schlummern. Man bemerkt häufig, daß einer dem anderen sein Gewehr zu halten gibt, um beim nächsten Brunnen zu trinken oder unter überhängendem Torbogen sich eine Zigarette anzuzünden. Die meist ziemlich stattlichen Männer gleichen in zinnoberroten Röcken und weiten blauen Beinkleidern tatsächlich angezogenen Affen — Verzeihung! aber schwerlich gibt es bezeichnenderen Ausdruck. Zudem sind neueingekleidete Mannschaften das europäische Schuhwerk nicht gewohnt, sie tappen damit wie mit großen Lederpantoffeln über das holprige Straßenpflaster, daß der Beschauer

hellauf lachen muß über die mißlungenen Karikaturen europäischer Sicherheitsorgane. Die Offiziere tragen Militäruniformen ihrer Heimat — spanische, französische, schweizerische —, algerische Unteroffiziere bauen sich je nach Geschmack die entsetzlichsten Phantasiekostüme zurecht, wie sie bunter kaum an Karnevalstagen zu sehen sind. Dafür stellt die verblühte Gattin irgendeines graubärtigen Sohnes der edeln Hermandad das Gleichgewicht wieder her, indem sie in der Dschelabba mit roten Aufschlägen, die der Eheherr und Gebieter bei Regenwetter zu tragen hat, wassertragend über den Marktplatz wandelt.



Abb. 55. Dienstfreie Polizeitruppen bei Festspielen.

Durchschnittsmarokkaner stehen der ganzen Sache verständnislos gegenüber und denken, von Europäern könne man eben nichts Vernünftigeres erwarten, als etwas aufzustellen, wonach niemand Verlangen trug. Der gebildete Maure aber fragt mit Recht, ob das durch die Mißwirtschaft des geistig minderwertigen Abd el Asis in mächtige Schuldenlast gestürzte Reich die vielen Duros entbehren könne, die nötig sind, um die Riesengehälter europäischer Instruktoren zu bezahlen, und schließlich doch nur eine Paradetruppe zu unterhalten. Ob in Christenlanden dergleichen „Polizei" heiße? Wozu, besonders an den Stadttoren, aufgepflanzte Bajonette die Augen Berittener bedrohen müssen? Warum in belebten Städten, in deren engen Straßen man ja doch nicht schießen dürfe, mit Ge-

wehren herumgelaufen würde? Und vor allem, wozu die ganze Einrichtung nütze, wenn die Truppe nicht Übergriffe anmaßender Europäer zurückweisen dürfe, da sie nur gegen Eingeborene Gewalt habe? Und gerade erstere sind die einzigen wirklich unruhestiftenden Elemente der Hafenstädte, Leute, denen Europas Boden zu heiß wurde, die sich herübergeflüchtet nach dem jedem Zwang abholden Marokko. Früher gingen nachts je zwei Mann, einer mit dickem Knüppel, der andere mit einer Riesenlaterne, und diese idyllische Polizei schuf Ruhe und Sicherheit. Die Reformpolizei dagegen bietet Unterschlupf auch Elementen mit nicht ganz reiner Vergangenheit, wie ehemaligen Parteigängern des Aufrührers Bu Hamara.

Solche Fragen stellt der denkende Marokkaner, Antwort weiß niemand. In Städten hält sich selbst der raublustige Andscheri ruhig, denn die Kasba ist in bedenklicher Nähe. Und die städtische Bevölkerung erst recht! In der Umgebung aber hat die Polizei nichts zu suchen, denn 6 Kilometer von den Mauern der Hafenorte hört ihr Wirkungskreis auf, trotzdem genügend berittene Mannschaft überall vorhanden ist! Auf Karawanenstraßen haben die Stämme selbst sog. Nsalas errichtet, Posten von vier bis acht Bewaffneten, die für Sicherheit auf den Verbindungswegen sorgen — aber ohne Gebot von oben oder „freundschaftliche Anregung" europäischer Diplomaten!

Äußerst wegwerfend spricht jeder ernstere Europäer längs der ganzen Küste von den rotröckigen Bestandteilen der „Gemischten". Statt die Hafenorte unsicher zu machen, sollten Gruppen von drei bis vier Berittenen die Karawanenstraßen abstreifen. Auch das Aufstellen kleiner Abteilungen an Wegkreuzungen, von wo sie nach Art der Muhasnia das Land abreiten könnten, wäre marokkanischen Verhältnissen zweifellos angepaßter und würde Anklang bei Europäern und Zutrauen bei Eingeborenen gewinnen. — Man begreift des Sultans Ausspruch von der „Unglückspolizei".

Der ganze Unsinn wird verständlich, wenn man erwägt, daß die Truppe von denen, die sie errichtet, gar nicht als Polizeikorps gedacht ist, sondern als Rahmen für Marokkos künftige Wehrmacht! Frankreich braucht Soldaten, Soldaten um jeden Preis. Man begann den Untergrund für ein Berberheer eben aufzustellen, bevor Marokko noch vollkommen unter französischen Einfluß gelangt, für jeden Fall. Bekam doch jede Abteilung kürzlich zwei bis vier Creuzotgeschütze. Daß unter solchen Umständen die „Internationale" nach den anfänglich anberaumten fünf Jahren nicht entschlummern, im Gegenteil brav ausgebaut werden wird, ist vorauszusehen.

———

9. Achmed Reisuli.

Lebensbild eines maurischen Abenteurers.

Seine Herkunft. — Gefangenschaft. — Auf der Kasba von Mogador. — Als Räuberhauptmann. — Perdikaris. — Reisulis Rache. — Der Bock als Gärtner. — Marokkos fähigster Statthalter. — Seine Wehrmacht. — Deren Rekrutierung und Beschäftigung. — Reisulis Sturz. — Kaid Harry Mc Lean. — Als englischer Mochalat. — Wieder hoch. — El Munsif, der Gerechte.

Reisuli el Munsif. So nennt ihn das Volk! Er ist zweifellos einer der fähigsten Köpfe, die das morsche Marokko aufzuweisen hat. Seinen bittersten Feinden, den Franzosen, verursachte er sicher ebensoviel Kopfzerbrechen wie seinerzeit der große Abd el Kader und später Bu Amama, deren Taten heute noch Araber und Berber des Atlas und weißhäutige Mauren in den Teebuden des Landes besingen. Was hat die europäische Presse alles geschrieben über den Statthalter, Bandenführer, Großwesir und weiß Gott welche Bezeichnungen er sonst noch bekam im Blätterwald aller Sprachen!

Und wer war eigentlich der schreckliche Mensch?

In der Mitte der achtziger Jahre ritt auf bescheidenem Eselchen ein biederer Kaufmann aus einer Kabila südlich Tetuans gen Tanger, um dort durch Handel oder andere harmlose Beschäftigung seinen Unterhalt zu verdienen. Das schlichte Männchen war Achmed Reisuli und stammte aus einer kleinen Schörfafamilie, die in der Dschebbala weit verzweigt ist. Als der junge Mann auf den gelben Sandstreifen gelangt war, der Tanger umkreist, wurde er aus heute noch nicht aufgeklärten Gründen durch Soldaten vom Esel gerissen, ausgeplündert und unter landesüblichen Mißhandlungen nach dem Strafgefängnis von Mogador gebracht. Diese Kasba ist auf isoliertem, aus dem Meer ragendem Felsen erbaut und liegt vor dem südlichsten Handelshafen an Marokkos Westküste. Hier blieb er fast ein volles Jahrzehnt, getrennt von Weib und Kind und beraubt seiner Freiheit, häufig ohne Nahrung, da Marokko seine Gefangenen nicht verpflegt. So ist es eben Brauch in orientalischen Despotenstaaten.

So mancher politische Gefangene, mancher Straßenräuber schmachtete auf dem Felseneiland. So auch ein früherer Führer der Beni Msaura, die hinter el Ksar hausen. Der weißbärtige Scheik weilte vor langen Jahren dort in Reisulis Gesellschaft, weil sein Stamm zufällig Maultiere „gefunden" hatte und sie nicht wieder herausgeben wollte. Doch der Statthalter von el Ksar, in dessen Gebiet die Beni Msaura hausen, wußte Rat. Er ließ dem Kaid von Mogador die Anwesenheit des Alten mitteilen mit der freundschaftlichen Bitte, den guten

Mohammed el Msauri als Scheik dieses Stammes ein bißchen einzusperren. Wenigstens so lange, bis sein Tribu die geraubten Tiere wieder zur Stelle bringe. So machte dieser die Bekanntschaft Reisulis. Er erzählte, daß der damals bereits längere Zeit gefangene Reisuli täglich, bevor er von seinem als Sadschadi dienenden Selham aufstand, dem Gebet die Worte beigefügt habe: „Laß mich nicht wahnsinnig werden, o Mulai Idris, damit ich Rache nehmen kann, wenn Allah mich je wieder in freier Luft beten läßt!"

Als Reisuli gelegentlich der Thronbesteigung des Abd el Asis im Jahr 1894 in Freiheit gesetzt wurde, zog er nach Tetuan, doch Weib und Kind waren längst verschollen. Nun verschwand auch er von der Bildfläche. Mancher biedere Berber behauptet, er sei während dieser Zeit in Mekka gewesen, andere sagen, er habe in einer Höhle gelebt und gebetet. Augenscheinlich vergißt er selbst gerne diese Zeit. Sicher ist nur, daß er 1901 wieder öffentlich auftauchte, und zwar als regelrechter Räuberhauptmann[1]. Mit einer Handvoll Unzufriedener machte er die Gegend vom Rif bis zum Atlantischen Ozean unsicher, bis ihm sein großer Streich gelang: am 18. Mai 1904 setzte er Perdikaris, einen amerikanischen Schutzbefohlenen griechischer Abstammung, und dessen englischen Schwiegersohn Vamly gefangen.

Man kennt die Eifersucht, mit der England und Amerika, auch Frankreich (nicht aber Österreich und Deutschland) über das Ansehen im Ausland wachen. Ganz natürlich, daß der geängstigte Sultansvertreter Mohammed et Torres alle Hebel in Bewegung setzte, um die beiden zu befreien. Reisuli verlangte außer dem Lösegeld von 75000 Duros, welche Summe aber aus dem Verkaufe der Güter des noch immer in Tanger residierenden Paschas Abd es Sadak stammen müsse, auch die Absetzung seines Feindes und Verleihung der dadurch ledig werdenden Statthalterei. Wie man sieht, verstand er die Lage auszunützen. Nach fünfwöchigen Verhandlungen einigte er sich mit dem Machsen dahin, daß er nach Zahlung der Summe und Absetzung von Abd es Sadak die Provinz Fas erhalte, das sind die Gebiete der Fasi, Beni Msaura und Beni Wedra. Der bisherige Pascha von Tanger mußte Hals über Kopf flüchten, die Hafenstadt bekam einen eigenen Statthalter, die Provinz Fas wurde abgetrennt und Reisuli zugesprochen. — Mohammed et Torres mag damals herzlich froh gewesen sein, die Angelegenheit noch so leichten Kaufes aus der Welt schaffen zu können.

Mit dem erhaltenen Lösegeld baute sich Reisuli eine mauerumgürtete Villa an der Straße nach Tetuan, einen halben Tagesritt

[1] Seine erste größere Tat war Plünderung der Stadt Asaila an der Westküste.

südöstlich von Tanger. Die bald rundum entstandene Ortschaft wurde Sinat genannt, die Bewohner der Umgebung nannten sich bald ebenfalls Sinati. Von hier aus beeinflußte er die Umgebung; doch nie hatten arme Dorfbewohner von ihm zu leiden, oft genug sandte er darbenden Leuten Getreide und andere Lebensmittel. Als er zu mächtig wurde, hätte er leicht auch unbequem werden können. So griff man schnell zu dem in morgenländischen Gebieten sehr beliebten Mittel: man machte den Bock zum Gärtner. Das half. Mulai Achmed Reisuli wurde offiziell Statthalter der „Provinz um Tanger" und Kaid mit eigener Gerichtsbarkeit. Kurz vor seinem Sturz erhielt er noch den Paschatitel.



Abb. 56. Die Musterpolizei mit Geschütz.

Wer die marokkanischen Wirren verfolgt hat, wird wissen, daß der ehemalige Räuberführer Reisuli im April 1905 die in seinem Gebiete weilenden Regierungstruppen abziehen hieß, weil er in seiner Provinz selbst für Ordnung zu sorgen wisse. Und daß er es besser verstand als seine Amtsbrüder in Asaila, Ksar, Tetuan usw., das kann jeder aus eigener Erfahrung bestätigen, den sein Weg durch Reisulis Machtsphäre geführt hat. Ohne andere Begleitung als meinen jungen Diener schlief auch ich dort so ruhig, so sicher, als ob ich zweifelhafte Bequemlichkeiten halbeuropäisierter Hotels an Afrikas Küste genossen und nicht mein Zelt in den Bergen des unwirtlichen Atlas, auf freier Straße aufgeschlagen gehabt hätte. Nie hatte ich mich meiner Haut zu wehren wie in manch anderen Teilen des Scherifenreiches, wie selbst in Algerien, auf französischem Boden. Reisuli hielt scharfe Zucht.

Vor seiner Absetzung verfügte er über etwa 2000 Uniformierte, hatte einen Kalifa (Stellvertreter) und Beamte, kurz, er war anerkannte Respektsperson im nördlichen Marokko. Wie es in Frankreich einst Truppen des Königs und Truppen des Kardinals gegeben, so hatte Marokko Soldaten der Regierung und „Reisulileute" — und letztere waren wirklich die besseren. Ihre Kleidung bestand aus der kurzen braunen Dschelabba, wie sie in den Bergen des Atlas Sitte ist, vorne mit bunten Wollbüscheln verziert; die Bewaffnung war der landesübliche Krummdolch oder das in den Bergen beliebte Langmesser und ein Gewehr verschiedener Abstammung. Zwar waren nie lange Steinschloßflinten zu sehen wie im Süden des Landes, doch immerhin auch ziemlich ehrwürdige Vorderlader spanischer Herkunft, meist aber mehrschüssige Winchester, vortreffliche Mauser und anderes Zeug aller Altersklassen und aller Herren Länder. Daß aber diese zusammengewürfelte Bewaffnung wackere Verwendung fand, das haben Reisulis Mannen oft und oft bewiesen, zuletzt beim Kampf um Sinat, wo sie besser schossen als die Truppen des Machsen. Nicht umsonst hatte ihr Gebieter rund um Tanger Schießstände errichten lassen; häufig konnte man beobachten, wie die Leute nach knorrigen Ästen alter Sykomoren oder Feigenbäume schossen und bei Gott keine schlechten Resultate aufwiesen.

Wenn ein Reisulikaid arme, obdachlose Bergberber fand, warb er sie an. Handgeld bildete eine Dschelabba, etwas Tee und einige Pfeifchen Kif. Ein Schießeisen war bald zur Hand, und durch diese Art Versorgung schuf sich der „Brigant", wie Frankreichs Geschäftsträger in Tanger den vom Sultan ernannten Statthalter der Provinz Fas stets zu nennen beliebte, eine treue Garde, die ihn auch nicht verließ, als er von Sinat geflohen war.

Die Leute hatten leichten Dienst. Sie lungerten in den verschiedenen Kaffeebuden vor der Stadt herum oder lagen irgendwo unter einem Zelt auf Posten. Oder sie gingen spazieren oder führten Befehle ihres Gebieters aus. Einst kam ein armer Berber zum Kalifa des Reisuli und klagte, der Jude N. N. habe ihn mit einem Taglohn von 2 Peseten Hassani angeworben, wolle jetzt aber nur einen zahlen, nachdem er — der Lastträger — die ganze Woche am Hafen Ballen geschleppt habe. Der Vertreter ließ den Hebräer aufheben und verständigte davon alsbald seinen Gebieter sowie das französische Konsulat, unter dessen Schutz der jüdische Kaufmann stand. Letzteres reklamierte schleunigst seinen Schutzbefohlenen und beschwerte sich bei el Mokri, des Sultans Vetter, ob der Übergriffe Reisulis. Doch ohne darauf Rücksicht zu nehmen, erklärte Reisuli, daß sein Vertreter Mansur ordnungsgemäß vorgegangen sei. Der „Jahudi" habe sich zur Zeit seiner Inhaftnahme auf Reisuli unterstelltem Boden befunden, wo

sonst niemand Recht zu sprechen habe wie er; ebenso habe der Lastträger außerhalb Tangers am Hafen, also auf demselben Gebiete gearbeitet, folglich gehöre die Sache in seine Gerichtsbarkeit. Übrigens gedenke er den Juden durchaus nicht festzuhalten, sondern beanspruche nur Zahlung des schuldigen Eidlohnes und je einen Duro Entschädigung für jeden seiner Soldaten, der bei der Festnahme des Wucherers tätig gewesen sei. —

Ein andermal kam ein arabischer Händler und beschwerte sich, daß ein Franzose ihm Zahlung verweigere für so und so viele Maultierladungen Ziegel. Reisuli fragte, warum der Mann nicht zahlen wolle. — Die Qualität sei angeblich minderwertig. — Wo sich die Ziegel derzeit befänden? — Der Gallier habe mit der vorher als minderwertig erklärten Ware eine Gartenmauer aufgeführt. Nun fällte Reisuli folgendes Urteil: Ein Trupp Soldaten hat im Beisein des Händlers soviel von der Gartenmauer einzureißen, als mit unbezahlten Ziegeln aufgeführt ist. Dieser Fall spielte sich im Oktober 1906 ab und wurde von französischer Seite entsprechend ausgeschlachtet.

Wieder ein andermal ließ er von seinen Mannen die Hecke eines spanischen Händlers einreißen, die dieser trotz Reisulis Einspruch aufführen ließ. Den Grund hatte nämlich sein Kalifa schon einer armen Negerfamilie geschenkt gehabt, und deren bescheidener Besitz war durch den Zaun des Spaniers geschmälert worden. Er nahm sich eben der Eingeborenen an, wo es not tat, solche Stückchen verschafften ihm und seinen Leuten nötigen Respekt bei arm und reich.

Es ist vollkommen unrichtig, daß Reisuli, wie von französischer Seite behauptet wurde, starrköpfiger Gegner europäischer Kultur war. Die Sache verhielt sich ganz anders. Er war kein Feind von Fortschritten, wohl aber der immer klarer zutage tretenden „Kulturaufgabe" Frankreichs. Er war wohl einer der ersten, die Frankreichs Annexionsgelüste durchschauten, er arbeitete ihnen entgegen mit allen Mitteln, die ihm in seinem verhältnismäßig beschränkten Wirkungskreis zu Gebote standen. Er bezog viele seiner Bedarfsartikel von einem deutschen Kaufhaus in Tanger, wo er stets mit Anweisungen auf das „Comptoir national d'escompte de Paris" zahlte. — Ein Verächter europäischen Fortschrittes legt sein Geld nicht in Banken an und zahlt nicht mit Bankscheck!

Die seit Mai 1906 von der französischen Botschaft redigierte „Dépêche Marocaine" hatte es sich zu ihren Hauptaufgaben gemacht, gegen alles Deutsche und Deutschfreundliche zu schüren und zu hetzen und alle Gegner von „Frankreichs Kulturaufgabe in Marokko" möglichst oft anzurempeln. Und zu beiden gehörte der Statthalter der Provinz Fas, denn er haßte die Franzosen glühend. Mehr als zwei

Jahre währten die Kraftproben zwischen dem ausschließlich auf sich selbst angewiesenen Mulai Achmed Reisuli und dem französischen Geschäftsträger, hinter dem die vielfachen Machtmittel des europäischen Großstaates standen. Der Graf war wohl einige Male nahe daran, die Flinte ins Korn zu werfen. So als im November 1906 el Mokri trotz langer Kämpfe die aufständischen Bergbewohner im Osten nicht bezwingen konnte und den ehemaligen Bandenführer zu Hilfe rief. Damals erreichte Reisuli mit Worten, was der Machsen nicht mit Heeresgewalt erzwingen konnte. Kurze Zeit später war es wieder „le brigant", der sich der unruhigen Stadt Asaila mittels eines Handstreiches bemächtigte, und daß sogar auf sein Gebot einmal der üppig blühende Waffenschmuggel an der Nordküste stockte, dürfte bekannt sein.



Abb 57. Polizeiposten am Friedhoftor zu Tetuan.

Wo nur möglich, kreuzte er französische Interessen, wie unter anderem folgende Fälle zeigen: Wie schon seit zwei Jahrzehnten, marschierten auch wieder im Juli 1906 französische Truppen über die marokkanische Grenze. Jeder lebenskräftige Staat würde solches Vorgehen als offene Kriegserklärung auffassen. Aber der damalige Sultan des Westens war schwach und energielos. Da nahm sich Reisuli der Sache an und verweigerte die Erlaubnis zum Bau einer Wasserleitung für die Stadt. Nicht, daß er deren Notwendigkeit nicht eingesehen hätte — aber der Unternehmer war Franzose! Die Massen von Eisenröhren, die der Voreilige schon hatte bringen lassen, liegen und rosten heute noch im Garten der französischen Gesandtschaft. —

Frankreichs algerische Kaufmannschaft sendet mit Unterstützung dortiger Militärkommandos in regelmäßigen Zwischenräumen wohlausgerüstete Karawanen mit Metallen, Stoffen, Zucker u. a. von verschiedenen Grenzorten, wie Lella Marnia, Ain-Sefra über die marokkanische Grenze. Da das morsche Staatengebilde an seiner östlichen Grenze kaum dem Namen nach, geschweige denn wirkliche Zollaufsicht hat, ersparen diese Händler die üblichen 10 % Zoll, was natürlich den Wettbewerb gegen deutsche und englische Waren ganz bedeutend erleichtert. Als sich nun die Begleitmannschaft einer solchen Schmugglerkarawane Ausschreitungen zuschulden kommen ließ, wurde sie von den erbosten Marokkanern ausgeplündert und durchgeprügelt. Pünkt-

lich stieß wieder die französische Presse in die Alarmtrompete: man dürfe nicht länger friedliche Karawanen der Willkür räuberischer Grenzstämme preisgeben. Es sei an der Zeit, endlich Ordnung zu schaffen, und derlei übliche Redensarten mehr. Nur verschwieg sie wohlweislich, daß die „friedliche" Karawane auf marokkanischem Boden überfallen worden sei. Reisuli konnte sich's nicht versagen, dem Vertreter der Republik eine „Berichtigung" zu senden, und beschwerte sich bei dieser Gelegenheit gleich darüber, daß Frankreich auf eigene Regie minderwertiges marokkanisches Silbergeld prägen und über Nemurs einführen lasse (1906). Was sollte der französische Geschäftsträger auf Reisulis begründete Beschwerden antworten? Er hüllte sich in vornehmes Schweigen. Durch diese Nichtachtung erzürnt, befahl Reisuli seinen Leuten, die Pflöcke aus der Erde zu ziehen, die den Platz für das Denkmal des ein halbes Jahr vorher getöteten französischen Bankbeamten Louis Charbonnier absteckten.



Abb. 58. Europäer aus Tanger.

Ein andermal beliebte es dem rührigen Franzosen, in helle Entrüstung zu geraten über eine neuerliche Schandtat des „Briganten" Reisuli. Seine Leute hatten nämlich die „Frechheit" gehabt, wie von anderen Reisenden, auch von einem französischen Kaufmann den üblichen Durchgangszoll zu erheben. Reisuli hatte diese bei vielen anderen Stämmen übliche Einrichtung auch den seiner Oberhoheit unterstellten gelten lassen, weil damit nach Landesbrauch dem Reisenden vollkommene Sicherheit gewährt wird, solange er sich im betreffenden Gebiete befindet. Schoß er doch eigenhändig den nieder, der bei wöchentlichen Gerichtssitzungen am Suk el Barra zu Tanger als Plünderer bezeichnet wurde! Für diese gerechte Zollerhebung nun forderte der Geschäftsträger Absetzung des „räuberischen Statthalters". Solche Anklagen wurden ihm immer sofort hinterbracht, und er rächte sich dadurch, daß er offiziell in seiner Eigenschaft als Beamter des Machsen der französischen Botschaft berichtete, dieser oder jener Stamm sei unruhig infolge europäischer — lies französischer — Übergriffe an der Ostgrenze; es möge sich kein Angehöriger der französischen Nation ins Innere wagen, da er nicht für dessen Sicherheit bürgen könne. Damit war französischen Kaufleuten zeitweise aller Handel unterbunden. — Solcher Geschichtchen gab es unzählige, ehe Reisuli unter-

lag. Die Waffen waren zu ungleich gewesen. Zu Neujahr 1907 berannten Sultanstruppen den kurz vorher seiner Würden beraubten Kaid auf Sinat, ließen ihn aber entschlüpfen. Die Artillerie bei der Beschießung stand unter Kommando des algerischen Leutnants ben Sadira, den der franzosenfreundliche Sultansvertreter Gebbas sich von der französischen Kolonialarmee entliehen hatte.

Wie der Mann in seinem Gebiet Ordnung schuf, wurde schon erwähnt. Zwei Wochen nach seiner Flucht von Sinat hatten Regierungssoldaten dieselbe Gegend wieder unsicher gemacht, stahlen Vieh, zertraten die Aussaat und schändeten Weiber. — Reisuli hatte sich zu dem treuen Stamm der Chmasi geflüchtet, einer wildtrutzigen



Abb. 59. Zerstörtes Dorf in der Provinz Fas.

Kabila der unzugänglichen Dschebbala. Dorthin machte ihm die marokkanische Regierung unzählige „Friedensvorschläge", jedesmal mit anderen Boten. Einen derselben nahm er nach altem Rezept endlich gefangen: den Schotten Harry Mc Lean, einen ehemaligen Sergeant aus Gibraltar, der sich seit 1882 am Hofe der Filali befand. Dort hätte er als militärischer Berater dem Herrscher zur Seite stehen sollen. Er kümmerte sich aber um nichts so wenig wie um die übertragene Aufgabe. Dafür sammelte der ehemalige Unteroffizier ganz bedeutende Teile jener Summen, die der kindische Sultan Abd el Asis mit vollen Händen vergeudete. Reisuli empfing den Unterhändler mit aller Liebenswürdigkeit, ließ ihn aber nicht mehr fort in der berechtigten Hoffnung, daß Albion seinen Sproß im fremden Lande nicht im Stich lassen würde. Und er hatte sich nicht getäuscht.

Nach acht Monaten, die der famose Sir Harry in den unwirtlichen Bergen der Dschebbala zugebracht, erklärte England Reisuli als britischen Schutzbefohlenen und sicherte ihm volle Freiheit. Darauf lieferte der Mann persönlich seinen Häftling ab, doch nicht, ohne vorsichtshalber eine stattliche Anzahl Berittener mitgebracht zu haben, von denen jeder trutzig den geladenen Mauser über dem Sattel liegen hatte. Dann zog er sich wieder zurück zu seinen treuen Freunden in den Bergen, die zu ihm und seiner Klugheit aufsehen wie zu einem Gott. — Später ging er dann zum neuen Herrscher, zu Mulai Hafid, nach

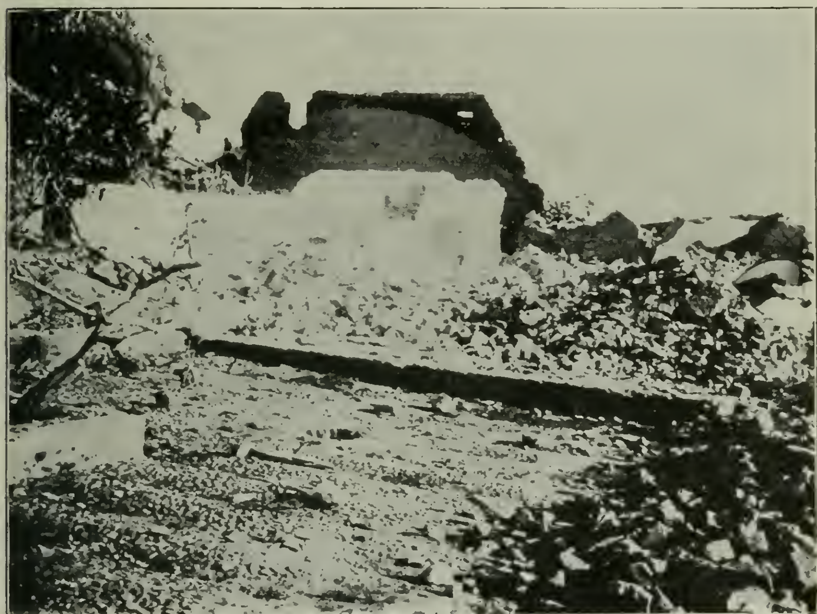


Abb. 60. Sinat nach der Beschießung durch Sultanstruppen.

Fes und erhielt die Statthalterschaft eben jener rauhen Provinz, welche Dschebbala heißt. Sie ist bewohnt von rauhen Männern mit harten Köpfen, freiheitliebenden Stämmen, die nie noch einen Gebieter anerkannten. Vielleicht vermag es der eiserne Wille Reisulis. Heute reitet er unbehindert in Tanger aus und ein, macht sogar Reiterspiele am Marschan mit — wenn er und Abd es Sadak sich aber begegnen, so weichen sie sich in großen Bogen aus. Vorsichtshalber!

Das sind die wechselreichen Schicksale des kaum Fünfzigjährigen. So erzählt man sie im fruchtbaren Gharb und im unerschlossenen Rif an qualmenden Lagerfeuern, wenn gebräunte Atlasbewohner ein zusammengebundenes Alfabüschel nach dem anderen in die Glut schieben,

dabei heißen Tee schlürfen und ernste Erzählungen oder schwermütige uralte Weisen hören lassen. Wie derzeit jeder Marokkaner, ist auch Reisuli überzeugter Freund der Deutschen. Durchaus kein Feind vernünftiger Reformen, die Gallisierung seiner Heimat will er aber hindern. Er war sowenig ein Räuberhauptmann, wie der alte Götz von Berlichingen einer war oder andere Haudegen des Mittelalters, die ihr erprobtes Schwert in die Dienste nächstbeliebiger Fürsten stellten. Ein Kind seiner Zeit, ein Mann, wie ihn eben die merkwürdigen Zustände des heutigen Marokko gebären. Einzig französische Lügenberichte machten ihn zum „Bandenführer", als welcher er heute in aller Mund lebt. Im Land aber nennt man mit Ehrfurcht seinen Namen. Singt doch selbst der benebeltste Haschischraucher des Rif von Reisuli el Munsif — von Reisuli, dem Gerechten!



Abb. 61. Gartenpartie im Gebiet Reisulis.

10. Bu Hamara.

Lebenslauf eines marokkanischen Kronbewerbers.

Seine Abstammung. — Si Mechdi el Menebhi. — Bu Hamaras Vergangenheit. — Die verschiedenen Namen. — Erste Erfolge. — Kämpfe bei Tasa. — Vor Kasba Saida und in Kasba Seluan. — Minengeschichten. — Niederlagen. — Seine Gefangennahme. — Französisches Geschrei und Tatsachen. — Grausamkeiten der Rogileute. — Auf den Schlachtfeldern. — Schädigung des Landes. — Seine Streitmacht und Hilfsquellen.

Die merkwürdigste Erscheinung im letzten Jahrzehnt marokkanischer Geschichte, eine Sagengestalt, um die sich trauriger Nimbus wob, war wohl der Kronanwärter Bu Hamara. Sein eigentlicher Name ist Dschelali ben Abd es Slam es Serhuni, er stammt aus der Kabila Uled Jussuf westlich von Fes. In früher Jugend fand er Stellung als Schreiber bei Mulai Omar, einem älteren Bruder der nachmaligen Herrscher Hafid und Abd el Asis. Gleichzeitig stand in denselben Diensten Mechdi el Menebhi, der in letzter Zeit zeitweise Sultansvertreter in Tanger war. Der ehemalige Schutzreiter Menebhi wußte sich nach dem Tode Mulai Hassans derartig in der Gunst des wankelmütigen Abd el Asis festzusetzen, daß er schnell hintereinander die einträglichsten Würden bekleidete, wie Kriegsminister, Kaid ul Meschuar, Sondergesandter für Europa und ähnliches. Vor wenigen Jahren arm wie eine Kirchenmaus, ist Si Menebhi heute einer der Reichsten Marokkos. Von den 600 Millionen Peseten, die sein jugendlicher Gebieter beim Regierungsantritt übernahm, brachte er einen guten Teil zur Seite, war aber schlauerweise der ersten einer, die dem neuaufgehenden Stern huldigten, dem besonnenen Mulai Hafid.

Dschelali es Serhuni hatte eine andere Laufbahn. Während Mulai el Hassan auf einem seiner vielen Kriegszüge im Tafilelt weilte, verwechselte der Schreiber Mein und Dein und wurde in die Kasba von Fes gesteckt. Nach zwei Jahren wieder freigesetzt, wanderte er nach Algerien, wo er sich verschiedene Taschenspielerkunststückchen aneignete, um sie alsbald seinen engeren Landsleuten vorzuführen. Im starreligiösen Marokko wurde er dadurch rasch als Wundermann angestaunt und als Heiliger verehrt. Nun bezeichnete er sich als Scherif, griff aber bald weiter und gab sich für Mulai Mhammed aus, für den ältesten Bruder des damaligen Herrschers Mulai Abd el Asis. Letzterer, wohl der schwankendste, unfähigste von allen, die im Lauf der Jahrhunderte den Scherifenthron eingenommen, war herzlich unbeliebt infolge zielloser, ganz unzweckmäßiger Neuerungen, die er überhastet einzuführen trachtete. Nicht minder wegen beispielloser Verschwendungssucht. Das macht erklärlich, warum Bu Hamara als

Kronprätendent so schnellen Anhang gewinnen konnte. Jussuf Dschelali hatte dies richtig erfaßt, schrieb religiöse Beweggründe auf sein Banner und trat als Gegensultan auf. Er soll den Schwur getan haben, nicht eher wieder ein Pferd zu besteigen, bis er Abd el Asis vom Thron gestoßen und sich hinaufgesetzt habe. Inzwischen wolle er eine Eselin reiten — daher der Name Bu Hamara, Vater der Eselin. Die Regierung nannte den Thronbewerber Rogi, in Erinnerung an einen Herrn mit ähnlichen Bestrebungen, der in den sechziger Jahren vorigen Jahrhunderts sein Unwesen trieb, aber schnell von der Bildfläche verjagt wurde. Da dem wirklichen Mulai Mhammed bei einem Pulverreiten das linke Auge ausgeschossen worden war, drückte Bu Hamara bei Audienzen stets das linke Auge zu, ein Kniff, auf den viele hereingefallen sein mögen.



Abb. 62. Parteigänger Bu Hamaras.

Zuerst machte er im Sommer 1902 von sich reden, und zwar im Uad Inauen bei Fes, wo er die Bevölkerung zum Ungehorsam gegen die bestehende Regierung aufwiegelte und wegen allgemeiner Unzufriedenheit mit dem unfähigen Sultan auch ziemlich Anhänger fand. Anfangs legte niemand dem unscheinbaren Wanderprediger Bedeutung bei, denn überall gibt es Unzufriedene, besonders in Marokko. Doch eines schönen Tages beraubten Ait Jussi den eigenen Kaid und dessen Kasba, wenige Tage später strömten Beni Smur nach Mekines und plünderten den dortigen Suk. Schon bekam die ganze Sache Zusammenhang, und je ein Dutzend Reiter, welche gegen die Missetäter gesendet wurden, kamen schneller zurück, als sie ausgeritten waren. Gleichzeitig bemächtigte sich der Eselvater der Stadt Tasa, welche den hochwichtigen Sattel gleichen Namens und damit die große Karawanenstraße gen Ost beherrscht. Schon ließ er als Zeichen der Selbständigkeit Freitaggebete in seinem Namen sprechen, hatte aber immer noch nur wenige Anhänger um sich geschart. Als die Regierung nun im Herbst einige hundert Bewaffnete gegen ihn sandte, schlugen sich die mächtigen Riata, mit denen er früher schon in Unterhandlung gestanden, aus angeborenem Widerstandsgeist auf seine Seite und jagten die Mehalla in die Flucht. Nicht besser erging es später einer größeren Truppe unter Mulai el Kebir, einem Bruder des Sultans. Auch dessen Leute rannten mit blutigen Köpfen zurück bis an die Tore von Fes.

Immer mehr Anhänger sammelte Bu Hamara um sich, begünstigt durch überall gärenden Widerwillen gegen die sich immer mehr verschlechternden Verhältnisse; nicht wenig trugen auch die letzten Niederlagen der Machsenleute bei. Bereits erzählten Wanderprediger in Dörfern und auf Märkten von seinem Einfluß und seiner Macht, Karawanenmänner trugen die Nachrichten weiter an die Küste. Bereits nannte man ihn zukünftigen Herrscher, als wieder ein Heer gegen den Aufrührer gesandt wurde, der bereits unbequem zu werden begann. Gegen 1500 Asaker waren es diesmal, unter Anführung einiger besonders heiliger Männer. Doch da diese Leutchen von Kriegführung herzlich wenig verstanden, konnten Riataleute und andere Anhänger des Prätendenten ihnen alles abnehmen, was abzunehmen war, die tapferen Männer aber ohne Kleidung zurückjagen. Das ist nämlich uralter Brauch im Atlas. Die gleichfalls ihrer schönen Mäntel beraubten Schörfa liefen mit bis nach Fes, dessen Tore man rasch schloß aus Angst, der böse Feind könne mit hereinkommen. Damals hätte Bu Hamara mühelos die Stadt einnehmen und damit das Reich erobern können. Doch er zog sich zurück nach Tasa und feierte Ramadan. Mit den eroberten Sachen — bei denen zwei Kanonen mit Munition waren — rüstete er seine Truppen aus und errichtete einen regelrechten Hofstaat. Sodann befestigte er seine Stellung bei den bereits gewonnenen Stämmen, besonders dem kopfreichen Stamm der Riata, indem er Mädchen aus ihrer Mitte heiratete.

Einen Monat später hatte die Regierung wieder eine Armee aufgestellt. Zwar kleiner wie die vorige, doch aus besseren Bestandteilen, nämlich nicht aus Berufssoldaten, denen der Sultan täglich 5 Billein schuldig blieb, sondern aus Aufgeboten regierungstreuer Stämme. Damit kam es Ende Januar zur Schlacht, nach welcher sich Bu Hamara endlich zurückziehen mußte. Die Ausnützung eines Sieges verstößt aber zu sehr gegen marokkanische Überlieferung, man entschloß sich erst vier Wochen später dazu. Der Führer Menebhi ließ sich dabei von den Bergstämmen, denen die Anwesenheit der Sultansleute unbequem war, in die Berge locken, konnte sich nur mit Mühe aus deren Umklammerung retten und brachte gerade noch die Hälfte seiner Mannschaft wieder zurück.

Auf die Weise konnte Bu Hamara ungestört sein Wesen treiben, die sich einander schnell ablösenden Kriegsminister des Abd el Asis zogen hintereinander gegen ihn zu Feld, errangen aber nie nennenswerte Erfolge. Die Kbail, in deren Gebiet sich die Kämpfe abspielten, standen stets auf seiten dessen, der gerade in ihren Dörfern weilte, da er sonst nach Landessitte die Duar angezündet und alle erreichbaren Köpfe abgeschnitten hätte. Langsam zog der hartnäckige Anwärter auf den besetzten Sultansthron ostwärts, um sich endlich in



Abb. 65. Zeltlager des Negergenerals Mulador in der Ebene von Seluan.

Kasba Seluan einzunisten, 25 Kilometer südlich von Melilia. Mitunter war er bis an die algerische Grenze gedrängt, besonders die halbverfallene Kasba Saida — daher wohl der Name: Festung des Glückes — wechselte oft und schnell den Herrn, bald war sie von Machsentruppen, bald von Bu Hamaras Leuten besetzt.

Als Marokko den unfähigen Herrscher durch seinen energischeren Bruder Hafid ersetzte, begannen Thronstreitigkeiten zwischen den beiden, da Abd el Asis auf französisches Betreiben nicht verzichten wollte. In dieser Zeit vermochte der Rogi ruhig seine Herrschaft zu befestigen. Vor allem knüpfte er Verbindung mit Europäern an, um Geld zu schaffen. Dazu benötigte er die erzreichen Berge im Rif. In der Gelaia, dem Stammesgebiet zwischen Kasba Seluan und Melilia, war er wohl Herr, nicht aber weiter. So verkaufte er denn einstweilen die Bleilager im Gebiet des Stammteiles der Beni bu Ifror einer spanischen, die Eisenminen bei Nador einer französischen Gesellschaft, die beide alsbald mit den Vorarbeiten begannen. Dann sandte er seinen Negerfeldherrn Dschelali Mulador gegen die Beni Uriachel, um sich des sagenumwobenen Dschebbel Hamam (= Taubenberg) zu versichern. Doch der wehrhafte Stamm empfing die Reiter des Bu Hamara so warm, daß sie mit verhängten Zügeln und furchtbar gelichtet wieder in der Ebene von Seluan anlangten. Noch einmal versuchte es der Rogi mit verstärkten Truppen. Doch die Uriachli hatten sich inzwischen mit den Männern der Bu Kuia vereint und schlugen das aus weit über 1000 Berittenen bestehende Heer so vollständig, daß es 200 Tote und viele Verwundete in Händen der Sieger lassen mußte. Nun war es um Bu Hamara geschehen, denn Tote am Schlacht-

felde lassen, gilt bei Arabern aller Striche schimpflicher als eine verlorene Schlacht! Alle Rifstämme verbanden sich gegen den verhaßten Bedrücker, der sie jahrelang ihre Felder nicht bebauen ließ, und was die Regierung in sechs langen Jahren nicht vermocht, taten Ruafa in ebenso vielen Wochen. Ende November 1908 entfloh er über Nacht aus Seluan unter Zurücklassung vielen Besitzes, da die Rifioten ihn sogar von seinen spanischen Freunden in Melilia abgeschnitten hatten. Damit war auch das Besitzrecht der Europäer auf die von ihm erworbenen Minen fraglich geworden. Die Kämpfe, die sich in den Sommertagen 1909 zwischen Ruafa und Spaniern abgespielt, sind auf die hier geschilderten Umstände zurückzuführen.

Inzwischen hatte Mulai Hafid, energischer und voraussehender als sein weichlicher Bruder, den Kampf wieder aufgenommen. Hadsch Omar Tassi hatte den bei Tasa weilenden Rogi eingekreist und durch plötzliches, sorgfältig vorbereitetes Vorgehen mit vielen seiner Anhänger glücklich festgenommen. Ed dem bed dem, Blut um Blut, sagt ein arabisches Gesetz. Tausende armer Teufel hatte Bu Hamara mit unsäglichen Martern ins Jenseits befördert, unzählige Köpfe auf den Mauern von Kasba Seluan und Tasa befestigt. Mulai Hafid ließ als abschreckendes Beispiel für seine noch in Freiheit befindlichen Anhänger vielen der Gefangenen den rechten Arm abhauen nach den Worten des Koran: So du deine Hand erhebst gegen deinen Herrn, sollst du sie verlieren. Blutige Kraft war das einzige Mittel, um der Hydra den Kopf zu zertreten, ein rauhes Land wie Marokko fordert rauhe Sitten. Bu Hamara selbst erging es glimpflicher. Freilich, französische Blätter versicherten, er sei, mit Petroleum übergossen und angezündet, Löwen zum Fraße vorgeworfen worden usw. Aber nur nach Pariser Nachrichten. In Wirklichkeit geht es dem Revolutionär, der viel tausend Menschenleben am Gewissen hat, in der Kasba zu Fes vortrefflich. Sogar einige seiner vielen Frauen hat er bei sich.

Bu Hamara hatte durch volle sieben Jahre unsägliches Elend gebracht über Landstriche von der Ausdehnung Bayerns, bald kündeten hier, bald dort gleich Riesenfackeln brennende Berberdörfer den Weg, den seine Horden nahmen. Hunderte armer, gänzlich unbeteiligter Landleute machten seine Mannen um einen Kopf kürzer, unzählige blühende Getreideäcker zerstampften und verwüsteten seine Reiter auf besonderen Befehl des Gebieters, der verhindern wollte, daß die Stämme Kornfrucht für Gewehre eintauschen und damit den Quälgeist abschütteln würden. Ich sah im Oktober 1908 ein volles Dutzend Köpfe harmloser Gelaialeute am Fonduk südlich von Melilia, jenes Mauervierecks, um das Spanier und Ruafa in den ersten Tagen des jüngsten Zusammenstoßes so heiß gekämpft. Und diese Kämpfe selbst, wer war deren Urheber? — Oft kam der harmloseste

6*

Wanderer unvermutet mitten in Schießereien zwischen Ruafas, die ihre Freiheit verteidigten, und „Mhamdis", d. h. Anhängern des „Mulai Mhammed". Und einmal leitete mich ein ungünstiges Geschick über eines der Schlachtfelder, auf denen sich in wütendem Ringen die seit Urgedenken freien Berberkabilen mit wohlbewaffneten Horden des Prätendenten gemessen. Furchtbarer Pesthauch lag atembeklemmend im blutgetränkten Tal, in weitem Umkreis jedem Lebewesen den Aufenthalt verleidend. Nur Hyänen hatten sich eingefunden und Geier zogen hoch oben weite Kreise über den aller Kleidung entblößten verstümmelten Kadavern. Erst als wir weit fort waren von dem grau-



Abb. 64. Inneres des Fonduk bei Melilia.

sigen Blachfelde, legte sich der würgende Brechreiz, der mich und meine Leute befallen hatte. Begreiflich, daß alle menschlichen Ansiedlungen in weitem Umkreise verlassen waren, auch wenn sie nicht niedergebrannt waren von den wilden Scharen, die sich ironisch „Glaubensstreiter" nannten. Die fortwährenden Unruhen, ihr blutiges Auftreten in den verschiedenen Teilen Nordmarokkos unterband stets allen Verkehr auf Karawanenstraßen, was in Verbindung mit den verwüsteten Saaten die Lebensmittelpreise in den drangsalierten Landteilen furchtbar in die Höhe schnellen ließ. In Fes standen Brot und Fleisch manchmal doppelt so hoch wie zu normalen Zeiten, unerschwingbar für den armen Marokkaner. Wer das alles weiß, begreift den wahnsinnigen Freudentaumel, der die Achl el Fasi ergriff, als sich die Gefangennahme des Eselvaters bestätigte. Und nicht nur in Fes!

Zu seinen besten Zeiten belief sich die Streitmacht des Rogi auf etwa 2000 berittene Krieger, meist Abenteurer aus aller Herren Ländern, auch Europäer. Wem in Algerien, Tunesien oder Marokko der Boden unter den Füßen brannte, wer mit Behörden in Konflikt war, Blutrache zu fürchten hatte oder statt ehrlicher Arbeit Plünderungsgelegenheit suchte, der schwor zur Fahne Dschelali es Serhunis. Beutelustige Neger, Algerier, denen man daheim auf die Finger sah, Ausgestoßene marokkanischer Stämme, das waren Hauptbestandteile von Bu Hamaras bewaffneter Macht. Dazu kamen europäische und andere Abenteurer, wie der Algerier Ben Amar, der sich für einen Ägypter ausgab, der famose Franzmann Delbrel und mancher mehr oder weniger verkommene Spaniole. Oft standen in seinen Reihen angeblich entlassene Offiziere der französischen Kolonialarmee, so ben Sadira, der auch gegen Reisuli gekämpft und derzeit der französischen Militärmission in Fes zugeteilt ist. Von französischer Seite erhielt er fortwährend Unterstützung an Waffen und Munition, selbst an Geld. Zu Neujahr 1909 half ich selbst den Eingeborenen der Kebdana einen Transport von 45 Kamelen abfangen, die von der algero-marokkanischen Grenze nach Kasba Aiun gegangen, dort von Si et Tajeb, dem Sohne des kaum verstorbenen Bu Amama, übernommen und weitergesandt worden waren. Ebenso hatten Franzosen und ein zum Franzosen gewordener Österreicher eine Ansiedlung an der Sebcha bu Erg geschaffen, um diesen schmalen Landstreifen zu durchstechen und leichter für den Rogi Waffenschmuggel zu treiben. Das damals noch unverklopfte marokkanische Kanonenboot Turki, unter dem Deutschen Karrow, machte mit Granaten der Geschichte ein Ende. Der anfängliche „Befreier vom unfähigen Sultan“, der längst zum richtigen Bandenführer gesunken und froh war, wenn er ungestört im schwer errungenen Gebiet hausen konnte, mußte immer aufleben, wenn die Pariser Regierung diplomatischen Druck auf Fes ausüben wollte. Noch wenige Tage vor seinem Untergang „bedrohten zahlreiche Parteigänger Bu Hamaras die Hauptstadt, der Sultan traf Vorbereitungen, um nach Mekines zu flüchten!“ Er war eines der vielen Mittel Frankreichs, um Unfrieden im Scherifat und damit Schwächung der Sultansautorität zu bewirken und so Grund zu schaffen zu bewaffnetem Einmarsch — nach gleichem Rezept wie jenseits des Atlas!

Es ist begreiflich, daß dem gewesenen Wanderprediger der Kamm schwoll und er zur Algesiraskonferenz einen Vertreter zu senden wagte, einen spanischen Schneider, der selbstverständlich unbeachtet blieb. Auch stand er in regem Briefwechsel mit General Marina, dem Höchstkommandierenden in Melilia, der blühenden Waffenschmuggel algerischer Kaufleute aus Oran stillschweigend duldete. — Nun hat

er seine Rolle ausgespielt. Allahs Weisheit verhindere, daß er, der infolge Mulai Hafids unbegreiflicher Nachsicht am Leben blieb und gefangengehalten wird, entkomme und neues Unheil über das Sultanat des Westens bringe!



Abb. 65. Eselreiter.

11. Rifpiraten.

Unwirtliche Küsten. — Urbevölkerung. — Heiße Kämpfe. — Rassenreinheit. — Unbezwungene Freiheit. — Stammeseinteilungen und Selbstverwaltung. — Charakter der Ruafa. — Ihre Wohngebäude. — Die einstigen Rifpiraten. — Bevölkerung. — Verwandtschaft mit der Iberischen Halbinsel. — Spaniens historische Hoffnungen.

Von Ceuta, der südlichen Säule des Herkules, zieht sich das Gestade des Mittelmeeres erst südöstlich, dann genau ostwärts etwa 250 Kilometer bis an den Dschebbel Uarka, an dessen Ostabhang Melilia liegt. Felsiges, finsteres Gestade, vulkanische Konturen eines wilden Gebirges, dessen schroffe Zacken sich scharf abheben vom wolkenumhüllten Himmel. Selten sind Spuren menschlichen Seins erkennbar, wie bebaute Hänge oder verwitterte Hütten aus Tabia, die sich kaum abheben vom gleichfarbenen Gestein oder dunkelm Buschwerk. Es ist das Rif. Von „ripa" stammend, wird das Wort so gesprochen, weil weder Berbernoch Araberzungen den Buchstaben p kennen. Nach dem Innern anerkennt man diesen Begriff bis fast zum hochwichtigen Sattel von Tasa, der die einzige Straße von Fes nach Algerien beherrscht. In diesen 20000 Quadratkilometer sind die Ruafa die einzigen Herren.

In fast ganz Marokko mischte sich bodenständige Bevölkerung mit eingewanderten Arabern oder mit nördlichen Ausläufern schwarzer

Rassen. Die hellhäutigen Besiedler des Rif aber erhielten sich seit urdenklichen Zeiten sorgfältig frei von jeder Beimischung fremden Blutes, und zu allen Zeiten verteidigten sie auch ihre Berge und Schluchten hartnäckig gegen alle, die während der Jahrhunderte sie zu verdrängen, oder ihnen Fremdherrschaft aufzuzwingen versuchten. Ihr alles überragender Freiheitsdrang empörte sich trotz denkbar losestem Vasallenverhältnis bei jeder Gelegenheit. So gegen Karthager, Römer, Byzantiner und alle, die von unaufhaltsamen Wogen der Völkergeschicke an diesen Strand getrieben wurden. Stets verbanden sie sich mit den Neuankömmlingen, um die bisherigen Herren zu verjagen.

Auch der dreimalige Ansturm von Araberscharen sah nur das gleiche Spiel. Ein halbes Jahrhundert wüteten grauenhafte Kämpfe der arianischen Rifier gegen die gewalttätigen Sendlinge von Mohammeds neuer Lehre. Kämpfe, deren Heftigkeit unsere Geschichte nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hat, von deren furchtbarer Wut heute noch monotone Lieder künden, die im Schilcha-Dialekt von den erzreichen Bergen der Gelaia bis an die fruchtbaren Hänge bei Tetuan erklingen und bis hinein an den straßenbeherrschenden Sattel von Tasa, wo wilde Riataleute hausen. Selbst in der „Kabilie" Algeriens singt man sie neben jenen, die aus der Zeit des großen Abd el Kader stammen. So lebhaft wehrte sich im damaligen Ringen um die Vorherrschaft zweier Rassen das Berbervolk, daß die semitischen Eroberer nicht wie am ganzen Weg vom Roten Meer bis zum Atlas auch dem Rif Sprache und Religion aufzuzwingen vermochten. Gar laue Anhänger des Propheten sind die Ruafa, und ganze Stämme verstehen kein Wort Arabisch. Immer noch nennt jeder Rifstamm es eine Schande, wenn einer seiner Söhne ein Arabermädchen freit oder ein Maurenkind, nie kommt eine Tochter des freien Berglandes in das Zelt eines Arabers oder gar in den Harem eines maurischen Städtebewohners. Daher die Rassenreinheit der Ruafa, die markigen sehnigen Gestalten dieser Gebirgsbewohner mit den Blauaugen, daher das viele Blondhaar unter ihnen. Ein Menschenschlag, der dem an der Wasserkante eher gleicht als den rasseverwandten, bräunlichen, geschmeidigen Berbervölkern jenseits des Atlas.

Wie seit urdenklichen Zeiten, so haben alle Rifstämme noch heute vollkommene Selbstverwaltung, ihr Gebiet untersteht nur nominell dem Machsen. Denn der Rifi sieht in der Person des Sultans nur einen Kaid, ebenbürtig dem eigenen Stammeshaupt, dessen einziger Vorzug es ist, „Fürst der Rechtgläubigen" zu sein, also Religionshaupt. Im übrigen leben die zwei Millionen Ruafa nach ihren vielhundertjährigen ungeschriebenen Gesetzen, wie sie sich im Laufe der Zeiten eingebürgert

haben und eifersüchtig gewahrt werden. Sie zahlen nie Steuern, stellen nie Soldaten, dulden kein vom Herrscher eingesetztes Stammeshaupt. Nie noch war die Scherifenregierung imstande, irgendwelche Oberhoheit in diesem Gebirgszuge geltend zu machen.

Ihre Stammeseinteilung ist ein Muster von Demokratie: Gleiches Recht allen Männern, Frauen, Kindern. Jede Kabila — d. h. Stammeseinheit —, die selten unter einem Großkaid vereint ist, häufig aber in scharfer Fehde der einzelnen Stammesunterabteilungen untereinander liegt, teilt sich in mehrere Dscherara (Einz. Dschara), von denen jede ein Oberhaupt aufweist, meist einen Fkih, der mit den Angesehenen der Fraktion eine Art Landtag bildet, auf dessen je nach Bedarf häufigeren oder selteneren Versammlungen über gemeinsames Wohl und Wehe beraten wird. Die einzelnen Dscherara, die sich oft genug feindlich gegenüberstehen, bestehen aus großen Familien, die wieder von einem Ältesten geführt werden. Solch eine bis zu hundert Köpfen zählende Sippe heißt Ahruba und besiedelt zahlreiche Dörfer.



Abb. 66. Mädchen aus der Gelaia, östliches Rif.

Jede Ahruba übt weitestgehendes Selbstbestimmungsrecht, jede Dschara pocht auf absolute Unabhängigkeit von der anderen. Nur in ganz besonderen Fällen tun sich einzelne Stammteile oder die Kabila selbst zusammen zu gemeinsamem Vorgehen. Dies immer, wenn äußere Einflüsse sich geltend machen wollen, so wenn der Machsen die nirgends vorhandene Autorität stärken will oder Spanien sich längst verstaubter historischer Rechte besinnt. Nur der westlichste Stamm, die Beni Said (= Söhne des Glücks) anerkennt halbwegs die Regierung und steht unter der Gerichtsbarkeit des Amalats Tetuan. Vom Uad Lahu dagegen bis fast an die algerische Grenze hat der Sultan alles Recht verloren — besser gesagt: nie besessen.

Zum Unterschied von anderen Berberstämmen des ausgedehnten Marokko vermochte der Islam nie, Rifier zu ernsten Taten zu begeistern, wohl aber die Freiheit, wenn sie bedroht schien. Wie nirgends sonst, erhielten sich im Rif Sprache und Gebräuche aus Ur-

väterzeit. Rauhes Gebirgsleben gab dem Rifi sicheres Auftreten, Unerschrockenheit und Energie im Handeln, Eigenschaften, die dem Araber aller Striche abgehen. Schwerer Kampf ums liebe Brot erhielt den widerstandsfähigen, unglaublich harten Menschenschlag und schuf außerordentliche Tapferkeit und ewige Kampfesfreude, wie sie wenig Völker des Erdballs besitzen. Ewige blutige Streitigkeiten untereinander sorgen dafür, daß sie selbständig und rücksichtslos werden, daß sie nie zögern, das Leben einzusetzen, aber auch das anderer weniger hoch einschätzen, als es bei sonstigen Völkern, bei denen Blutrache, ebenso wie bei den Rifioten, noch heilige Pflicht ist.



Abb. 67. Rmara-Kaid.

Die Wohngebäude im Rif sind ganz anders als jene der anderen Berberstämme. Es sind widerstandsfähige Häuser aus gebrannten Lehmziegeln, sog. Tabia, deren Lehmmauern mit flachen Schilflagen gedeckt und wegen Feuersgefahr mit Kies oder Sand bestreut werden. In der Mitte des 30—40 Zentimeter dicken Daches bleibt ein kreisrundes Loch, das dem Innern Licht und Luft vermittelt. Stets befindet sich an den beiden schmäleren Seiten je ein Wohngemach, eines den weiblichen, das andere männlichen Bewohnern des Hauses zugeteilt. Von den restlichen Seiten dient die eine als Vorratkammer, unter der häufig noch ein Silo zur Aufnahme des Getreides gegraben ist, die letzte, durch die man das Haus betritt, ist zugleich Stall. Wer sein Heim betritt, ist Gast des Rifi, mag es auch ein unerwünschter sein. Jedes Haus gilt als Feuerstelle, wer den Schutz solch eines Herdes anspricht, genießt den aller, die zur gleichen Familie gehören. Dies gilt auch Ungläubigen gegenüber! An den Lagerfeuern marokkanischer Karawanenstraßen erzählt man manch rührende Geschichte von der Heiligkeit rifischer Gastfreundschaft.

Obwohl auf ungemein wertvollem Boden hausend, ist der Rifbewohner der Ärmsten einer. Und nirgends bewahrheitet sich mehr



Abb. 68. Fluka mit Rifiern.

das Sprichwort: Armut ist Feind dem Reichtum! Ungebärdig, wie er zu Land ist, so kennt man den Rifi auch zur See. Wie drohend Ungewitter aus heiterem Himmel erschienen seine primitiven Felucken an Spaniens sonnigen Küsten, plündernd, raubend, jeden mordend, der sich zur Wehr setzte. Es ist gleichsam Vergeltung dafür, was vertriebene Mauren unter dem ewig blauen Himmel der Iberischen Halbinsel erduldeten. Selbst große Dreimaster griffen sie auf offener See an — und meist mit Erfolg! „Rifpiraten" ist ein Wort, das heute noch unheimlichen Klang hat bei Seefahrern aller Nationen. — So sind sie, die Bewohner von Marokkos Nordküste, die ungebärdigsten, freiheitsliebendsten des Landes. Heute wie früher sieht man keinen ohne sein geliebtes Gewehr, sechsfach überzahlen sie moderne Mehrlader, und um Geld auf Patronen zu erhalten, wandern sie in Scharen hinüber nach Algerien, um sich im Dienst verhaßter Spanier oder Franzosen fernab der Heimat als gesuchte fleißige Landarbeiter einige Duros zu verdienen. Auch heute verschmähen sie gelegentliches Strandrecht nicht. Freilich, Dampfer fahren gar schnell, dies Handwerk ist wenig ergiebig geworden in den letzten Jahrzehnten.

Wenige Orte nur hat das Rif, und diese sind bloß Gewirre von kaum einigen Dutzend Hütten. Namhaft sind nur Tetuan, an dessen Mauern geographisch das Rif beginnt, und das 30 Kilometer südlich davon gelegene heilige Scheschauen, beide eigentlich zur „Dschebala" gehörend. Industrie kennt der Rifi nicht. Wohl bringt er Holzkohlen, Eier und Hühner auf die Wochenmärkte von Tetuan und Melilia,

auch Bastschnüre und aus Palmetto geflochtene Schuari, jene unverwüstlichen Tragtaschen, die auf allen Karawanenstraßen des Maghreb benützt werden, soweit man mit Maultieren und Eseln reist. Solche Marktbesuche sind die einzigen Gelegenheiten, die den genügsamen Rifi aus seinen Bergen locken.

Geologisch steht dieser neuerdings so heiß umstrittene Nordteil des Scherifenreiches in denkbar engstem Zusammenhang mit der Pyrenäenhalbinsel. Hier wie dort gleiche vulkanische Formen, terrassenförmig abfallend, gleiche Mineralien und Erze bergend; hüben wie drüben der Küste parallele langgestreckte Höhenrücken, durchschnitten von Tälern, die, rechtwinklig zum Meere laufend, zahlreiche Wasseradern dem Mittelmeer zuführen. Auf beiden Seiten gleiche Vegetation, mächtige Korkwälder, üppige Orangen- und Feigengärten, Bergabhänge mit den schönsten Trauben. Opuntien von geradezu unheimlicher Größe sind auf spanischem wie marokkanischem Boden zu treffen, ebenso gleiche Vertreter hoher wie niederer Fauna. Mehr noch. Auf europäischer Seite arabische Namen in Hülle und Fülle, neben unvergleichlichen Bauten als bleibende Spuren des Islam. Auf afrikanischem Festlande dagegen spanische Anklänge in der Bezeichnung der Berge und Wässer und im täglichen Leben. Und die Sitten der Andalusier und Sevillaner, ja selbst nördlicherer Bewohner des heutigen Spanien, wie sehr ähneln sie jenen der Mauren und Berber im Atlas.



Abb. 69. Mädchentypen aus der Rmara, westliches Rif.

Aus der geologischen wie ethnographischen Verwandtschaft leitet Spanien seine „historischen Rechte" auf Marokko ab, besonders auf das Rif. Hinfällig gewordene, längst verstaubte Rechte, denen die heruntergekommene Großmacht nie Nachdruck zu verleihen imstande sein wird, wie die jüngsten Kämpfe hinter Melilia neuerdings nur zu deutlich bestätigten. Aber jeder Hidalgo ist durchdrungen von diesem Gefühl, das genährt wird durch Überlieferungen von fast tausendjährigem Kampf zwischen

„Moros y Castillanos". Trotzdem Spanien nie auch nur wenige Schritte über seine von aller Mitwelt abgeschlossenen Presidios an der Rifküste gelangte, trotzdem es bei jedem Zusammenstoß immer wieder blutige Schlappen erlitt, sind die traurigen Nachkommen des stolzen Cid fest davon überzeugt, daß es nur geringer Anstrengungen bedürfe, um das ganze Rif zu erobern, dessen Bewohner seit 2000 Jahren auch den überlegensten Angreifer blutig abwiesen. Um dies dereinst leichter vollbringen zu können, versorgen spanische Schmuggler die dortigen Stämme fleißig mit modernen Repetiergewehren.



Abb. 70. Maultierkarawane im Rif.



Abb. 71. Ceuta, die südliche Säule des Herkules.

12. Spaniens historische Rechte.

„Moros y Cristianos!" — Ceuta. — Dessen Lage und Bedeutung. — Peñon de Veles y Gomera. — Deportierte. — Vor Bades. — Welteinsamkeit. — Die Besatzung. — Alhusemas. — Verbindung mit der Mitwelt. — Melilia. — Dessen günstige Lage. — Erzreichtum des Hinterlandes und Folgen davon. — Die Zaffarinas.

„Moros y Cristianos!"

Eine uralte Redensart, so alt fast wie die Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond selbst. Seit sieggewohnte Horden arabischer Emire mit Mohammeds Lehre über die Straße Gibraltars setzten, um Roderichs Westgotenreich zu zertrümmern, währten die wilden Kämpfe fast ununterbrochen. 900 Jahre auf europäischem Festland, seit Beginn des 16. Jahrhunderts auch auf afrikanischer Erde, ein Jahrtausend gegenseitiger Drangsalierungen und blutiger Fehden. Als der letzte Maure Spaniens ungastlich gewordenen Boden verließ, nahm er des Landes Wohlstand mit sich, heute noch haben sich Andalusien und Sevilla nicht erholt von dem Schlag, den eigene Glaubenswut ihnen damals zugefügt.

Heute flattern rotgelbe Banner auf afrikanischer Erde. Aber auf wenigen öden Felsen nur, auf einsamen, von der Mitwelt abgeschiedenen Punkten, traurige Besitzungen als letzte Zeugen einstiger Größe.

Die westlichst gelegene Stadt spanischen Besitzes ist Ceuta, die südliche Säule des Herkules, von Eingeborenen Sipta (Butter) genannt. Von 1414 bis 1580 war sie portugiesisch, seither ist sie spanisch. Auf kahlen Nordhängen der keulenartig vorspringenden Halbinsel dehnt sich der etwa 9000 Einwohner zählende Ort aus. An schmalster, kaum 300 Meter breiter Stelle liegt die eigentliche Altstadt, von Mauern und Fluten umgeben, da zwei künstliche Kanäle durchbrechen. Eine einzige breitere Straße

durchzieht die Feste, an deren äußerstem östlichem Punkt ein Kastell steht, hoch oben auf vegetationslosem Hügel. Gegen die Landseite ist Ceuta geschützt von Mauern und Wällen, die neuerdings auch mit modernem Geschütz versehen sind. Dahinter zieht sich hügeliges Gelände, jede Anhöhe ist von kleinen trommelartigen Werken gekrönt, die Wege hinauf durch Reduits geschützt. Anschließend Bergketten der Andscheras, eines ewig unruhigen Berberstammes, mit dem Ceuta und meist durch spanisches Verschulden stets mehr oder minder belangreiche Reibereien hat. Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung Ceutas setzt sich aus Sträflingen zusammen, der Rest besteht aus dem Abschaum Andalusiens, die Garnison aus Strafkompagnien; nirgends an Afrikas Nordküsten herrschen solch traurige Willkürzustände wie an dieser Mittelmeerpforte. Die Halbinsel ist von außerordentlicher natürlicher Stärke, von der Landseite könnte sie auch europäischen Heeren erfolgreichen Widerstand leisten. (Sultan Ismael der Tyrann blockierte die Feste 26 volle Jahre!) Auch wäre sie eine gefährliche Nebenbuhlerin des 25 Kilometer nördlicheren Gibraltar, wenn sie eben in anderen als in spanischen Händen wäre. — Das ist das hochwichtige Ceuta.

Etwa 120 Kilometer südöstlich davon liegt hart an der Festlandsküste ein kleines Felseneiland. Dschesirat Bades nennen es die Eingeborenen, Peñon de Veles y Gomera die Spanier, in deren Besitz es seit 1508 ist. Ein stolzes, malerisches Bild, dies trutzige Felsennest, schaumgekrönte Wogen brechen donnernd ihre Kraft am steilen 80 Meter emporragenden Basaltfels, langsam, doch stetig tiefe Höhlen auswaschend. Unbarmherzig brennt Afrikas Sonne auf das graue Gestein, auf dem kein noch so ärmliches Bäumchen, kein einziger grüner Fleck das suchende Auge erfreut, doppelt heiß wirft es die Strahlen zurück. Und hoch oben, wo durch Aufbau künstlich ebene Stellen geschaffen wurden, kleben Schwalbennestern gleich ärmliche Häuser. Gewunden führt der holprige Weg hinan, wo auf höchster Spitze neben dem tristen Heim des Militärgewaltigen auf rostzerfressenem Eisengerüst ein bescheidenes Glöcklein baumelt. Aber ungehört verklingt sein heller Ruf an den schroffen Berghängen drüben, am Gestade des kaum erforschten Rif. Und gegenüber auf einem Felsvorsprung kauern kapuzenbedeckte Gestalten in verwitterten Dschelelbis, mit langen Gewehren. Ruafa sind es, die Hochwacht ihrer Stämme, wetterharte Bewohner unwirtlicher Berghänge, die eifersüchtig darüber wachen, daß keiner der gehaßten Nazarener seinen Fuß hinübersetze auf den seit Urgedenken freien Boden des Rif.

Ein schmales, unebenes Molo, notdürftig errichtet aus rohen Steinblöcken, die Zwischenräume ausgefüllt mit Sand und Ziegeltrümmern, kaum genügend den bescheidenen Bedürfnissen dieses welt-

abgeschiedenen Punktes; es führt ein gewundener Weg zur Höhe. Die Bewohner der kleinen Insel lehnen umher in verwahrloster, abgerissener Kleidung, widerliche Gesellen, denen man ansieht, daß sie nicht ungern zu geliebten Navaja greifen, falls jemand in Spiel- oder Liebessachen anderer Meinung zu sein liebt. Zivil- und Militärbevölkerung sind fast alle Sträflinge, aus verschiedenen Gründen ausgesetzt auf dies wüste Gestein, doch auch solche, die längst ihre Strafe abgebüßt, aber auf der traurigen Insel mit dem stolzen Namen bescheidene Beschäftigung fanden und verblieben. Viel Arbeit lieben Spaniens Söhne überhaupt nicht, am wenigsten dort, wo sengend die



Abb. 72. Peñon de Veles y Gomera.

Sonne auf öden Fels brennt. Wenige Vertreterinnen des „schönen" Geschlechtes weilen auf der Insel, und diese wenigen sind der Abschaum ihres Geschlechtes.

In tiefer, vor West- und Ostwinden wohlgeschützter Bucht liegt die Insel, ein kaum 100 Meter breiter Wasserarm trennt sie vom Festland. Doch diesen schmalen Streifen vermochte jahrhundertelange spanische Politik nicht zu überbrücken. So oft es den Ruafa gefällt, unterbinden sie den an und für sich schon sehr bescheidenen Zufluß von Milch, Eiern, Hühnern, und die Hidalgos sind schnell angewiesen auf ihren Konservenvorrat und auf Fischfang. Selten kommen Eingeborene auf das Eiland. Was haben auch dessen Besitzer ihnen zu bieten? Zucker, Kerzen, Leinen und Pulver, das sind die einzigen Bedürfnisse, die sie nicht aus eigenem befriedigen können, auf die sie aber leichten Herzens verzichten. Und im Notfalle bringt jede Fluka,

die Holzkohlen, Felle oder sonstige Tauschartikel nach Tanger oder Tetuan fährt, alles Gewünschte zurück. Wozu also mehr, als unbedingt nötig, mit denen verkehren, die ebenso verhaßt sind wie die Franzosen, die nur größere Unschädlichkeit vor häufigeren Wutausbrüchen schützt?

Gegen 6—700 Menschen vegetieren auf dem trostlosen Gestein; 500 davon sind Soldaten, sie zählen die Tage, bis sie wieder in die Heimat können, der Rest sind durchweg Sträflinge in Zivil. Letztere arbeiten — wenn sie arbeiten — als Maurer, Fischer, schaffen Wasser aus dem allgemeinen Behälter in die einzelnen Häuser, stehen als Handlanger in Diensten der wenigen Rifjuden, die den spärlichen Handel mit Eingeborenen vermitteln, flechten Bastsandalen aus dem Material, das vom Festland gebracht wird. Selbst die Offiziere sind vernachlässigte, vertrocknete Gestalten und betrachten den Aufenthalt hier als Bagno — und mit Recht!

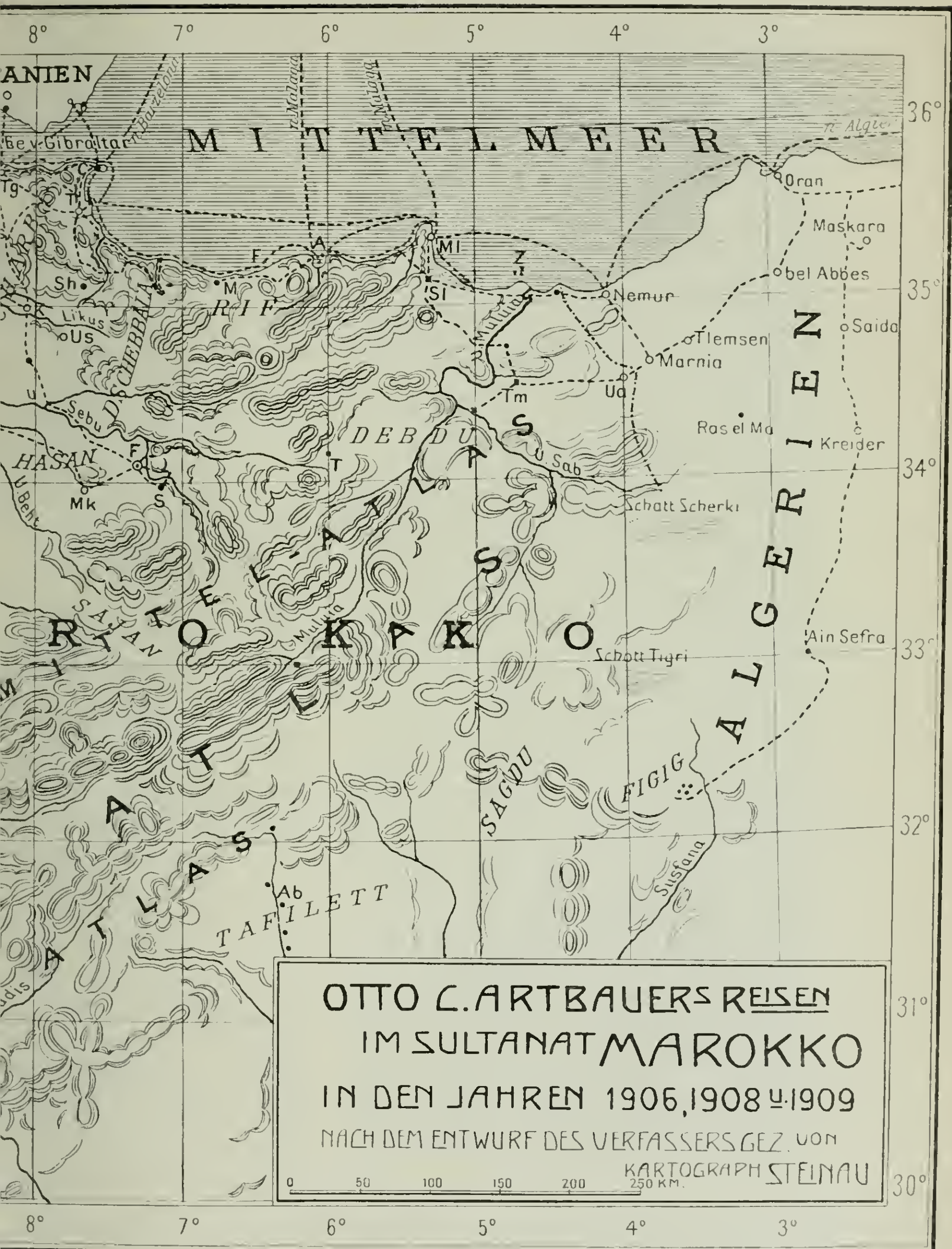
Etwa 50 Kilometer östlicher liegen die kleinen „Pfefferminzinseln". Drei unbedeutende Felsklippen, die aus den Wassern der nie stillen Bucht ragen, auf deren nördlichster seit 1508 Kastiliens rotgelbes Banner flattert. Nukor nennen es die Ruafa, Alhusemas die Spanier. Hier sind die Verhältnisse noch trostloser wie auf Peñon, wenn solches überhaupt möglich ist. Keine windgeschützte Bucht, keinerlei noch so primitiven Landungssteg, so daß der wöchentliche Regierungsdampfer häufig weder Post abgeben noch einnehmen kann. Der Verkehr mit den Eingeborenen ist um weniges lebhafter, da sich eine reiche Ebene mit vielen Dörfern und beweglichen Ansiedlungen am etwa 3 Kilometer entfernten Ufer entlang zieht. Ebenso wie auf Peñon ist ein Major der Inselgewaltige, die Bevölkerung eine Sträflingskolonie. Alhusemas ist gleichfalls in allem und jedem ans Mutterland angewiesen, sogar Wasser muß aus Malaga gebracht werden. Wenn die „Sevilla", der kleine, von der Regierung gecharterte Küstenfahrer in Dock liegt, oder schlechtes Wetter die Verbindung durch Boote hindert, so sind die Bewohner beider Inseln oft 2—3 und mehr Wochen ohne jede Verbindung mit der Mitwelt. Der Tag, der die „Sevilla" bringt, findet alles eine Stunde früher auf den Beinen, es ist Feiertag für alt und jung.

Wieder 80 Kilometer ostwärts. Am Osthang des klippenreichen Dschebbel Uarka, dessen Nordspitzen „Tres Forcas" 25 Kilometer nordwärts ins Meer ragen, liegt Spaniens älteste Besitzung auf marokkanischer Erde, Melilia. Seit 1496 wäre wahrlich genügend Zeit gewesen, um freundnachbarliche Beziehungen mit den das erzreiche Hinterland bewohnenden Teilen des Gelaiastammes anzubahnen. Aber nur wenig stärker wie auf einem anderen der fünf Presidios ist hier der nachbarliche Verkehr mit Bewohnern des Hinterlandes.

Abkürzungen:

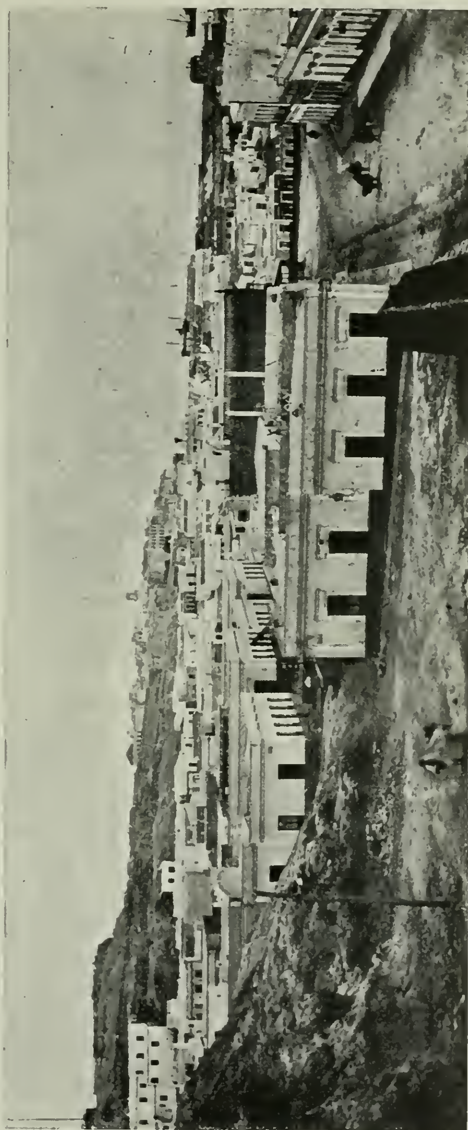
Ab = Abuam, im Tafilelt.
Ag = Agadir, geschlossener Südhafen.
Al = Alhusemas, span. Insel (arab. Hadschrat en Nukor).
AM = Asemur, Hafenort, geschlossen.
Ar = Araisch (Larasch), Hafenort, geöffnet.
As = Asaila, Hafenort, geschlossen.
C = Ceuta, spanisches Presidio (arab. Sibta, d. h. Butter).
Db = Debdu, östlich vom Muluia.
Dm = Demnat, nordöstlich von Marrakesch.
F = Fes.
Fd = Fedala, geschlossener Hafen.
K = Ksar el Kebir, auf der Straße Tanger-Fes (d. h. Großes Schloß).
Kb = Kasablanka (arab. Dar el Baida = Weißes Haus),
M = Mechdia, geschlossener Hafen (d. h. das Erwünschte).
Mg = Mogador, offener Hafen (arab. Suira = die Blühende).
Mk = Mekines, zwischen Fes und Rabat.
Ml = Melilia, spanisches Presidio (berber. Tamrirt = Treffpunkt).
Mr = Marrakesch (arab. el Hamra = die Rote).
Ms = Masagan, offener Hafen (arab. Dschdida = die Neue.
P = Peñon de Veles y Gomera, spanische Insel (arab. Hadschar Bades).
R-S = Rabat-Saleh, geöffnete Doppelhafenstadt.
S = Sfru, südlich von Fes.
Sf = Safi, geöffneter Hafenort (arab. Asfi = die Gelbe).
Sh = Schauen, südlich von Tetuan.
Sl = Seluan, südlich von Melilia.
T = Tetuan (arab. Tittaun = die Augen.)
Td = Tarudant, östlich von Agadir.
Tg = Tanger.
Tn = Tisnit, südlich von Agadir.
Tm = Tamurirt, am Muluiaknie (= Treffpunkt).
Tl = Tadla im Hohen Atlas.
Ts = Tasa, zwischen Fes und Debdu.
Ua = Udschda, an der algerischen Grenze.
Us = Uasan.
Z = Zaffarinas, spanische Inseln (arab. Hadschrat Kebdani = Felsen des Herzens).





OTTO C. ARTBAUERS REISEN
IM SULTANAT MAROKKO
IN DEN JAHREN 1906, 1908 u. 1909
NACH DEM ENTWURF DES VERFASSERS GEZ. VON
KARTOGRAPH STEINAU
0 50 100 150 200 250 KM.
MITTELMEER
ALGERIEN
MAROKKO
ATLAS
RIF
DEBDU
TAFILETT
FIGIG
SAGDU
HASAN
Oran
Maskara
bel Abbes
Saida
Nemur
Tlemsen
Marnia
Ras el Ma
Kreider
Schott Scherki
Ain Sefra
Schott Tigri
Sebu
Mulujja
Susfana
Gibraltar
8° 7° 6° 5° 4° 3°
36° 35° 34° 33° 32° 31° 30°

Dennoch ist Melilia geschaffen wie nur irgendein Ort an Marokkos Küsten, um als Kopfpunkt reichen Binnenhandels zu dienen. Nennen doch berberische Rifier den Ort Tamrirt, d. h. Treffpunkt. Hier mündete die vor kurzem noch vielbegangene Straße aus dem Tafilelt, gehen gangbare Wege über Tasa nach Fes, hierher kommen Bewohner aus der Kebdana und dem Rif, da es zu weit und unwegsam wäre, den nötigen Warentausch anderswo vorzunehmen. Ein Hafen, dem wie selten einem alle Vorbedingungen zu gedeihlicher Entwicklung gegeben sind. Trotzdem durfte bis vor einem Jahrzehnt kein Spanier sich über die weißen Steine wagen, die den Rand des schmalen Neutralgebietes bezeichneten, ohne bleierner Grüße aus nie fehlenden Rifgewehren gewärtig zu sein.


Abb. 75. Melilia von Süd, vorne die Neustadt.

Auf ostwärts vorspringendem Fels ist die Altstadt eingeengt, umgeben von Wällen und Bastionen. Dahinter ziehen sich Höhenrücken, die von kleinen runden Kastellen gekrönt sind, wie sie ähnlich bei Ceuta stehen. In etwas weiterem Umkreise ziehen sich nackte Bergrücken, von deren Hängen man bequem ins Innere der kleinen Befestigungen feuern kann. Das mag den Wert kennzeichnen, der ihnen inneliegt.

Nie darf spanisches Militär einzeln oder unbewaffnet nach diesen vorgeschobenen Forts, die alle telephonisch mit der Comandancia verbunden sind. Seit 1905 entsteht südlich der Altstadt ein neues Viertel infolge des Aufschwunges, den die Stadt der Minenbewegung dankt. Wöchentlich zweimal ist Verbindung mit dem Mutterland, drei- bis viermal im Monat mit Tanger und Oran. Wären die Spanier nur ein wenig klüger, duldsamer und tatkräftiger, Melilia könnte allen Handel an sich reißen von der Straße Gibraltars bis zur Hauptstadt Algeriens.



Abb. 74. Maurische Händler in der Neustadt von Melilia.

Dies ehemalige Rusadir der Römer ist heiß und ungesund. Gegen 12000 Köpfe zählte die Bewohnerschaft vor dem letzten großen Kampfe, die Hälfte davon — 6000 Mann aller Truppengattungen — war Militär. Jedes Jahrzehnt fast setzt es ernstere, blutigere Reibereien, belangloses Hin- und Herschießen wohl jedes Jahr mit den freiheitliebenden berberischen Bewohnern des Hinterlandes, und nicht genug kann man hervorheben, daß immer und überall Spanier die Urheber sind. Auch in den für spanische Truppen so furchtbar verlustreichen Kämpfen von 1909, in denen sie, mit Ausnahme der ersten Kampftage, stets in zehn- und mehrfacher Übermacht waren, lag das Unrecht klar auf seiten der Europäer. —

Das letzte der spanischen Presidios an Marokkos Nordküste ist der algero-marokkanischen Grenze vorgelagert, hart an der Mündung des Muluia. Hadscherat Kebdani heißen die drei kleinen nackten Inselchen bei den Eingeborenen, Felsen der Kebdana. Die Spanier nennen die Gruppe Zaffarinas und besetzten sie erst 1849, als Frankreich sich mit viel Lärm anschickte, gleiches zu tun. Wirtschaftlichen Wert besitzen sie nicht, wohl aber strategischen. Doch pflegen die armen, friedlichen Bewohner des Hinterlandes einigen Verkehr mit der dortigen Sträflingsgarnison, so daß deren Ernährung doch nicht ausschließlich aus dem Mutterland beschafft werden muß. —

Das ist Spaniens heutiger Kolonialbesitz, die letzten traurigen Reste eines Reiches, in dem die Sonne nie unterging, die vielbetonten „historischen Rechte" auf das Sultanat des Westens.



Abb. 75. Hafenviertel von Kasablanka. Die Fahne links weht über dem spanischen Konsulat.

13. Kasablanka.

Lage und Stellung. — Landungsverhältnisse. — Im Zollamt. — „Europäischer Fortschritt". — Verhältnis zwischen Fremden und Eingeborenen. — Außerhalb der Stadtmauern. — Militärkordon. — Mißtöne. — Zapfenstreich. — Heutige Zustände. — Französischer Anstrich. — Traurige Erinnerungen. — Das Lied vom tapferen Kaid. — Einst und jetzt.

Dar el Baida, die Weiße Stadt der vielen Kaufleute! Nach wie vor liegt sie an blauer See, glänzend unter der Sonne heißen Strahlen, bespült von unaufhörlich uferwärts brandenden Wellen. Rund um die Häuserinsel zieht ein Kranz bebauter Felder, auf denen fleißige Fellachen ihr mühseliges Tagewerk vollenden. Dahinter zwischen mattem Grün gelblicher Sand, ebenso am Meer weißglitzernde Streifen feinen Sandes — wahrlich, wenn eine Stadt ihren Namen verdient, so ist es Kasablanka. Mächtig unterscheidet sie sich von nördlicheren Küstenstädten Marokkos. Hier beginnt die ewige Sonne des Südens, hier fühlt man bereits die Nähe der Großen Wüste. Keine bleichen Maurengesichter, keine rauhen Dschelelbis der Bergbewohner. Hier herrschen sonngebräunte Berbersöhne in langen Selhams, die kaum in neuem Zustand in festlicher Weise geprangt. Auch viel blau=

7*

gekleidete Gestalten kommen, Männer des Südens, die sich streng sondern in Sprache und Sitten und Kleidung. Soweit diese blauvermummten Männer auftauchen, deren größere Gesichtshälfte verhüllt ist durch den Litham, soweit erstreckt sich saharischer Einfluß. Vor Kasablanka treten bereits die ersten Palmen auf als zerstreute Vorposten heißerer Regionen, von hier südwärts versehen stämmige Kamele Dienst auf den Karawanenstraßen statt beweglicher Maultiere des Nordens. Im Hinterlande gedeiht schon Alfagras, das den Wüstenstrichen eigenartigen Stempel aufprägt, wehen in luftiger Höhe Palmkronen, gibt es arabische Nomadenzelte aus braunem Ziegenhaar. Nördlich davon Mittelmeerfauna und -flora. Daher die vorherrschende Stellung unter marokkanischen Mittelmeerhäfen, trotzdem die Stadt nicht Ausgangspunkt großer Handelsstraßen ist.



Abb. 76. Hafentor in Kasablanka, daneben die Trikolore. Rechts rückwärts die deutsche Fahne.

Sowie sich das Landungsboot dem Ufer nähert, merkt man, wer heute festsitzt in der Weißen Stadt. Der neuerbaute Molo wimmelt von französischen Uniformen aller Waffengattungen. Schlechte Landungsverhältnisse bestehen immer noch; schon bei mäßig bewegter See fahren Leichterboote seitwärts auf den Strand, da sie an der schlüpfrigen Landungsstiege nicht anlegen können. Oft genug müssen Dampfer

ihre Waren wieder mitnehmen. Häufig gehen Leichter zugrunde, manches Menschenleben verunglückt wie vor Jahren; daran hat französische Besetzung nichts geändert. (Siehe Abb. 76.)

Am Hafentor lungert ein Marinesoldat vor blau-weiß-rotem Schilderhäuschen. Dahinter genau so lebensgefährliches Gedränge wie vor Jahren. Im Zollamt dieselbe Türkenwirtschaft, nur daß heute blutjunge Gallier darin sitzen. Der eine hat nur Interesse für seinen Glimmstengel, der andere hält ein Mittagsschläfchen, die gefalteten Hände auf dem wohlgerundeten Bäuchlein, beide kümmern sich wenig um ihre Pflichten. Schimpfende, fluchende Rechtgläubige, gestikulierende Juden, näselnde Franzosen, singende Neger, die ihrem breiten Rücken haarsträubende Lasten aufladen und mit tödlicher Sicherheit immer das schultern wollen, was der Zollwächter noch nicht untersucht hat. Kamele geben in gurgelnden Trompetentönen ihre Entrüstung darüber kund, daß sie beladen werden, struppige Langohre tun gleiches mit herzzerreißendem Stimmenaufwand, ein Spahi zwängt rücksichtslos seinen Gaul durch das Gedränge — das ist Kasablankas Zollhaus.



Abb. 77. Töpferei bei Kasablanka.

Die ersten Schritte in den Straßen der Stadt zeigen europäische Kulturerrungenschaften: Schnapsschenken in überreicher Fülle. Dazwischen Kaffeebuden, in denen alles, nur kein Kaffee getrunken wird, Brasserien an allen Ecken und Enden mit spanischen und französischen Bezeichnungen in holdem Wechsel. Überall Absinth, Pernaur, Genever und andere „gute" Dinge — es ist doch eine schöne Sache um europäischen Fortschritt!

Die Straßen der Stadt sind schmutzig und schmal, wie vor der völkerrechtswidrigen, unentschuldbaren Beschießung. Nur daß früher kein Winkel unbenützt geblieben, überall reger Handel und Gewerbefleiß zu finden war, und heute, nach langen Jahren, noch ganze Häuserzeilen in Schutt und Trümmern liegen, unaufgebaut seit jenen unheilvollen Augusttagen des Jahres 1907. An allen Ecken stehen breitspurig französische Posten jedweder Waffengattung und bedrohen mit aufgepflanztem Seitengewehr die Augen derer, die vorbeireiten, in Straßenengen Gruppen rotbehoster Vaterlandsverteidiger, denen schwerbeladene Karawanen ausweichen sollen. Offiziere in bauschigen Beinkleidern der französischen Kolonialarmee reiten durch die Hauptstraße, jeder gefolgt von eingeborenen Dienern. Die Reitpeitsche schwingend, balancieren andere mit geschminkten und geputzten Damen und Dämchen über das holperige Pflaster. Araber aus dem Innern drücken sich scheu die Wände entlang, ängstlich bemüht, keinen der herrisch auftretenden Christen zu streifen, um sich nicht dessen tätlichen Insulten auszusetzen. Derbe Flüche zumindest treffen den Landessohn, der nicht schnell genug jedem des Weges kommenden Gallier ausweicht, ingrimmig sehen die eigentlichen Herren des Landes den Fremden hier ärger hausen wie in Feindesland. Die vielen warengefüllten Chuanats, welche einst die Straßen der Weißen Stadt eingesäumt, sind verschwunden. Dafür Saufbuden in üppiger Zahl, und an allen Straßenecken ertönt kläglich der Ruf: „A min ja dini sadak rallah, al rani sidi robbi?" (Wer schenkt mir eine Kleinigkeit, die Gott ihm ersetze?) — Bettler rufen die Mildtätigkeit Vorbeigehender an, in der Stadt, die vor kurzem das erste Handelszentrum des Gharb gewesen, in der man zwar Krüppel, aber keine Bettler gekannt. Es sind andere Zeiten!

Erst wenn man zum Stadttor hinausgeht, an dem wie in Kriegesläuften Turkos und Senegalschützen Wache halten, findet man malerisches Leben und Treiben der Marokkaner. Da befinden sich primitive Zelte der Eingeborenen, darunter sitzen ernste Gestalten in weißen Mänteln, um sich aufgeschichtet alte Kleider, Eisenwaren, gebrauchte Waffen, andere walten als Barbiere oder bereiten bescheidene Speisen. Vermummte Frauen verkaufen arabische Brotfladen oder Früchte. Dazwischen drängen gleichgültig wuchtigen Schrittes hochbeinige Kamele,

die Getreide oder Felle aus dem Hinterlande bringen oder Zucker und Stoffe landein führen. Denn Kasablanka ist der Hafen reicher Provinzen, den selbst Zustände, wie sie durch Frankreichs unzeitgemäßes Eingreifen geschaffen, nicht lahmlegen. Die zahlreichen Funadik sind stets stark in Anspruch genommen, ganze Berge von Bündeln und Ballen sind aufgestapelt: Baumwollstoffe, Olivenfässer, Ochsenhäute, Säcke mit Datteln, Bohnen, Mandeln, Wallnüssen, Zuckerhüte und



Abb. 78. Wasserstelle in den angrenzenden Gartenfeldern bei Kasablanka.

anderes in buntem Durcheinander. Hier staut sich das Handelsgetriebe der orientalischen Stadt, dem die Schnapsbuden im Innern keinen Platz gönnen.

Nordwärts am Strand, in der Richtung gen Rabat, läuft das Geleise jener kleinen Hafenbahn, die infolge herausfordernden Auftretens französischer Ingenieure den ersten Anlaß gab zum Europäermord und damit zur Beschießung der Stadt. Gegen 3 Kilometer um die Häuserinsel zieht sich ein Kranz kleiner Blockhäuser, besetzt von französischen Truppen. Dazwischen sind kleine Feldwachen, wie zu Kriegszeiten. Diese dienen hauptsächlich dazu, jenen Soldaten das

Entlaufen zu erschweren, denen Dienen unter der Trikolore leid geworden — und deren sind gar viele! Von allen Seiten bewegen sich Karawanen gegen die Stadt, zwischen wogenden Getreidefeldern zeigen sich einzelne Reiter, auf offener Rhede liegen Handelsdampfer, ihre Ladung löschend — Bilder tiefen Friedens. Aber neben den Kauffahrern schaukelt ein graues Ungetüm mit dicken Schloten, das französische Stationsschiff, und über der Stadt wehen die Fahnen aller Nationen. Denn überall sind französische Farben aufgesteckt: über Militärbaracken, an Stadttoren, dem Konsulat usw. Um aber hervorzuheben, daß einstweilen alle anderen Staaten noch gleiches Recht im Sultanat besäßen, flattert über deren Vertretungen das Banner ihres Reiches, gerade als ob immerdar Festtag wäre. Mißtöne, wie sie krasser undenkbar sind!

Abends Zapfenstreich, aber mit anderen Begleitumständen als an Donau oder Rhein. Von weitem klingen französische Märsche durch schmale unbeleuchtete Straßen, bald wird auch das Geschrei der unvermeidlichen Straßenjugend hörbar, schmutzige Judenjungen und zerlumpte Spaniolen bilden den Hauptvortrab. Berittene Spahis schaffen Platz, dahinter Laternträger zu Fuß, ebenso Hornisten, Pfeifer, Trommler, wieder Laternträger und Berittene — und dann dienstfreie Mannschaft in tollem Durcheinander: Senegalschützen, Chasseurs d'Afrique, Turkos, Angehörige der Fremdenregimenter, Spahis, Artilleristen. Zu vieren, fünfen halten sie sich an den Schultern, torkeln über die Straße, mit heiserer Stimme obszöne Soldatenlieder gröhlend. Ganze Kompagnien sind aufmarschiert, machen die schmalen Verkehrsadern unpassierbar, schimpfen auf die Vorgesetzten, vom Unteroffizier angefangen bis zum General, jeden deutlich beim Namen nennend, damit gewiß kein Irrtum möglich ist. Sie stänkern an, wer des Weges kommt, eilen im Vorbeiwackeln in eine der Spelunken, um sich rasch mehr Mut anzutrinken und dann wieder heulend und fluchend weiterzustolpern — das ist der Zapfenstreich europäischer Truppen in Kasablanka!

Solches Benehmen ist nicht vereinzelt. In Kasablanka herrschen heute Zustände, wie man sie nur noch in den Annalen deutscher Städte aus der Zeit Napoleonischer Kriege geschildert findet. Keine Frau, gleichviel welchen Standes, darf sich allein über die Straße wagen. Unfehlbar würde sie in frivoler Weise belästigt werden, und zwar in Tonarten, gegen die unsere derbsten Soldatenwitze fromme Sprüche sind. Die an Marokkos Westküste wohnenden Spanier sind in übergroßem Durchschnitt verwahrlostes Gesindel, ärmlicher lebend wie Eingeborene; aber jede Spanierin macht ängstlich weite Umwege, um keines jener Tore passieren zu müssen, an denen Frankreichs Truppen — europäische oder arabische — herumlungern. Aber nicht nur das. Nirgends in

Marokko herrschen solch unsichere Zustände wie im franzosenbesetzten Kasablanka, kein Morgen vergeht, an dem man nicht von Einbrüchen der vergangenen Nacht erfährt. Erwischt man die Täter, so sind es oft genug Angehörige der französischen Besatzungstruppen.

Der ganze Ort trägt heute ausgesprochen französisches Gepräge. An den Straßenecken befinden sich die Benennungen in französischer Sprache. Gewaltsam wird der Frank eingeführt, statt der spanischen Peseta, die an der ganzen Westküste gebräuchlich ist. Jeder spanische Budenbesitzer ziert natürlich seinen Store mit fehlerhaften Aufschriften in französischer Sprache. Massenhaft tauchen typisch algerische Kolonistengestalten auf in weiten Beinkleidern und hohen Schnürstiefeln. Die Offiziere sitzen jeder mit seinem augenblicklichen „Verhältnis" an der Abendtafel verschiedener neugegründeter Hotels, genau wie in Algerien und Tunesien. Gleichwie in Tanger stolzieren alle, die nicht reiten können, in Gamaschen umher mit der Reitpeitsche in der Hand, und jeder biedere Handelsangestellte fühlt moralische Verpflichtung, einen Gaul zu halten, auch wenn es ein Jammerklepper ist, wenn die Sporen auf ungeputzten Schuhen mit vertretenen Absätzen befestigt werden müssen. Meist kehrt das edle Streitroß ohne Herrn und Gebieter wieder heim.



Abb. 79. Zerschossenes Heiligengrab bei Kasablanka.

Gegenüber dem Regierungsgebäude ist die Militärkommandantur. In allen Straßen stößt man auf Dépôts militaires und Fouragestationen. Im Osten, anschließend an den großen Suk, stehen Dutzende solid gebauter Baracken, aus denen übermütiges Gelächter französischer Kriegshelden schallt. Auf allen Plätzen, an den Toren blau-weiß-rot gestrichene Schilderhäuschen und, um das Bild zu vervollständigen, blaugekleidete Polizisten der Republik überall dort, wo sie überflüssig sind. Wo sich einst arabische Kaufläden aneinandergereiht, ertönt heute gröhlender Gesang aus heiseren Soldatenkehlen. Die unzähligen Bars sind wohlgefüllt, und wer abends sich besonderen Augen- und Ohrenschmaus verschaffen will, eilt ins „Eden-Konzert" oder gar ins „Moulin-Rouge" zu Darbietungen allertraurigster Sorte. Dafür dröhnt nachts der Schritt starker Militärpatrouillen durch Gassen und Gäßchen der Weißen Stadt.

Auf Schritt und Tritt Erinnerungen an schicksalsschwere Tage: zerstörte Wohnhäuser in überreicher Fülle, nicht wieder aufgebaut seit jenen schrecklichen Stunden. Der Gebetsturm der Dschama des Si ben Aissa ist immer noch halb demoliert von einer daran geplatzten Granate. An der Südmauer, wo jetzt ein französisches Lazarettlager steht, wird ein bescheidener Park angelegt als einzige Kulturerrungenschaft. Darunter liegen die Gebeine wehrloser Bewohner, die zu Hunderten an dieser Stelle fielen, massenweise zerrissen von Geschossen, die in den schreienden, ziellos durcheinanderlaufenden, angsterfüllten Menschenknäuel einschlugen als vollwichtige Dokumente der „Pénétration pacifique"! Außerhalb der Stadt kann man Schützengräben erkennen. Da wagten arabische Reiterscharen zweimal verderbenbringenden Todesritt gegen feuerspeiende Mitrailleusen und Maschinengeschütze. Und hört man nach den Liedern greiser Schaers am alten Bab es Suk, die sie mit unterdrückter Stimme singen, begleitet von melancholischem Zupfen an zweisaitiger Udd: ein trauriges Lied vom kühnen Kaid in blutig rotem Mantel, der tapfere Rechtgläubige immer wieder zu toll verwegenem Sturm führte gegen fremde Eroberer, am Tage, der den Sandboden rund um Kasablanka aufgewühlt sah durch brüllende Geschütze „kulturbringender" Fransis.

Nach wie vor garnisonieren 8000 Mann in Kasablanka. Unzähligemal wurde versprochen, die fruchtbare Schauja zu räumen. Wenn ein Kauffahrer Truppen einschifft, wird es gebührend ausposaunt, nie aber gebeichtet, daß der gleiche Dampfer auch Ablösungsmannschaft gebracht. Dafür wird aus Reitern der Umgebung nach algerischem Muster eine — angeblich schon 2000 Mann zählende — irreguläre Truppe errichtet. Wozu? Im Hinterlande werden immer wieder künstlich Unruhen gestiftet, Straßen gebaut — aber nicht dort, wo Verkehr es erfordert, sondern wo vorgeschobene Detachements liegen. Marokko aber muß sie bezahlen! Offiziere wie Mannschaften befleißen sich eines Benehmens, das sie sich nie im benachbarten Algerien erlauben dürften. Möge sich niemand wundern, wenn ihr herausforderndes Auftreten eine zweite Katastrophe bringt — oder ist dies uneingestandene Absicht? Kasablanka war vor Jahren eine Hochburg deutschen Handels. Ein Jahr nach der zwecklosen Beschießung war er in diesem Hafen um ein Viertel gesunken, wieder Jahresfrist — siehe deutsche Kolonialstatistik! Dafür ist seitdem die Zahl ansässiger Franzmänner von 30 auf 2000 — sage und schreibe zweitausend ohne Militär — gestiegen. Was sie aber geschaffen aus diesem einstigen Handelsemporium an der Küste des Atlantikus, führt unendlich traurige Sprache.



Abb. 80. Kalfatern eines Bootes am Hafen von Rabat.

14. In den Ruinen von Schellah.

Ein Rückblick auf maurische Kultur.

Die Wiege maurischer Architektur. — Prunkgemächer der Alhambra. — Die Dschama des Okba ibn Nafi zu Kairuan. — Es Sähra bei Kordova. — Die Giralda zu Sevilla. — Blütezeit des Maurentums. — Sultansburg zu Mekines. — Okalla und Torbogen. — Der Hassanturm und seine Geschwister. — Von stolzer Flagge blutigrot. — Heilige Quelle bei Schellah. — Idyll in den Ruinen.

Die letzte Blüte maurischer Kunst auf der Pyrenäenhalbinsel ist allbekannt. Wer aber ihre langsame Entwicklung suchen will, muß hinüber nach Marokko, in die alten Städte des Atlaslandes. Dort sieht man die Wiege jener eigenartigen Kunststufe, aber auch das letzte Aufflackern der langsam, doch stetig ersterbenden Kultur der einst so kräftigen, lebensfrohen Rasse. Dort ragen noch Gemäuer zum Himmel, die an ewig währende Werke alter Griechen und Ägypter erinnern. Der Osten des Arabertums kennt ähnliche Prachtbauten nicht. Auch Osmanen hatten nie Großes errichtet, ihre rauhen Fäuste konnten nur zerstören in all den Zeiten, seit sie in die Geschichte der Völker und Länder eintraten. Anders im islamitischen Westen, wo zähes Berberblut sich gemischt mit dem tatkräftiger Araberhorden. Dieser neuen Rasse blieb es vorbehalten, Kulturzustände zu schaffen, die wenig ihresgleichen in Mohammeds bunter Welt haben. Kunstwerke, die die Augen aller entzückten, die den Maghreb gesehen, staunenerregende Bauten voll seltener Harmonie, wie sie nur noch im äußersten Osten des Islam ebenbürtig zu finden sind.

Zum Teil im Auftrage prachtliebender Emire von Christensklaven, teilweise von Mauren selbst, wurden einzigartige Bauten geschaffen. Wer gedenkt nicht sofort der Alhambra mit ihren Prunkgemächern, wie des märchenhaften Schwesternsaales, des von künstlerischen Säulengängen umfaßten Löwenhofes und anderer prachtstrotzenden Räume. Wie seltsam schön liegt die zierliche Alkasaba mit dem Wächterturm und feengleicher Aussicht auf Granadas Häusermeer, wie ergreifend berührt die harmonische Säulenhalle der berühmten Okba-Moschee in Tunesiens heiligster Stadt Kairuan, die, vor elf Jahrhunderten erbaut, fast ebenso viele Kolonnen zählt wie das große Heiligtum des gepriesenen Mekka, fast soviel wie die Alhambra selbst. Die Dschama des Okba hat 420, die große Moschee in Mekka fast 500, die Alhambra 561 Marmorsäulen. Die Moschee zu Kordova, in der heute Christenmönche zelebrieren, weist 860 auf, zwischen denen 280 Kronleuchter schwebten.



Abb. 81. Französische Strafmannschaft, Steine klopfend.

Das Prächtigste, was Maurenfleiß und Schönheitssinn maurischer Fürsten hervorgebracht, mag wohl die vom Miterbauer der Alhambra geschaffene Sähra gewesen sein. Über 4000 Marmorsäulen trugen die gold- und perlengeschmückte Decke aus wohlriechendem Holze, farbenfrohe Mosaik bekleidete die Wände, zwischen denen Sähra gewandelt, die vielbesungene schöne Favoritin Abd er Rachmans, des Omajjaden. — Ein halbhundert Jahre nach Fertigstellung des Wunderbaues, an dem 10000 Menschen gegen ein Vierteljahrhundert gearbeitet, kamen empörte bilderstürmende Berberscharen und legten ihn in Trümmer. Kein Maure singt heute mehr von der Pracht, die der ungeheure Schutthaufen im Nordwesten Kordovas bedeckt!

Weithin berühmt ist die Giralda zu Sevilla, der ungeheure Glockenturm, den Spanier des in einer Höhe von etwa 80 Meter stehenden, noch 15 Meter hohen Aufbaues beraubten und plumpe Spitzen im Zopfstil aufsetzten. Statt vier vergoldeter Kugeln, die nach Maurensitte den Turm gekrönt, dreht sich heute als knarrende Windfahne — der Glauben. Die Giralda hat der tapfere Jakub al

Mansur (Almansor = der Sieger) erbaut, der diesen Beinamen 1195 nach der Schlacht bei Arcos erhielt, nach welcher er gegen 40 000 Christengefangene in Sklaverei nach Marokko schleppte. Heute

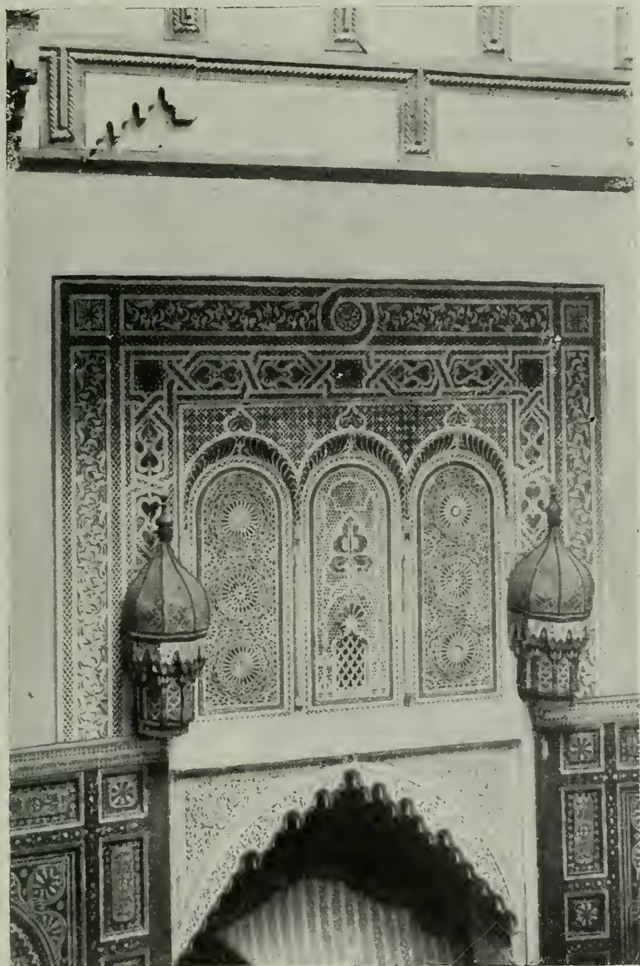


Abb. 82. Portalaufsatz aus Menebhis Palast zu Fes.

wölbt sich über den Fundamenten der wuchtigen Moschee Sevillas Kathedrale, die die Königsgräber und das Grab des Kolumbus enthält.

Um die Blüte der Maurenzeit konnten geschmückte Feluken viele Meilen weit, ja tagelang ununterbrochen im Schatten der Frucht-

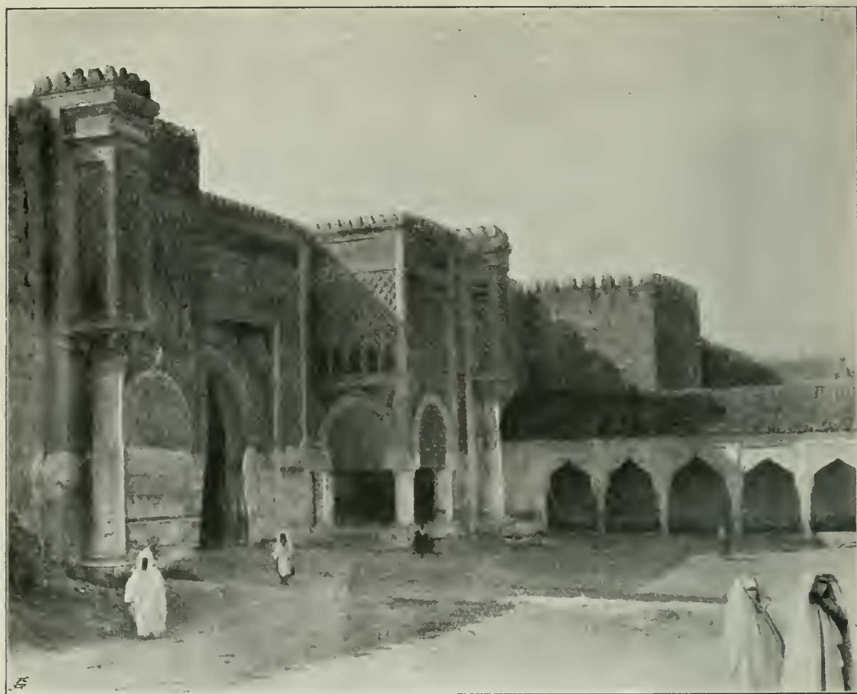


Abb. 83. Vor der Sultansburg zu Mekines.

bäume fahren, die den Uad el Kebir umrandeten. Am Ufer wechselten prächtige Villen der Großen des Landes mit belebten Dörfern. Im fernen Fes riefen 800 Gotteshäuser die Gläubigen zum Gebet, und die überreiche Kunst der Mauren ließ den Christennachbarn großmütig ab von ihrem reichen Besitz. Es war ein lebenskräftiges Volk, voll Tatenlust und energischem Streben nach der Menschheit höchsten Zielen. Kunst, Wissenschaft und Handel blühten, gleich lebenspendenden Strömen zu Europas übrigen Völkern dringend. Damals entfaltete sich am Strande des „Großen Flusses" wie am Uadi Aineb und weiter nordwärts Ritterlichkeit und Poesie, höfische Sitte und Freude am Dasein, Schönen und Guten. Die Völker aller Religionen sandten Jünger an die Hohen Schulen des Maurentums, auf daß sie durch Gelehrte und Meister von Handel und Gewerbe unterrichtet würden.

Doch auch in der Zeit ihres Niederganges hat diese edle Rasse Wunderbares geleistet.

Wie einzig schön ist das Tor der ungeheuren Sultansburg von Mekines, der grünen Sultansresidenz, wohl eines der schönsten Stücke, die das morsche Marokko heute besitzt. Die ornamentengeschmückte

Wand ist durchbrochen vom graziösen hufeisenförmigen Bogen, dessen zarte bunte Mosaikfliesen alle Farben spielen. Wenn Sonnenstrahlen schräg auf die flimmernden Fayenceplatten fallen, erglühen sie gleich einem Meere von Smaragden und Rubinen. Der Palast soll von 20 000 Ölbäumen umgeben sein[1]. Sultan Ismael hat ihn erbaut zu Beginn des 18. Jahrhunderts als Aufenthaltsort für einen Teil seiner 4000 Frauen! In seinen Kellern verwahrte dieser blutdürstigste aller marokkanischen Herrscher angeblich einen Schatz von 500 Millionen Peseten.

Nur wenig älter ist der Portalaufsatz aus den Häusern wohlhabender Maurenfamilien. (Siehe Abb. 82.) Es sind durchweg Holzschnitzereien, und zwar kunstvolle, mühsame Arbeiten, auf die der jeweilige Besitzer nicht wenig stolz ist. Kaum kann man sich Schöneres, Edleres vorstellen, als diese feinen Zierate, die, sich scheinbar regellos durcheinanderschlingend, doch entzückende Linienharmonie zeigen. Ebenbürtig sind die zierlich durchbrochenen Holzbalustraden bevorzugter Warenhallen, in denen der Kaufmann Vorräte ansammelt an Fellen, Wachs, Leder und anderem, das er aus Marokko exportiert. Hier stapelt er auch auf, was auf mühseliger Reise von der Küste kommt. Okalla nennt man diese Sorte Herbergen (zum Unterschiede vom Fonduk, der wandernde Menschen und Tiere aufnimmt), deren arkadenumsäumte Hofräume oft von plätschernden Springbrunnen in feinziselierten Marmorbecken geschmückt sind. Und wie wunderbar harmonisch sind die schriftengeschmückten alten Tore, welche die Straßen des alten Fes unterbrechen! (Siehe Abb. 37.) Arbeiten, zu denen die heutige Maurengeneration zwar verständnisvoll aufsieht, die sie aber nicht zu erhalten weiß. Ohne Rettung gehen diese stummen Zeugen einstigen Könnens dem Verfall entgegen, und neue Werke werden kaum mehr geschaffen.

Die berühmte Katubia

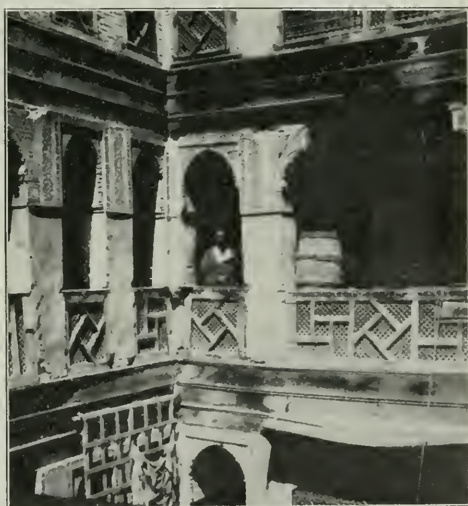


Abb. 84. Okalla in Fes.

[1] Das dürfte aber orientalische Übertreibung sein. Diese Zahl wird nur erreicht, wenn man den ungeheuren Bestand des östlich von Mekines gelegenen Olivengartens mitrechnet, dessen Früchte die Speisung der Lampen im großen Heiligtum zu Mekka liefern.

zu Marrakesch besitzt, vom gleichen Gebieter erbaut, den Schwesterturm der Giralda. Weit über die palmengeschmückte Stadt ragt seine massige Vierkante, von kleinem Aufbau gekrönt, über den grünen Wipfelwald der Umgebung. (Siehe Abb. 101.) Weltberühmt ist das westliche Tor Marrakeschs, das Bab Dukala, an welchem die Straße zur Küste beginnt. Den kunstvollen, einzigartigen Torbogen brachten jene Geschlechter mit sich, die, aus Spanien vertrieben, dem Christenfeind das herrliche Kunstwerk nicht lassen wollten. An seiner Innenseite steht ein Brunnen mit zierlichen Gipsornamenten, dessen kunstvoll verschlungene Inschrift lautet: Eschrub u schuf! Schau und trinke!

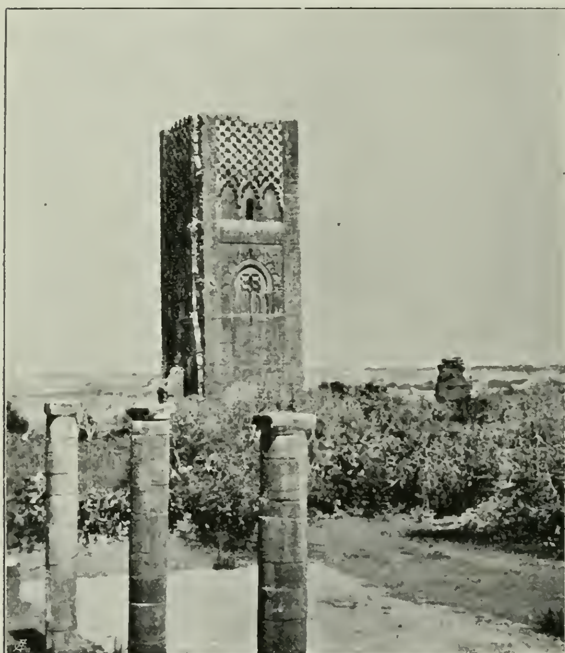


Abb. 85. Der Hassanturm zu Schellah bei Rabat.

Nicht nur die ersten Stufen dieser hohen Kultur zeigen sich im politisch heißumstrittenen Marokko, nicht nur Anfänge jener Größe, die Maurenreiche auf hispanischem Boden errungen. Auch Werke aus einer Zeit, in der das feinsinnige Maurenvolk wieder zurückgedrängt wurde nach afrikanischem Boden. Beredte Sprache führt davon das Ruinenfeld von Schellah, wenige Kilometer östlich des alten Piratennestes Rabat-Sale. Das Wahrzeichen der menschenreichen Doppelstadt ist der mächtige Hassanturm, der sich dahinter in einer mauerumgürteten toten Stadt erhebt, hoch oben am Steilufer der breiten Mündung des Uadi Rgrug, wo der trutzige Stamm der Saier oft blutigernste Kämpfe ausficht mit den räuberischen Beni Smur. Aus grünen Orangen- und Feigengärten steigt das prächtige, viereckige Minaree zu einer Höhe von 65 Metern, es war Vorbild der vorerwähnten Giralda und des Gebetturmes der Katubia. Ernst und ruhig spiegelt

es sein Bild im ruhigen Fluß und blickt träumerisch herab auf die Nachkommen derer, die einst in überschäumender Kraft die Christenheit bedrängt und heute tief unter ihm stauender Meeresflut in mühreicher, undankbarer Arbeit Salz abzugewinnen suchen. In der Umgebung erhebt sich noch manch anderer Gebetsturm mit Spuren kunst-



Abb. 86. Prunkgemach eines vornehmen Maurenhauses zu Rabat.

voller Arbeit, alle erbaut von Mulai Hassan, dem Moraviden. Gewaltige, turmbewehrte Mauern umschließen in großem Umkreis den Raum, den die ehemalige Stadt eingenommen. Zahlreiche Tore durchbrechen sie, so verschieden in Anlage und Ausführung, wie es selten zu finden ist bei Islambauten; hufeisenförmig und spitzbogig, mit verwitterten Inschriften oder wunderbarer Stalaktitenbildung, aber mit entbröckeltem Mörtel und herausgebrochenen Rahmen, verwitterten

Zieraten. Und doch sind gerade solche Tore wunderbare Zeugen jener Zeit; wer sie gesehen, schätzt ihre harmonische Einfachheit höher als die Fülle und Farbenpracht früherer und späterer Epochen.

Vieles hat das Ruinenfeld geschaut im Laufe der Zeiten. Wieviel tausend Christensklaven wurden bis ins letzte Jahrhundert in die



Abb. 87. Rabat von Westen.

Schlupfwinkel hinter den Felsen von Rabat und dem nördlichen el Araisch gebracht. Hier hausten die gefürchteten Piraten, hier wehte ihre „stolze Flagge blutigrot", von der heute noch an nebelreichen Nordseeufern schwermütige Lieder künden. Hier, an der Mündung des Rgrug, hausten die, deren Handstreiche selbst die Taten von Chair ed Din-

gefürchteten Raubflotten übertrafen. Denn wenn jene auch „Schrecken des Mittelmeers" hießen, so unternahmen doch nur Piraten von der Westküste mit stark bemannten Felukken und Schebbeken bis in die Nordsee verwegene Streifzüge. Davon fühlt und sieht man heute nichts mehr. Wohl bergen Rabater Patrizierhäuser manches den Ungläubigen abgenommenes Prunkstück, wohl findet man noch im Gemäuer von Schellah eingemauerte Knochen, die möglicherweise von Körpern biederer deutscher Seeleute stammen, aber die rote Flagge ist spurlos verschwunden von den Wassern, deren Schrecken sie war.

Der Name Schellah stammt vom Tribu der Schellahi, welcher in vergangenen Zeiten im Hinterlande hauste, heute aber weiter östlich im Walde von Mamura weilt. Zahlreiche Heiligtümer dieses Berberstammes bergen die bröckeligen Mauern der sonderbaren toten Stadt voll Feigen- und Orangengärten. Berge und Täler umfassen sie, tief unten murmelt eine Quelle, die weit an der atlantischen Küste berühmt ist, ihr Gebrauch ist heilsam gegen vielerlei Krankheiten. Auf den Höhen leuchten zahlreiche Kubben in blendendem Weiß aus saftigem Grün, und darunter schlummern die Männer, deren ausnehmend frommer Lebenswandel in den Augen starreligiöser Stammesgenossen Heiligenruf erworben.



Abb. 88. Patrizierheim zu Tetuan.

Nicht wie andere Ruinenfelder ist Schellah auch ein Trümmerfeld. Zwar ragen zerfallene Mauern und Türme zum Himmel, man sieht einzelne aufrechte Säulen, die Bewohnern der Umgebung bei Schießübungen willkommene Zielobjekte abgeben. Aber Schutt und Steintrümmer wie bei Lixus, Volubilis und anderen verfallenen Römerstätten Marokkos sucht man vergebens. Das haben Städter und Landleute längst zum eigenen Hüttenbau geholt. Selten nur hemmt

8*

ein halbverwittertes Mauerstück den Fuß einsamer Wanderer, welche diese Stätte altarabischer Kultur betreten. Stille Hirten weiden schlappohrige, gehörnte Schützlinge zwischen den spärlichen Resten glanzreicher Zeiten, zielen mit der langrohrigen Begleiterin nach riesigen Geiern, die hoch oben im ewigblauen Äther ihre Kreise ziehen. Da kracht der Schuß, und ein leichtbeschwingter Räuber der Lüfte sinkt flügelschlagend herab in die tote Maurenstadt, deren Umfang und Trümmerreste daran gemahnen, daß jeder Stillstand eben Rückgang bedeutet.

---

15. Marokkanisches Postwesen.

Der Rakkas. — Dauerläufer unter erschwerenden Umständen. — Nachrichtenwesen im Sultanat. — Beliebtheit deutscher Postanstalten. — Französische, englische und spanische Postämter. — Überfälle auf Postläufer. — Deren Pflichttreue. — Ein vergessener Frack. — Psychologisches.

Auf Marokkos Karawanenstraßen begegnet man häufig einem gar sonderbaren Wanderer. Sein Kopf ist mit dicken Tüchern umhüllt gegen allzu freundliche Strahlen der Sonne, barfuß, zur Seite einen irdenen Wasserkrug, den unvermeidlichen Aukkas in der Hand und die leichte Schkara aus Binsengeflecht am Rücken, so eilt er vorbei, die Begegnenden kaum eines Blickes würdigend. Es ist ein Rakkas, ein Postbote. Eigenartig genug nimmt er sich aus neben den würdigen uniformierten Amtsbrüdern des gesitteten Europa. Aber wenn diese schon über wohlausgebildete Beinmuskeln verfügen müssen und über gesunde Lungen, der marokkanische „Briefträger" genügt noch ganz anderen Anforderungen.

Der vielgeplagte Mensch durchläuft die Straße Fes-Tanger in drei Tagen, gute Maultiere benötigen zur selben Strecke sechs bis sieben Tage. Laufend nimmt er etwas Brot oder Feigen zu sich, weil er sich



Abb. 89. Marokkanischer Rakkas.



Abb. 90. Der kleine Sokko zu Tanger mit dem deutschen (rechts) und dem spanischen Postamt (rückwärts).

keine Eßpause gönnt, nur während der heißesten Tagesstunden schlummert er mitten am Weg. Immerfort in geradester Richtung dem Ziel zu, überklettert er Hänge, auf denen gute Maultiere straucheln würden, überschwimmt angeschwollene Flüsse, um auf der anderen Seite wieder weiterzulaufen. Im Sommer trotzt er ärgster Gluthitze, leidet furchtbar unter Staub und Durst, im Winter läßt er sich unbekümmert von tropischen Regengüssen durchnässen und watet unverdrossen durch mannstiefen Morast, macht tageweite Umwege, um den Inhalt seiner Tasche am Bestimmungsort abzuliefern. Kommt er endlich am Ziel an, so fällt er in die nächste Ecke und schläft und schläft ohne Unterlaß, bis er wieder zurück dieselbe Hetzjagd aufs neue beginnen muß.

Diese Rakkas sind eine besondere Eigentümlichkeit des Scherifats, in ähnlicher Weise nirgends zu finden in Landen des Weltpostvereins, dem Marokko als solches allerdings nicht angehört. Aus dem einfachsten aller Gründe: seine Bewohner haben wenig Bedürfnis nach solch unnötigen Dingen wie Briefe. Der Prophet hatte auch keine Briefe geschrieben und doch die Religion des Einzigen Gottes in alle Welt gesendet! Der Machsen und die einzelnen Statthalter übermitteln Befehle durch eigene Muhasnia. Will ein Tribu dem anderen Nachrichten senden, wandert einfach jemand hin, oder man

gibt einer durchziehenden Hammar das Schreiben oder auch nur mündlichen Auftrag mit. Der Führer muß die Botschaft ausrichten und tut es auch gewissenhaft, wenn er nicht gerade darauf vergißt. Häufig ruft man sich wichtige Nachrichten von Bergspitze zu Bergspitze zu oder signalisiert nachts mit Hilfe mächtiger Feuer. Nur die eingeborene Kaufmannschaft hat den Wert europäischer Postämter erfaßt und benützt sie fleißig.

Die im Atlas interessierten abendländischen Mächte haben gleichwie in der Türkei eigene Postämter, und zwar England, Frankreich, Spanien und Deutschland. Letzteres besitzt in jeder bedeutenderen Stadt im Innern sowie in allen Küstenorten (mit Ausnahme der spanischen Presidios) Vertretungen, und wie heute in Marokko der Deutsche von allen Ungläubigen der beliebteste ist, so ist seine Post auch die meistbenützte. Die eingeborene Judenschaft bedient sich mit Vorliebe der französischen, die spanische aber wird scheu gemieden wegen Unordnung und Unehrlichkeit der Beamten. Wie beliebt und geachtet Deutschlands Postverbindungen sind, beweist, daß Franzosen wichtige Sachen ins Landesinnere durch die deutsche Post befördern lassen. So wird dies Verfahren bei Zeitungen angewendet, die bei Marokkanern unbeliebt sind wie bei der in Tanger erscheinenden „es Saada", die von französischem Gold geleitet wird. Die Bewohner von Fes hatten einigemal den französischen Rakkas untersucht und Nummern dieser den Marokkanern gehässigen Zeitung kurzweg weggenommen. Andererseits nehmen gelegentlich die Küste entlang fahrende französische Kriegsschiffe deutsche Postsäcke mit, die nach Hafenorten der Westküste bestimmt sind.



Abb. 91. Ein politisches Unikum: französischer, spanischer, deutscher und englischer Vertreter (Postkästen) friedlich nebeneinander am Regierungsgebäude zu Fes.

Tatsächlich erfreuen sich deutsche Postläufer größerer Sicherheit wie die anderer Staaten. Im November 1908 wurden auf der Straße Tetuan—Tanger mehrmals alle Läufer ausgeplündert, nur der in deutschem Dienst stehende nicht. Französischen Angestellten widerfährt dies Schicksal besonders häufig, was als deutlicher Spiegel der Ge-

sinnung Eingeborener gegen die Republik gelten kann! Französische Vertreter lassen sich auch mancherlei zuschulden kommen. So Konsul K.. in Mogador, der eines Tages dem deutschen Rakkas aus Marrakesch die ganze Post abnahm und an die französische Gesandtschaft nach Tanger sandte. — Vor Jahren erfuhr ich, daß auf der Straße Fes-Alkasar ein deutscher Läufer ausgeplündert worden sei. Da dies gegen allen Landesbrauch sprach, ging ich der Sache an Ort und Stelle auf den Grund und erfuhr, daß die Bewohner des Hüttendorfes, im Gebiet der Beni Hassan, wo sich der Vorfall abgespielt hatte, nicht von diesem Stamm, sondern kürzlich eingewanderte Algerier sind.



Abb. 92. Deutsche Postagentur in Tetuan.

Für wenige Peseten tun marokkanische Postläufer, durchwegs stämmige Berbergestalten, den beschwerlichen Dienst. Um nicht zu verschlafen, sollen sich besonders Pflichteifrige eine Art Lunte an die nackten Zehen binden, die, vor dem Einschlafen entzündet, sie nach bestimmter Zeit empfindlich weckt. Nach jedem Marsch, besser gesagt, jedem zurückgelegten Dauerlauf, liegen die sonngebräunten Männer in einem Winkel des Postamtes und schlafen. Im Sommer sind sie nachts unterwegs. Während des Winters dagegen tagsüber am Marsch, bilden sie oft die einzige Verbindung mit der Mitwelt. So war ich in Tetuan, 10 Kilometer vom Meer, durch Monatsfrist von der Außenwelt abgeschlossen, weil die Wege durch wochenlange Regengüsse grundlos geworden waren, Maultiere erstickten in des Wortes wahrstem Sinn im Schlamm! Der tägliche Rakkas, welcher sonst in einer Nacht nach Tanger läuft, war drei Tage und länger unterwegs.

Ein Beispiel beleuchte, mit welcher uns Europäern unfaßbaren Eile und Ausdauer diese Leute ihrer Pflicht nachkommen: Der italienische Gesandte hatte als Doyen des Diplomatenkorps die Beschlüsse der unglückseligen Algesiraskonferenz nach Fes zu überbringen, vergaß aber seinen Frack in Tanger. Ohne diesen hochwichtigen Mannesschmuck durfte er aber der scherifischen Majestät ebensowenig vor Augen treten wie einem Potentaten auf Europas Fürstenthronen. Also hilf,



Abb. 93.

was helfen kann! In Alkasar, genau dem ersten Wegdrittel, wurde das Versehen entdeckt. Der Eskorteführer sandte sofort einen Läufer ab, um das unentbehrliche Kleidungsstück aus dem Tangerer Botschaftshotel zu holen. Der Bote rannte zurück — und als die Sondergesandtschaft nach der Ankunft in Fes vor ihrem Absteigequartier hielt, stand der Mann mit dem vergessenen Frack auf dem Arm vor dem Tor.

Psychologisch ist es hochinteressant, daß bei diesen kulturell im starrsten Mittelalter zurückgebliebenen Menschen sich so ausgeprägter Pflichteifer vorfindet. Vergebens würde man ähnliches bei Osmanen oder Niltalbewohnern suchen. Schutzlos ausgesetzt den Überfällen raublustiger Stämme, den Unbilden der Witterung, erträgt der marokkanische Rakkas für wahren Hungerlohn die größten Strapazen, trotzt allerlei Gefahren, setzt Leben und Gesundheit aufs Spiel, um Anvertrautes unversehrt dem Empfänger zustellen zu können. Wie viele wurden schon von angeschwollenen Wassern hinweggeschwemmt! Der Atlasberber hat eben einfaches Gemüt und lauteren Charakter erhalten, blieb unberührt von zweifelhaften Kultursegnungen und unempfindlich für das Gebaren betrügerischer Küstenspanier und fauler Stadtmauren. Das ist der Segen der Ursprünglichkeit, den der Menschheit wiederzugeben oder doch zu bewahren seit Jahrhunderten schon eifriges Bestreben der größten Denker aller Kulturvölker des Erdballs ist.



Abb. 94. Kamelkarawane auf dem Marsch.

16. Eine marokkanische Republik.

Lied des Khabir. — Augen der Wüste. — Die Dorfgruppe. — Der Kamm von Figig. — Bu Amama el bu Schiki. — Sein Kampf gegen Fremdherrschaft. — Abd el Kader II. — Figig, von Franzosen armiert. — Der Schienenstrang nach Senaga. — Bombardement des Hauptortes. — Französische Schießkunst und Lebelgewehre im Sandsturm. — Ohnmacht des Sultansvertreters. — Geographische Gesetze. — Friedensbilder.

„Die Geliebte nähert sich, doch ihr Gesicht ist verschleiert.
Palmstämme des Tales neiden ihr den biegsamen Wuchs,
den graziösen.
Plötzlich entfernt sie den verdeckenden Schleier,
und vor Überraschung aufschreien die Wanderer.
Ist es ein Blitz, der über unseren Köpfen glänzte,
oder haben freie Wüstensöhne ein Feuer entzündet?"

So singt der Khabir mit seinen Begleitern, wenn ihre die Sahara kreuzende Karawane in Sicht einer Oase kommt, deren grüßende Palmen süße Ruhe nach strapazenreichen Tagen verheißen.

Wen nach tage- und wochenlangen Märschen über glühende Steinfelder und endlos sich dehnende Sanddünen in den „Augen der Wüste" wohltuende Kühle umfangen, wer nach entbehrungsreichen Karawanenreisen durch Asiens oder Afrikas endlose Wüsten und Steppen eine Oase betreten, darin ersehnten Schatten und frisches Wasser gefunden und seine müden Glieder in saftigem Grün reichsprießender Tropenvegetation wonnig gedehnt, wer in mondhellen Nächten gelauscht dem hundertfältigen Leben, das hier, fremdartig und reizvoll dem Abendländer, bunte reichartige Fäden webt, während rundum in heißer Wüstenregion hundertförmiger Tod lauert, dem bleiben unvergeßlich die Stunden, die er inmitten des Sandmeeres auf grüner Insel verlebte. Der begreift Nomadensohn und Karawanenmann, wenn sie die Oase in blumenreicher Sprache besingen, sie im Überschwang der Gefühle der fernweilenden Geliebten vergleichen.

Eine solche ist Figig am Nordrande der Sahara das kürzlich noch vielbesprochene Raubnest, der Sammelplatz aller Unzufriedenen an der algero-marokkanischen Grenze. Hier winken hohe grüne Palmkronen, reichtragende Ölbäume und dichte Orangenhaine, hier frieden fruchtstrotzende Feigen- und Granatbüsche dunkle Weingärten ein, dazwischen sprudeln Quellen und murmeln klare Bäche, und über dem entzückenden Gesamtbilde herrscht trotz heißbrennender Sonne paradiesisches Klima.

Umrahmt von mächtigen Ausläufern des Großen Atlas liegt Figig als letztes, nördlichstes Glied einer langen Oasenkette, die sich am Rande des Areg dem Uadi Saura und der Susfanna entlang nordwärts zieht. Eigentlich ein Klumpen von zehn größeren und

mehreren kleineren Dörfern umgibt eine wohl 16 Kilometer lange, durchschnittlich 2 Meter hohe Lehmmauer mit hohen Türmen die dichtbevölkerte Ortsgruppe und ihre rund 250000 Palmen, die wegen ihrer ausnehmend großen und guten Früchte auf allen Märkten Nordwestafrikas geschätzt und selbst in Europa bekannt sind. Auch außerhalb der Umwallung liegen einzelne kleine Dörfer, die zwar der Araberrepublik zugehören, von den innerhalb der Mauer befindlichen aber ebenso unabhängig sind wie diese selbst untereinander. Der Hauptort Senaga ist wieder teilweise mauerumgürtet. Hier haust das jeweilige wirkliche oder nominelle Oberhaupt der Oase, deren schwache Zu-



Abb. 95. Wandernde Sanddünen im Süden der algero-marokkanischen Grenze.

gehörigkeit zu Marokko seit wenigen Jahren einzig ein maurischer Amel mit zwei Dutzend Soldaten bescheinigt. Und dies trotz der nur wenige Kilometer entfernten französischen, also jedem Marokkaner feindlichen Grenze. Doch ist Frankreichs Einfluß heute dort so groß, daß man beinahe sagen kann, Figig ist französisch. Die Gesamtbevölkerung des originellen Staatenbundes zählt gegen 16000 Köpfe und soll einen Kaum von über 4000 Reitern aufbieten können. Mit den Bewaffneten der Ulad Dscherir (= Söhne des Dattellandes) und den Beni Gill und Dui Menia, den wildtrutzigsten Stämmen an Algeriens Grenzen, machten sie den Franzosen schon oft heiß zu schaffen.

Als sich 1875 die Araber jener Striche in Massen gegen die verhaßte, immer weiter südwärts greifende Christenherrschaft erhoben, wählten sie aus ihrer Mitte ein Oberhaupt, den vielbekannten Bu

Amama, Großscheik aller Kabilen der algerischen Hammada, einen Sproß der Ulad Kaamba. In dem blutigen Kleinkrieg, der von beiden Seiten mit unsäglicher Erbitterung geführt wurde, unterlagen endlich die Freiheitskämpfer den überlegenen Kriegsscharen der Eindringlinge und mußten sich in schwer zugängliche Schluchten und Täler des Atlasgebirges zurückziehen. Aber auch hinüber auf marokkanischen Boden folgte der Feind mit seinen reichen Hilfsmitteln und ruhte nicht eher, als bis die Gehetzten auf Gnade und Ungnade die Waffen streckten.

Viele der Führer zogen es vor, noch weiter ins marokkanische Innere zu entfliehen. Der glühende Franzosenfeind Bu Amama wider-



Abb. 96. Kameltränke der Ulad Dscherir.

stand zwar noch lange mit wechselndem Geschick und wurde im Süden, was im Norden durch drei Jahrzehnte der tapfere, edelmütige Abd el Kader war. Um französische Grenzorte herumirrend, alarmierte er weite Strecken gleichzeitig und brach regelmäßig dort ein, wo man ihn am wenigsten vermutete. Immer wieder entrann er allen Nachstellungen in die Große Wüste oder nach Marokko, bis Mangel an Hilfsmitteln den Unermüdlichen zur Ruhe zwang. Senaga, damals ein unbedeutendes Dorf, wählte er zum Aufenthaltsort und machte binnen kurzem aus der umgebenden Oase eine nach afrikanischen Begriffen ganz beachtenswerte Festung. Wohl umziehen nur Lehmwerke das Ganze, doch hatten die Anlagen einen französischen Artilleriehauptmann zum Schöpfer, der mit seiner ganzen Batterie von dem Militärposten Mescheria desertierte. Jetzt spicken seine Geschütze die Erd-

wälle von Senaga, wo lange Zeit Bu Amama el bu Schiki Gebieter war. Wie weit er seinen nur zu begründeten Franzosenhaß trieb, beweise folgendes: Wie alle vornehmen Mauren und Araber wollte Frankreich den jungen Bu Amama mit dem Kreuz der Ehrenlegion ködern. Der Vater nahm seinem Sohn die Auszeichnung ab, band sie einem räudigen Hund an den Schweif und jagte diesen ins französische Lager von Colomb-Bechar. Als französische Truppen ihre Blockhäuser immer näher schoben, ihr Einfluß immer fühlbarer wurde, wandte sich der Greis grollend nördlicher. Ende Oktober 1908 starb er in der Kasba Sidi Aiun, im Gebiet der Beni Snassen. Sein obenerwähnter Sohn heißt Si et Tajeb und segelt vollkommen in französischem Fahrwasser. Er war es, der dem Revolutionär Bu Hamara mit Frankreichs Hilfe Waffen zuschmuggelte und im Volk mit Hilfe französischen Goldes gegen die marokkanische Regierung Stimmung machte.

War Figig lange Zeit ein Schrecken für die benachbarten Franzosen, so sollte es auch einmal von letzteren aufgesucht werden. Obwohl auf marokkanischem Gebiet gelegen, hatte sich Frankreich doch beizeiten das Recht gesichert, gegebenenfalls über die Grenze marschieren zu dürfen — was es übrigens auch ohne Erlaubnis schon seit mehr als zwei Jahrzehnten getan hatte.

Generalgouverneur Jonnart, der Militärkommandant Algeriens, hatte mit der kriegerischen Dorfgruppe unterhandelt um die Erlaubnis, von den Anfängen der großen Saharabahn ein Stichgeleise seitwärts in die Oase legen zu dürfen. Er wandte sich nicht an den Sultan, dessen zweifelhafte Oberhoheit über Figig ja doch niemand anerkannte, sondern an die freien Bewohner selbst. Der Schienenstrang sollte von der Station Beni-Unif über die Susfana, den Grenzfluß, nach dem kaum 5 Kilometer nördlicher gelegenen Hauptdorf Senaga gebaut werden. Trotz klar zutage liegender Vorteile solcher Bahnverbindung verweigerten die Figigleute ihre Zustimmung, lediglich aus leider nur zu berechtigtem Haß gegen Frankreich. Sie wollten mit ihren westlichen Nachbarn nicht in nähere Berührung kommen, als eben unabweisbar war. Ein von Frankreich bestochener Kaid gab aber seine Zustimmung und lud die algerischen Behörden zum offiziellen Besuch der kleinen Republik ein. Die anreitende Abordnung wurde jedoch am Sattel bei der Kubba des Sidi Folet mit Schüssen empfangen, von denen einer einen Spahi vom Pferde warf. Außer dem verräterischen Kaid, der sich seitdem nie wieder in Figig gezeigt hat, befanden sich bei der Kavalkade Statthalter Jonnart und Generalleutnant O'Connor, die beide am Morgen desselben Tages bei Colomb-Bechar eine Truppenschau abgehalten hatten. Das war am 31. Mai 1902. In der darauffolgenden Woche wurde Senaga bombardiert, zu welchem Behuf 3000 Mann regulärer Truppen mit zwei Batterien und gegen



Abb. 97. Partie aus der Oasengruppe Figig.

1000 Irreguläre nördlicher Stämme aufgeboten waren. Am 8. Juni kurz nach 7 Uhr morgens flog die erste Granate nach Senaga und warf glücklich ein Minaree um. Während der weiteren Beschießung gab es keinen einzigen Treffer mehr; nur zersplitterte Palmstämme streckten nachträglich ihre zerschossenen Stämme in die Luft. Nach der ganzen Affäre, bei der die Araber wacker zurückschossen, hatten die Franzosen einen toten Reiter, in Senaga war trotz der 60 Granaten, die von 7 Uhr früh bis 11 Uhr mittags hineingeschleudert wurden, niemand verletzt. Dafür waren an diesem Tage sämtliche französischen Lebelgewehre durch heftiges Sandtreiben unbrauchbar geworden, so daß die Franzosen eigentlich froh sein mußten, daß die Gegner nicht ernstlicher angriffen. Das Blutbad wäre fürchterlich geworden, und die großartigen Pariser Siegesberichte hätten anders geklungen.

Das Projekt der Zweigbahn wurde fallen gelassen, jedoch unterhält der Machsen seit damals in der Oase eine kleine Besatzung, die äußerst beschauliches Dasein führt und stets über algerisches Gebiet dorthin geschickt oder heimbefördert wird, da der Marsch durch das wegelose Innere zu beschwerlich, zeitraubend und — zu unsicher wäre. Die Leitung der algerischen Staatsbahn räumt dem Scherifenreich zu diesen Truppentransporten ganz bedeutende Ermäßigungen ein.

Heute sind die Figigleute etwas zugänglicher geworden. Sie stehen in lebhaftem Handelsverkehr zum benachbarten Beni-Unif und beziehen von dort all jene Bedürfnisse, die der Wochenmarkt nicht aus eigenem zu decken vermag — einem uralten, unabänderlichen Naturgesetze folgend, dem einfachsten, doch unrückbaren geographischen Gebot, daß die nächste Verbindung mit der Welt auch die beste ist! Wie es den

Franzosen gelang, von Algerien und vom Senegal aus die uralte Karawanenstraße von Timbuktu am Niger nach Marrakesch lahmzulegen und allen Handel aus dem Innern des afrikanischen Kolosses über französische Häfen zu lenken, so gewannen sie auch den Verkehr von jenen Oasengruppen, der früher durch das Tafilelt nach Marrakesch und über den Mittel-Atlas nach Fes ging. Der ebenfalls einst vielbegangene Handelsweg nach Melilia, dem spanischen Punto, ist seit einem Jahrzehnt tot, kaum mehr der Rede wert.

Nun haben sich die Figigleute mit den Verhältnissen doch insoweit abgefunden, daß sie regelmäßigen Verkehr hinüber auf algerisches Gebiet pflegen; sogar Alfagras sammeln sie in der Wüste und transportieren es mit ihren Kamelen nach der Bahnlinie, wo Vertreter der „Société franco-algérienne" diese Ware übernehmen. Der trotz mühsamer Arbeit immerhin geringe Verdienst genügt aber dem Araber und seinen bescheidenen Bedürfnissen, um diesen Erwerbszweig immer mehr und mehr aufblühen zu lassen, ungeachtet der gewaltigen Alfafelder, die sich zwei Breitegrade nördlicher über mehr als 300000 Hektar erstrecken. Von den 100 Millionen Kilogramm, die alljährlich auf der Grenzbahn gen Norden befördert werden, liefern die Bewohner von Figig einen ganz respektabeln Prozentsatz.



Abb. 98. Figigreiter.

Außer dem wöchentlichen Markttage findet nach Bedarf mehrmals im Jahre eine Versammlung von Abgesandten sämtlicher Dörfer statt, bei welcher über das gemeinsame Wohl und Wehe beraten wird. Oft genug gerät man sich dabei in die Haare, und es gibt Streit nicht nur zwischen einzelnen Individuen, sondern auch zwischen den Ksors der Oasengruppe, die aber der schwache, jeder Autorität bare Sultansvertreter nicht mehr kurzerhand zu schlichten vermag wie früher der tatkräftige Bu Amama. Sobald heute nicht mehr auf das Wort der Korangelehrten gehört wird, fließt Blut.

Nähert man sich von algerischer Seite, so reitet man durch ein hohes, von Bewaffneten behütetes Tor hinein auf republikanischen Boden. Vielgewundene Wege führen ins Innere der eigentlichen Oase, zu beiden Seiten eingefaßt von niederen Lehmmauern, an denen flachblättrige Stachelfeigen emporstreben. Im Sattel sitzend, überblickt man an vielen Stellen das rissige Gemäuer und die dichten grünen Hecken. Fleißig be-

stellte Äcker dehnen sich von Wall zu Wall, beschattet von breitgewölbten Dattelpalmkronen. Dünne Nadeln festverzweigter Tamarisken rauschen schwermütig, wo tiefe Ziehbrunnen befruchtendes Grundwasser heben. Viele Wasseradern durchbrechen die üppige Vegetation, tränken den Untergrund und führen noch belebendes Element nach dem Uadi Susfanna. Durch eines der Dörfer, die Senaga festungsähnlich umkreisen, führt der Weg zu einem wenig erhöhten Platze, welcher den Hauptort vom Kranz der Palmgärten teilt. Darüber leuchten massige vierkantige Gebettürme neben runden halbmondgeschmückten Kuppeln in schimmerndem Glanz — das denkbar friedlichste Bild in der ewig unruhigen Oase an Marokkos langgestreckter Ostgrenze.

Lange glaubten alle Kenner der Verhältnisse, daß die marokkanische Frage bei Figig ins Rollen kommen würde. Frankreichs bewaffnete Einmärsche in marokkanisches Gebiet, die Wegnahme des Hinterlandes von Marokko im Umfang von 300000 Quadratkilometer, ferner die immerwährenden Raubzüge freier Stämme hinüber nach algerischen Grenzorten, sie gaben allen Anlaß zu dieser Vermutung. Zufall und Politik! Der berüchtigte Sammelpunkt aller Feinde Frankreichs und jener, die der scherifischen Regierung Steuern und Abgaben verweigerten, hat sich ziemlich beruhigt. Statt dessen hat die länderhungrige Republik sich gerade dort festzusetzen gewußt, wo man es am wenigsten erwartet hatte, was aber nicht hindert, daß französische Reiterscharen ununterbrochen „Beruhigungsmärsche" über Figig hinaus bis an den Fuß des Atlas unternehmen.



Abb. 99.

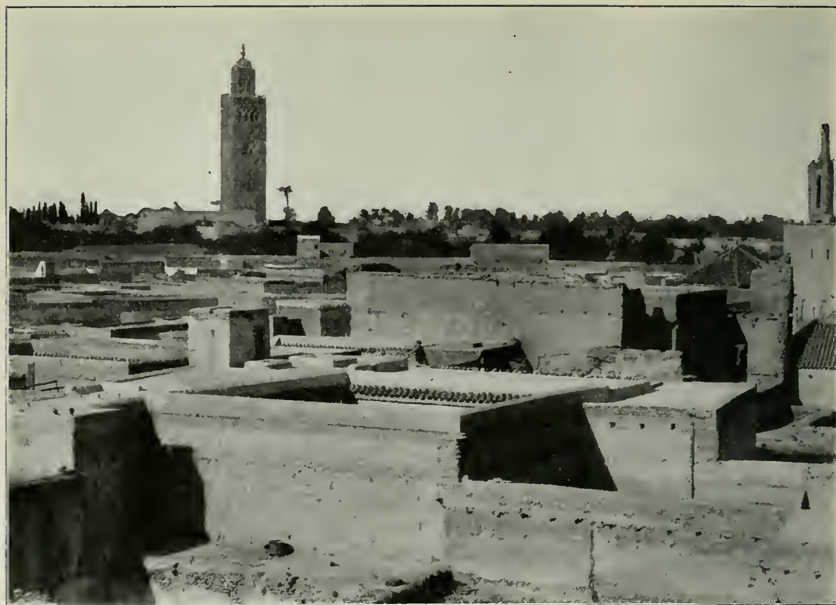


Abb. 100. Blick auf Marrakesch mit der Katubia.

17. Abendstunden zu Marrakesch.

Des Südens Hauptstadt. — Pforte zur Sahara. — Katubia und Dschama el Fena. — Bittprozession der Bergberber. — „Prügelt den Dieb!" — Des Statthalters Sohn. — Fest der Beschneidung. — Schlangenbeschwörer. — Ein Brautzug. — Wenn zwei sich streiten ... — Heimkehrende Gaffilen. — Krankenträger. — Armut und Elend. — ... la illaha illa allahu!

Vier „kaiserliche Städte" hat das Sultanat Marokko: Fes, Mekines, Rabat und Marrakesch. Zwei davon sind nur Etappen des Herrschers, wenn er aus einer Hauptstadt in die andere zieht, sie gelten nur als „Plätze". Die beiden anderen dagegen, Mittelpunkte der wichtigsten Teile des Landes, sind wirkliche Hauptstädte. Das nördlichere Fes erfreut sich unstreitig politisch wie religiös größeren Ansehens. Der Norden Marokkos ist auch rauher, in seinen Bewohnern lebt noch frisch die Erinnerung an Jahrhunderte voll blutiger Kämpfe mit Bewohnern der Iberischen Halbinsel, Kämpfe, die eine kräftige, widerstandsfähige Rasse geschaffen. Dort herrscht mehr Neigung zu Streit und ewigem Aufruhr als im milderen Süden. Je nördlicher desto ungebärdiger die Bevölkerung, am wildesten jene, welche in unzugäng=

lichen Tälern des Rif hausen. Die Berberstämme um Fes sind unbotmäßiger als jene im Bereiche der palmenumsäumten Hauptstadt des Chaus, wo arabische und arabisierte Kbail sich leichter fügen oberherrlicher Führung kräftiger Lehnsmänner, die ihrerseits festen Halt an der Regierung suchen und finden.

Mehr als das sagenumwobene Fes scheint Marrakesch el Hamri dem Verfall geopfert. Die Stadtmauern lassen auf eine Ausdehnung schließen, die einst das Dreifache der heutigen betragen haben dürfte. Innerhalb zerfallener Wälle, die nur unterbrochen werden von den nachts geschlossenen Toren, enthält diese Pforte des Sudan gleich anderen marokkanischen Städten drei streng gesonderte Quartiere: die Kasba mit der Regierung, die ausschließlich von Rechtgläubigen bewohnte Medina und das Mellach, Marokkos größtes Judenviertel. Der Sultanspalast, ebenbürtig jenen zu Fes und Mekines, bedeckt einen Raum von 6 Quadratkilometer, zwei wunderbare mosaikbedeckte Tore führen durch seine Mauern.


Abb. 101. Die große Katubia.

Geht doch die Sage, daß aus Spanien vertriebene Mauren das entzückende Bab el Chagnu in Stücken mitgebracht hätten, um es in Marrakesch wieder aufzustellen. Und nicht minder herrlich ist das belebte Bab Dukkala an der westlichen Stadtmauer. (Siehe Seite 112.)

Neben der Medina erhebt sich die berühmte Katubia, ein Gewirr von Heiligtümern und Bauwerken. Ihr Minaree, die Drillingsschwester des halbverfallenen Hassanturmes bei Schellah und der berühmten Giralda zu Sevilla, ist weithin sichtbar über das Weichbild der sonnbedeckten Stadt. Unweit der berühmten Moschee befindet sich die Dschama el Fena (Gebethaus des Schreckens). Über ihrer Hauptpforte stecken verweste Köpfe, die vorher als heilsame Warnung am Ladstock eines Gewehres durchs Land getragen wurden mit dem Ruf: „So bestraft Sejdna, unser Herr, alle, die gegen seine geheiligte Person sich erheben!" Gegen Abend aber locken Tamburinklänge oder näselnder Gesang des Muchadit die Bewohner der Stadt hinaus auf den freien Platz vor dem Gotteshause. Die Leute wenden ihre Aufmerksamkeit bald Possenreißern, bald Sängern zu, oder kauern gruppenweise am

lehmigen Boden und tauschen Neuigkeiten aus. Ohne die lebhaften Dämmerstunden, ohne den bunten, gegen Abend stets wachsenden Volksverkehr sähe die glutheiße Stadt mit verfallenen Gebäuden und Wällen, mit engen, krummen, schmutzigen Gassen und fensterlosen Häusern einem Ruinenfeld ähnlicher, denn einer von mehr als 50000 Menschen bewohnten Handelsstadt. Die tollsten, wechselreichsten Bilder aber wandeln über den Platz vor der Moschee des Todes, hier zeigt sich wieder das Land der Widersprüche, Marokko, wie es lacht und weint.

... Langsamen Schrittes kommen breitschulterige Neger mit fettglänzenden Gesichtern, sie schleppen mächtige Fahnen, murmeln eintönig fromme Verse. Hinter ihnen eine feierliche Menge, laute Gebete zum Himmel sendend. Dahinter wieder eine Schar schwarzer Söhne des heißen Südens, die wie toll umherspringend ununterbrochen trillernde Rufe ausstoßen und grüne Palmzweige schwingen. Den Schluß bilden halbwüchsige Knaben, deren stimmkräftiger Sang sich eintönig bricht an weißgetünchten Wänden der Dschama. Das Ganze bewegt sich langsam ins Moschee-Innere, wo der Gesang erstirbt gleich dumpfem Rollen fernen Donners. Und draußen stehen Schulter an Schulter kapuzenbedeckte Araber, und Berbergestalten, deren nackte Schädel eine einzige Haarlocke ziert, sie murmeln in gleichmäßigem Rhythmus das Tauhid, des Islam alten Glaubenssatz von Gottes Einheit — Bergbewohner aus dem Hohen Atlas, sie erflehen Allahs Aufmerksamkeit auf Felder und Vieh. —



Abb. 102. Die Dschama el Fena.

Neuerlicher Lärm ertönt. Näher und näher brausen tolle Rufe und höllisches Geschrei: „fok el chmar!“ vernimmt man deutlich. Schreiend wälzt eine bunte Horde sich heran, meist jüngere Elemente, die sich in achtungsvoller Ferne halten von den mit langen Stöcken versehenen Asaker. Zwischen den Soldaten trabt unbekümmert um das Geheul des lieben Mob ein kleiner Esel. Er trägt auf zerschun-

denem Rücken eine blutunterlaufene Gestalt, die mit gebundenen Händen verkehrt auf dem Grauschimmel sitzt. Von Zeit zu Zeit läßt einer der barfüßigen Vaterlandsverteidiger seinen Aukkas wuchtig auf den Unglücklichen niedersausen. Das jedesmalige Schmerzgewimmer des Mißhandelten überbrüllend, jauchzt die blutdürstige Begleitung fortwährend: „Darab el jadd, bidrab el jadd!" — — ein Dieb, auf frischer Tat ertappt, erleidet die Strafe zum Ergötzen der lieben Jugend: „Prügelt den Dieb, schlagt ihn, den Dieb!" —

Da kommt eine glänzende Reiterschar angerückt. Voran Muhasnia mit langen Flinten, begleitet von nie fehlender Jugend männlichen Geschlechts. Andächtig blikken sie auf einen jungen, bartlosen, auf wohlgenährtem Maultier sitzenden Mann, dessen blutroter Sattel mit Silber gestickt und mit weichen Polstern belegt ist. Lanzenträger schreiten nebenher und Fliegenwedler schwingen leichte Tücher, vier schwarze Sklaven halten sich fest am geschmückten Riemenzeug und lassen kein Auge von dem jungen Reiter, während sie abwechselnd den Ruf ausstoßen: „Ibarak' es sidna!"[1] Der halbwüchsige Jüngling in feinen weißen Gewändern, mit blauem Selham über den Schultern, schlenkert



Abb. 103. Religiöser Umzug durch die Straßen von Marrakesch.

[1] „Gesegnet unser Herr!"

unruhig mit den nackten Beinen in den großen versilberten Steigbügeln und sieht unverwandt nach dem belebten Eingang der Dschama, der er sich zusehends nähert — — des Statthalters Sohn reitet zum Gotteshaus, denn Beten ist frommer Moslemin erste Pflicht. — —

Wieder ertönen Flintengeknatter und dumpfe Schläge auf hohlwandige Trommeln, begleitet von jämmerlichem Ächzen und Stöhnen mißhandelter Dudelsäcke. Wieder sind es Neger, die den Höllenlärm vollführen, phantastisch bekleidete Gestalten, hinter denen bronzefarbene Männer in heller Dschelabba einhergetanzt kommen. Sie schwingen dünnrohrige Flinten über den unbedeckten Köpfen, vollführen die tollsten Sprünge. Durch wilde Schreie sich anfeuernd, tanzen und hüpfen sie im Kreise, bis sie plötzlich gegeneinander anspringen, die langen Gewehre abwärts richten und, sich hoch emporschnellend, ihre Waffen zu Boden feuern. Staub und Steine wirbeln auf, in dichtem Pulverdampf tänzeln die Leute vorwärts, laden ihre Steinschloßflinten und beginnen einige Schritte weiter dasselbe Spiel. Drei oder vier Männer hinter ihnen bemühen sich, mit schellenbehangenen Tamburins die jammervolle Musik zu übertönen, welche die Schwarzen an der Spitze des Zuges im Schweiß ihres Angesichtes hervorbringen. Auf geputztem Maultier reitet ein etwa achtjähriges Wesen des Weges in buntfarbiger Mädchenkleidung, über und über behängt mit weiblichem Schmuck und Tand, Verwandte schreiten zur Seite und bemühen sich, das arme Ding im breiten Sattel aufrecht zu halten. Dahinter werden trübselige Maultiere geführt, die trotz ihres Alters nach jeder Salve, welche die an der Spitze hüpfende Bande in dunkler Kleidung abfeuert, durchzugehen und die daraufsitzenden bleichen Knabengestalten abzuwerfen drohen. Den Beschluß bildet eine Schar vergnügt grinsender Weiber, sie tragen auf großen Messingschüsseln und in geflochtenen Körben Früchte, Süßigkeiten und allerlei kindlichen Tand — der Zug kehrt zurück von einer Beschneidung. Der kleine Held des Tages sitzt vorne auf dem Maultier, die anderen jugendlichen Schlachtopfer auf den störrigen Mäulern sind Söhne armer Familien, an denen der wohl-



Abb. 104. Schlangenbeschwörer zu Marrakesch.

habende Vater des ersteren zur Ehre des Tages ebenfalls die religiöse Zeremonie vollziehen ließ. Alle sind sie in Mädchenkleider gehüllt, denn jenen, die der Prozession begegnen, soll die wirkliche Ursache des Zuges verborgen werden. Inzwischen sitzt vielleicht der Barbier im Hause des alten Maurenvaters und feilscht aus Leibeskräften um den Lohn für seine frommblutige Tat. —

Da kommt ein narbenbedeckter Mann des Wegs mit mächtigem tücherumhülltem Sebil, einem Korb aus weichem Palmfasergeflecht. Er wirft die Last zu Boden und entledigt sich der Oberkleider, während seine blutleeren Lippen fromme Sprüche murmeln — vielleicht tut er auch nur, als ob er Gebete flüstern würde. Nun nimmt der hagere Alte seine Chaita aus der Kapuze des schmutzigen Mantels und beginnt eine ohrenzerreißende Melodie. Da beginnt das Bündel im Staub scheinbar zu leben. Jetzt beseitigt er dessen Umhüllung und holt ein wohl 5 Fuß langes Reptil hervor, eine gefleckte Schlange. Erst reizt er das Tier durch Bewegungen, mit einem Stöckchen schlägt er danach, daß dessen grüne Äuglein blitzen und die Doppelzunge zischend weit herausschnellt. Doch den dünnen Hals fassend, würgt und schleudert er den windenden Körper hin und her, wirft die fast betäubte Bestie endlich zu Boden, wo er ihr kräftige Fußtritte versetzt. Wohl wehrt sich die Schlange, zischt sie dem Angreifer wütend entgegen und versucht zu beißen, doch ihrer nadeldünnen Zähne Gift hat sich längst entleert in die dicke Umhüllung des Binsenkorbes, sie ist unschädlich. Wenn sie endlich ermattet den ungleichen Kampf aufgibt, hackt der Alte seine Zähne in ihren Körper und reißt Stück für Stück heraus. In wütendem Schmerz windet sie sich um Hals oder Arme des Peinigers oder versucht zu entfliehen. Doch der Mann hält sein Opfer fest, schwenkt es tüchtig durch die Luft, läßt dessen Schwanzende in den eigenen, weit aufgesperrten Rachen gleiten und würgt und schlingt und kaut an dem grauenerregenden Mahl, bis das Tier in seinem ausgepichten Magen verschwunden ist. Blauer Schaum tritt dem Fanatiker aus dem Munde, während er die ekeln Bissen mit dem Finger in den Schlund stopft — ein Schlangenbeschwörer und Wundermann vom Orden der Aissaui, der nach vollendeter Produktion mit einer alten Kürbisschale absammeln geht zugunsten seiner Sekte. —

Schaudernd wendet man sich von diesem Bild menschlicher Verirrung nach der anderen Seite des Platzes. Schon ist die im Süden so kurze Dunkelheit eingebrochen, qualmende Fackeln flammen überall und tauchen Menschen wie Gegenstände ringsum in roten Glühschein. Inmitten dichter Menschenmenge bäumt sich ein reichgeschmücktes Barral, mit Mühe gebändigt von handfesten Berbermännern. Weiße und dunkle Gestalten huschen vorbei an dem Maultier, das einen

hohen viereckigen Kasten trägt, rundum beleuchtet von der Fackeln flackerndem Licht und dem Schein zahlreicher unförmiger Laternen. Straßenköter kläffen aus voller Lunge, Knaben jeden Alters springen johlend mit, die erwachsenen Begleiter plärren Segenswünsche, Schilfflöten und Topftrommeln werden bearbeitet, und dazwischen vernimmt man eintönige Weisen, genäselt von gravitätisch hinter dem kastentragenden Maultier schreitenden Männern in wallenden Gewändern. Es sind Korangelehrte, die für das Heil derjenigen beten, die in dem viereckigen engen Behälter eingeschlossen ist, denn das Maultier mit dem turmartigen Aufbau wird nach dem Heim eines jungen Städters



Abb. 105. Märchenerzähler vor der Dschama el Fena.

geführt, der es wohl schon mit Sehnsucht erwartet — das Ganze ist ein Hochzeitszug! Freunde und Verwandte führen die geschmückte Braut in das Haus des zukünftigen Gatten. —

Seitwärts wandelt gemächlichen Schrittes der braune Sohn eines südlich hausenden Stammes hinter einer Schar langohriger Steifhaarziegen nach dem nächsten Fonduk. Weiße spitzköpfige Hunde verhindern das Entlaufen der durcheinandertrippelnden Tiere. Da kläffen Straßenköter, deren in jeder orientalischen Stadt übergenug sind, nach den fremden Geschlechtsgenossen aus der Ebene. Zwar knurren die Schäferhunde warnend, doch die Ruhestörer kümmern sich wenig darum. Und schon stürzen sich die sehnigen Dorfhunde auf die städtischen Brüder, wütender Kampf entspinnt sich. Die langohrigen krummnasigen Schützlinge und ihr Wächter schreiten ruhig weiter. Einige an der Dschama

umherlungernde Soldaten stürzen herbei und trachten mit wuchtigen Knüppelhieben die streitenden Parteien zu trennen. Da wanken zwei schwerbeladene Träger um die Ecke, und unversehens fängt einer derselben mit den bloßen Beinen einen Schlag auf, der eigentlich dem bissigsten der Kämpen gegolten. Blitzschnell läßt der Getroffene seine Bürde fallen und stürzt auf den Asker, sein Gefährte tut desgleichen. Anwesende Soldaten eilen dem bedrängten Kameraden zu Hilfe, die beiden Lastträger erhalten ebenfalls Beistand, und die schönste Keilerei ist bald im Gange. Inzwischen haben die wütend beißenden und kläffenden Hunde rasch ihren Vorteil wahrgenommen, Frieden geschlossen und mit dem Abendessen der fluchenden Soldaten sich gemeinsam aus dem Staube gemacht! —

Weiter. Da kommt ein graubärtiger Maure, gehüllt in seidene, in zahllose Falten gelegte Gewänder, deren Kapuze von weißer Seidenschnur festgehalten wird. Ihm folgt ein barfüßiger Sklave mit untertänig verdrehtem Hals, in einer Hand hält er den riesigen schwarzen Regenschirm seines Gebieters, in der anderen schleppt er einen noch größeren Korb saftiger Orangen. — Eine lange Reihe hochbeladener Kamele schwanken dem Tore der Stadtmauer zu; entsetzlich abgemagert von vielmonatiger Reise, läßt doch der elastische Schritt ahnen, daß sie nach strapazenreichem Marsche die ersehnte Nähe des Fonduk fühlen. Ebenso munter sind die wetterharten Männer, die soeben auf selten ganz sicherem Weg aus der Sahara kommend, das Gebiet räuberischer Tuarik gequert, wochenlang kein Dach über dem Haupte gesehen, um endlich die anvertrauten Güter abzuliefern. Denn Marrakesch unterhält nicht nur nach den verschiedenen Teilen des Gharb und Chaus lebhafte Handelsbeziehungen, es ist auch eine stark benützte Pforte zur Großen Wüste. Groß und zahlreich sind die Gaffilen, die auf der uralten Karanenstraße gen Timbuktu am Niger wandern. — Scheu drücken sich fest vermummte Frauen vorbei, nichts von ihnen ist sichtbar als ein blitzend schwarzes Auge und ein Paar roter oder violetter Babuschen. Würdevolle Juden in schwarzem Kaftan und ebensolchem Käppi nähern sich, umgeben von Scharen lärmender Sprößlinge. Berberfrauen, selbst kaum dem Kindesalter entwachsen, tragen fetzenumhüllte Säuglinge am Rücken, und schwarze Wasserträger schleppen ziegenlederne, glöckchenbewehrte Schläuche auf breiten Schultern. Der blutbedeckte Fleischer jagt ein schmutzstarrendes Eselein vor sich, es schleppt eine beträchtliche Last bluttriefender Schafs- und Hammelköpfe, von denen jeden Augenblick einige zu Boden kollern. — Zwei Männer rennen wie besessen vorbei, sie tragen eine Matte, auf der stöhnend und wimmernd ein vor Schmerz sich windender Kranker liegt. Die beiden achten nicht der Entgegenkommenden und rennen nieder, was ihnen in den Weg kommt, unter fortwährendem Anrufen

des Ortsheiligen — ein Kranker wird zu einem wundertätigen Heiligen gebracht, auf daß dieser den Schejtan austreibe. Inzwischen versuchen die beiden Samariter das Ding auf eigene Faust, indem sie nach einigen Schritten immer wieder stehenbleiben und den Bedauernswerten auf der jammervollen Krankenbahre auf und nieder schütteln. „Hörst du ihn?" fragt naiv einer den anderen, wenn der Mißhandelte aufbrüllt vor Schmerz. — Kaum sind die zwei verschwunden, erschallen Pferdehufe: Schutzreiter in bunten Mänteln streben heimatlichen Wänden zu, und mit ihnen ziehen Scharen gebräunter Landbewohner, denn morgen ist Markttag. Und zwischen und mit diesen bunten Scharen



Abb. 106. Palmzweighütten der Händler vor den Stadtmauern Marrakeschs.

wandeln Vertreter aller Rassen und Typen Nordafrikas und der Sahara in bunter Menge. —

Unweit dem Portal des Gotteshauses hocken seltsame reglose Gestalten. Tiefverschleierte Weiber sind es, vor ihnen liegen hochgeschichtet Säulen flacher Brote zum Verkaufe. Stumm sitzen sie beisammen, keine Silbe kommt über die welken Lippen, und nur vereinzelte Bewegungen verraten, daß es lebende Geschöpfe sind. An der Pforte selbst sitzt mit untergeschlagenen Beinen eine Schar Bettler. „A mulai Mansur!" schreit in gleichmäßigen Zwischenräumen einer, der sich den siegreichen Erbauer der großen Katubia zum besonderen Schutzpatron gewählt. „A nebi Mhammed!" ruft der andere den Gottesgesandten an, und „lbarak a mulai Driis!"[1] versichert der dritte

[1] „Es gibt Segen von Mulai Idris!" Der Marokkaner verschluckt die erste und dehnt die zweite Silbe des Namens seines Nationalheiligen.

von Marokkos Nationalheiligen. Jeder der Armen versucht durch den Namen eines anderen Gotteslieblings von teilnahmlos vorbeischreitenden Gläubigen Almosen zu erlangen — meist vergebens, denn die Mohammedaner aller Länder sind viel zu geizig, um das vornehmste Gebot des Religionsgründers zu befolgen. Wasserverkäufer machen mit großen Glocken einen Heidenlärm und loben mit lauten Worten die Wohltat eines frischen Trunkes. „Merike, merike!" kreischen anpreisend schmutztriefende jüdische Konfekthändler. „Balek ja balek!"[1] rufen schwerschleppende Lastträger, und „Dachra ja dachra!"[2] ertönt es von den Lippen der Reiter, doch immer erst, wenn der ahnungslose Passant seinen Puff schon weghat. Und all den wilden Lärm übertönend, erschallen gurrend und tremolierend die Worte des Mueddin, der hoch oben zwischen Störchen auf dem Turme der Todesmoschee steht und zum Gebet ruft mit mehr als tausendjährigen Worten des Idden: „.... ana schchud, la illahi il allah! .... ich bezeuge, die Gottheit ist einzig bei Gott!" —

Kein Land der bunten Welt des Islam bietet schnelleren Wechsel an Szenen und Typen wie Marokko. Kein Ort dieses unberührten Landes, in dem starrster Fanatismus sich friedlich paart mit leichtsinniger Anschauungsweise stillvergnügten Negerblutes, zeigt buntere Bilder als der Platz vor der Dschama el Fena. Was für Stambul die Neue Brücke ist, für Kairo die Muski, und für Tanger der kleine Sokko, ist für Marrakesch der freie Platz vor dem Gotteshaus mit so unheimlichem Namen. Wer dort Abendstunden verlebte, der gewann einen Einblick in das Leben, das Scheherasades Märchen schildern, das im Osten des Islam dem nie rastenden Einflusse der Ungläubigen gewichen. —

---

18. Sklaverei in Marokko.

Natürlicher Brauch. — Kulturstufe der Schwarzen. — Ihre Stellung im Hause. — Der Suk er Rkuk zu Marrakesch. — Ausrufer und deren Ware. — Kauf und Verkauf. — Gefühlsszenen. — Verdienst und Verlust des Negerhändlers. — Eunuchen. — Ersatz für Liebe. — Aussichten der Sklavenabschaffung im Scherifat.

Wo Anhänger des Propheten zu finden sind, gibt es auch Sklaven. Nichts erscheint dem frommen Moslim ungerechter, ja unheiliger und sinnwidriger, als das Verbot des Sklavenhandels, wie ihn beispielsweise die Türkei unter dem Druck europäischer Mächte erlassen hat. Die Institution des Sklavenhaltens ist durch Koran und jahrhunderte-

[1] „Achtung, o Achtung!"
[2] „Dein Rücken, o dein Rücken!"

alten Brauch geheiligt, und wo ungläubige Christenseelen wenig oder gar keinen Einfluß haben, blüht sie öffentlich und uneingeschränkt durch Rücksichten auf Fremde. So in Marokko.

Trotzdem dies „Geschäft" in den letzten Jahrzehnten bedeutend nachgelassen hat, werden immer noch alljährlich einige hundert Neger aus dem Süden gebracht, und zwar aus verschiedenen Strichen zwischen Wendekreis und Äquator. Diese Schwarzen stehen auf denkbar niederster Kulturstufe. Fragt jeden, der mit Schwarzen zu tun hat, Forscher und Kaufmann, Weiße und Araber, Missionare und Schiffsmannschaften, jeder wird es bestätigen. Und wer je einen wirklichen Sklavenmarkt gesehen hat — viele Europäer dürften es nicht sein! — weiß, daß man niemals herzzerreißende Gefühlsszenen sieht, wie sich der weichherzige Europäer vorstellt. Man darf patriarchalische Orientalen nicht mit Amerikanern verwechseln, Onkel Toms Hütte nicht in den Orient verpflanzen. Die Form der Sklaverei im Islam ist himmelweit entfernt von dem, was Abendländer darunter verstehen. Der Mohammedaner behandelt unter allen Umständen seinen Sklaven als Glied der Familie. Er beschafft dessen Unterhalt, er kleidet und pflegt ihn, wenn er erkrankt. Der orientalische Familienvater verheiratet seine dunkelhäutige Dienerschaft und sorgt für die Kinder, die mit seinen eigenen aufwachsen und gleich diesen gehalten werden. Andererseits ist nur der Druck fühlbar, der Leiden schafft. Negersklaven fühlen aber den moralischen Druck der Unfreiheit nie, den pekuniären äußerst selten. Warum soll sich also der kindische Schwarze nach Freiheit sehnen? Damit er selbst den rauhen Kampf ums liebe Dasein aufnehmen muß? Dazu ist er viel zu pfiffig! Wird er von seinem Gebieter schlecht behandelt, so gibt die verhältnismäßig große Bewegungsfreiheit, welche Sklaven überall, besonders in Marokko genießen, genügend Möglichkeit zur Flucht. Doch kommt dies selten vor. Im Gegenteil! Wenn nach mehrjährigem bravem Dienst der Herr seinem Negersklaven die Freiheit schenkt, wie alte Sitte es erfordert, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der Freigelassene den üblichen Freibrief seinem Herrn zurückgibt mit der Bitte, er möge ihn „aufheben", weil er freiwillig weiter im Hause verweilen will, an das er gewohnt ist.

Der größte Suk er Rkuk Marokkos befindet sich naturgemäß in Marrakesch, in der südlichsten Hauptstadt des Landes, wo die uralte Karawanenstraße aus den „schwarzen" Ländern mündet. Da Sklavenhandel in Marokko absolut gesetzmäßig ist, werden auch die Märkte mit menschlicher Ware offen abgehalten. Jeden Mittwoch, Donnerstag und Freitag wird das vorhandene Material ausgestellt und an den Meistbietenden losgeschlagen.

Ein gitterbedeckter Gang hinter dem Basar der Wollenweber führt zum arkadenumsäumten Hof einer geräumigen Okalla. An

den Wänden stehen oder kauern Kauflustige, stimmkräftige Ausrufer führen Neger beiden Geschlechtes umher, ihre Vorzüge preisend. „Seht diese Schultern, diese Muskeln! O Gott, welche Kraft!" So ruft ein Händler, auf einen kohlschwarzen Sohn des palmenreichen Südens zeigend. „Zeige deine Arme, o Freund!" ruft er ihn an, und der Schwarze läßt grinsend seine Muskeln spielen. Ein anderer Ausrufer hat junge Mädchen. „O über diese ungeknickten (d. h. jungfräulichen) Blumen! Mögen sie den Harem eines Paschas zieren! Wo ist der, dem Allahs Güte Reichtum geschenkt!?" Diese Sorte Blumen ist nämlich ein bißchen teuer! Wieder ein anderer hat ältere Arbeitssklavinnen: „100 Duros, 100 Rial, wer braucht Hilfe für die Gebieterin seines Hauses? Guten Kuskussu kann sie kochen und Durra reiben und Brot backen! 100 Taler! Sie ist gar nicht so alt!" meint er treuherzig zu einem Käufer, „nimm sie, wenn sie nicht folgt, schickst du sie mir wieder!" Ein vierter führt an jeder Hand einen Knaben und versucht sie möglichst günstig loszuschlagen. „O wie fleißige Wächter sind dies, von starken Eltern und wohlgeformt! Wie müssen Gerichte munden, die von ihnen aufgetragen werden! Wenige Jahre und sie sind groß und stark wie die Palmen des Bab Dukkala!" In solcher Tonart werden Säumige aufgemuntert. Da findet man stämmige Sudanhünen, weißbärtige Neger, deren gekräuselter Mannesschmuck sonderbar das schwarze Gesicht umrahmt, Knaben aller Altersstufen, daneben kleine Mädchen, auch reifere junge Frauen mit kleinen Kindern. Dies natürlich nur für den Fall, daß sie geradewegs



Abb. 107. Zugang zum Suk er Rkuk in Marrakesch.

aus dem Süden kommen, also noch keinen mohammedanischen Gebieter hatten, denn wird die Sklavin Mutter, so darf sie nicht verkauft werden, hat sie vom Gebieter einen Sohn, wird sie sogar frei. Auch viele welke Frauen von abstoßender Häßlichkeit mit Ziegenbrüsten und wirren Haarsträhnen. Unter des Südens furchtbarer Sonne welkt die Frau so rasch! Die meisten Negerinnen kommen direkt über den Atlas oder von den Gebieten nördlich des Senegals, selten werden welche von ihren Herren zum Verkauf geschickt. Denn der marokkanische Städtebewohner liebt Negerinnen in seinem Harem, nur pekuniäres Mißgeschick — oder Freude an Abwechslung — bewegt ihn zu deren Verkauf. Es sei erinnert, daß weibliche Sklaven nach den Worten des Koran ihrem Gebieter auch geschlechtlich zu Willen sein müssen.



Abb. 108. Junge Negersklavin. Preis 400–600 Taler, je nach Nachfrage.

Der Verkauf vollzieht sich wie jedes andere Geschäft. Es ist eine absolut öffentliche Sache, und man benimmt sich auch danach. Das Publikum befühlt Arme und Beine der zu Kaufenden, prüft Muskelstärke und Kenntnis der arabischen Sprache (ohne welche der Sklave um vieles geringer wertet), sieht nach den Zähnen und sucht das Alter zu schätzen. Der entblößte Oberkörper wird bei Männern und Frauen gründlich betastet, und diese lassen es ruhig über sich ergehen. Sie würden es wohl merkwürdig finden, wenn man nicht so verführe und haben nur den einen Wunsch, in ein reiches Haus zu kommen, wo viele Sklaven, also wenig Arbeit, aber gute Kost und zahlreiche Gesellschaft ist. Ist der Neger satt, braucht er nicht zuviel zu arbeiten und bekommt er wenig Prügel, so ist er seelenvergnügt und kümmert sich wenig darum, ob sein Herr Si Mohammed oder Hadsch Achmed heißt, ob er von Freunden oder Verwandten getrennt wird oder nicht. Ich sah junge Negerinnen ihr Kind ohne weiteres von der Brust weggeben, zufrieden, wenn sie sich dafür mit bunten Lappen behängen durften. Händler und Käufer feilschen aus Leibeskräften. Ersterer hebt die Vorzüge, letzterer sucht die Mängel des betreffenden Kaufobjekts hervor, wie schwächere Körperformen, Alter, unschönes Gesicht, was der Ausrufer mit seinen Gehilfen stets sofort zu widerlegen sucht. Nicht anders wie Roßtäuscher im ge-

segneten Europa! Sind die beiden endlich einig, so macht der Käufer noch Vorbehalte, unter denen er den Kauf eventuell wieder rückgängig machen kann, z. B. wenn der Sklave faul ist, zuviel stiehlt oder bei weiblichen, wenn sie naschhaft sind oder nachts durch Schnarchen den Gebieter wecken. Dann wird der Kauf vor dem Kadi abgeschlossen, und der Sklave zieht mit dem neuen Herrn in dessen Heim.

Das alles spielt sich in aller Ruhe und vollkommen geschäftsmäßig ab. Selten sieht man ergreifende Szenen, und allemal nur, wenn solche Diener verkauft werden, die lange in einem Haus geweilt und den Herrn wechseln müssen, den kaum anderes als plötzlicher Ruin zu diesem Schritt veranlassen kann. In diesem Fall gibt es allerdings auf beiden Seiten gleichviel Tränen, die aber oft beim Neger viel schneller trocknen als beim Herrn. Wirklich traurig ist dann meist nur derjenige, der durch Aufenthalt in einem vornehmen Hause sozusagen bereits zum Menschen erzogen wurde. Selbst der Sklavenhändler ist freundlich mit seiner schwarzen Ware und füttert sie gut, da sie sonst nicht so gut aussehen würde, also weniger teuer zu verkaufen wäre. Der Orientale kennt seinen Vorteil und liebt Geld ebenso wie der Abendländer.



Abb. 109. Junger Arbeitsklave, 200—250 Duro wertend.

Weitaus die meisten Sklavenhändler sind wohlhabende Leute, besonders wenn sie die Ware direkt und nicht durch Zwischenhändler zu erwerben verstehen. Doch nicht immer heimsen sie reichen Verdienst. Krankheit und besonders auf beschwerlichem Transport zahlreiche Sterbefälle schmälern den Verdienst mitunter ganz gewaltig, auch kann es vorkommen, daß manche entlaufen und ins Korps der Buwachir eintreten, in das Negerregiment, das in einer Stärke von etwa 3000 Mann bei Mekines haust. Dorthin Geflüchteten darf nicht nachgestellt werden, denn die Buwachir sind eine Art Leibgarde des Herrschers, Kerntruppen, die bei jeder ernsten Gelegenheit zuerst herbeigezogen werden. Entlaufenen Sklaven gegenüber mögen wohl Roheiten vorkommen, auch während des Einfangens der schwarzen Ware und während des anstrengenden Marsches aus Adrar oder von Timbuktu; doch die Händler wissen wohl, daß mißhandelte

Sklaven abgehärmt aussehen und schlechte Preise erzielen, sie sind daher im eigensten Interesse möglichst wenig hart mit ihren Schützlingen. Geschäft ist eben überall Geschäft.

Noch einer Art Sklaven sei gedacht, die wohl fast nur mehr in Marokko zu finden ist: der Eunuchen. Sie sind allerdings in allen Farben vertreten! Denn wie es im eigentlichen Orient regelrechte „Pensionate" gibt, in denen gekaufte Mädchen zu repräsentabeln Haremsdamen erzogen werden, so findet man im mohammedanischen Abendland Fabriken, aus denen Eunuchen herausgehen. Mit Gewalt werden Knaben in zartem Alter entführt, häufig unter glänzenden Vorspiegelungen unerfahrenen Eltern abgekauft; einmal in Händen gewissenloser Händler, müssen sie den vorgezeichneten Weg auch bis ans Ende gehen. Mit fortschreitender Kultur werden die Bedauernswerten immer seltener, infolgedessen wenden diese Menschenjäger alle Mittel an, um neues Material zu erlangen, vor keinem Gewaltmittel, auch vor Raub schrecken sie nicht zurück, wenn anders nichts zu erreichen ist. Denn Beschnittene werden hoch bezahlt und gut gehalten. Fast alle haben sich infolgedessen in ihr Schicksal gefunden und trachten, ihm die möglichst angenehmen Seiten abzugewinnen. Ihnen müssen Eitelkeit oder Freuden an reichbesetzter Tafel, Geldgier oder Ehrsucht und anderes das ersetzen, was menschliche Grausamkeit und Gewinnsucht ihnen genommen. Viele hängen ihr halbzerstörtes Leben an Politik oder zetteln mehr oder minder harmlose Intrigen an, viel Unheil im Sultanspalast verschulden diese Halbmänner. Manche von ihnen spielen voll unbewußten Sehnens Liebesromane, voll Leidenschaften, Begierden und ohnmächtiger Wut, deren Ende meist Blutvergießen heißt. Wer Kastraten kennen lernt, fühlt zuerst Mitleid mit den armen Geschöpfen, die sich gar bald als unverträgliche, heimtückische Charaktere zeigen. Mit schlaffen Gliedern und bartlosen Gesichtern, entweder erschreckend hager oder übermäßig beleibt, schleichen sie umher, lassen ihre hohe Fistelstimme hören und ekeln normale Menschen durch widerliche Eigenschaften an. Arme Geschöpfe! Und doch kommen viele zu Ehren und hoher Stellung. —

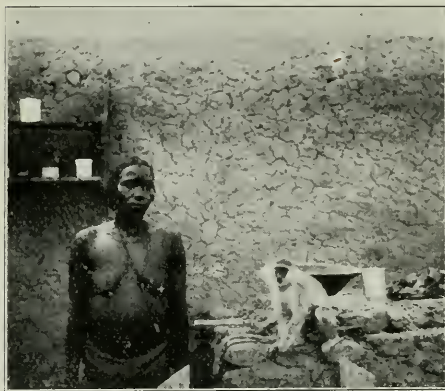


Abb. 110. Alte Negerin aus dem Süden.
Preis: die tägliche Kost.

„Bad el bala aleik! Fern bleibe dir alles Übel!“ So spricht der Hausvater, wenn ein neuerworbener Sklave oder eine Sklavin die Schwelle seines Heims zum erstenmal überschreitet. Damit sind sie aufgenommen in die Hausgemeinschaft und haben Anspruch auf Schutz und Schirm gleich jedem, der unterm selben Dache wohnt. Diese Worte werden gesprochen werden, solange Mohammeds Religion bestehen wird, und soweit der Islam herrscht, gibt es und wird es zu allen Zeiten Sklaven geben. Möge man zudringlichen Vertretern europäischer Mächte in Fes und Stambul und Teheran die verbindlichsten Versprechungen machen, das Halten unfreier Dienerschaft ist mit den Eigenheiten des mohammedanischen Orients so verknüpft, daß Allahs Weisheit noch oft und oft den Ait el Kebir senden muß, ehe der letzte Sklave verschwunden sein wird.



Abb. 111. Töpferofen am Dschebbel Serhun.



Abb. 112.

19. Heiligenunwesen.

Zweierlei Heiligenschein. — Die Schörfa. — Geschlecht der Hasani. — Der Maurenpapst. — Dessen Einfluß. — Mhammed Ma el Ainin. — Sein Herrschgebiet im Süden. — Mulai Hussain Hischami. — Si ben Daud. — Die Baraka. — Wanderheilige. — Anmaßung und Verrücktheit. — Zweifelhaftes Aeußere. — Begrenztes Heiligtum. — Kubba und Sauja. — Mulai Idris und Mulai Abd es Slam. — Heilige Frauen.

Nirgends in der Welt des Islam treiben religiöser Starrsinn und Zelotentum krassere Blüten als in Marokko. In keinem mohammedanischen Staatengebilde weilen so viel wirklicher und angeblicher „Heiliger" von mehr oder minder dunkler Abstammung wie in diesem Westbollwerk der Prophetenlehre, jeder dritte Sterbliche leitet seine Herkunft von irgendeinem unauffindbaren Scherifengeschlecht ab. Nun gibt es erworbenen Heiligenschein, dessen Träger durch überfrommen Lebenswandel oder andere Umstände — etwa Geistesschwäche — sich von den lieben Mitmenschen auszeichnet, und religiösen Adel, der sich vom Vater auf den Sohn vererbt, die sog. Scherifenwürde. Beide Vorzüge werden von glücklichen Besitzern möglichst ausgenützt, um auf Kosten frommer Glaubensgenossen weidlich faulenzen zu können.

Am zahlreichsten, viel dichter gesät als selbst im vielheiligen Mekka, sind die Schörfa. In jeder Stadt, am Flachland, in den Bergen des Atlas weilen unzählbare Scharen, ja es gibt tatsächlich ganze Stämme, die von einem einzelnen Scherifen abzustammen behaupten, also samt und sonders gleichfalls heilig sind. So die Uriachli im Rif, die Beni Kasem jenseits der schneegekrönten Atlashänge, von

welcher Kabilie Marokkos jetziges Herrscherhaus abzweigte. Und nicht nur urkundliche Abstammung, schon der Umstand, „beinahe" verwandt zu sein mit großen Heiligen, umgibt den Glücklichen mit Ehren, denen rückständige Europäer nichts Ähnliches zur Seite zu stellen haben. In allen Ständen, unter allen Berufsklassen gibt es solche Lieblinge Allahs mit besonderer Anwartschaft auf Paradiesesfreuden, demutvoll werden sie von gottesfürchtigen Zeitgenossen „ja mulai" angeredet, seien es auch nur harmlose Maultiertreiber.



Abb. 113. Der tausendjährige Maurenfriedhof zu Tetuan, auf dem nur vornehmste Geschlechter Grabstätten besitzen.

Vor allem die Schörfa von Uasan, ein uralt Geschlecht, das seine Herkunft lückenlos von Mohammed selbst ableiten kann, nicht nur von dessen Schwiegervater, wie die Mehrzahl anderer scherifischer Familien. Abkunft von der Prophetenfamilie gilt überall im ganzen großen Orient als Gipfel der Glückseligkeit, wie erst im glaubensstarren Westen. Da sich nun an Alter und religiös-vornehmer Abstammung bloß noch mekkanische Schörfa mit denen von Uasan messen können, ist das Ansehen dieser Familie in dem an religiösen Verirrungen so reichen Land leicht zu ermessen. Der Einfluß ist denn auch unbeschränkt, von uns Europäern unfaßbarer Macht, besonders im nördlichen Marokko. Während der Machsen bei vielen wichtigen Entschließungen die Uasani um Rat fragt, sei es auch nur

des Scheines halber, kümmern sich die Glieder der Heiligenfamilie wenig um die Regierung. Doch hat es heute eigene Bewandtnis mit den in Uasan hausenden Nachkommen des großen Religionsgründers. Der Vater des jetzigen Oberhauptes starb nach einem Leben, das überreich war an Ausschweifungen in bezug auf Weiber, Haschisch, Alkohol und andere nicht ganz erlaubte Dinge. Sein Vater Mulai el Arbi war gleichfalls ein wackerer Schlemmer und Genußmensch, der sich in den letzten Tagen seines freudenreichen Daseins nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Mußte dies gelegentlich geschehen, so bediente sich seine dicke Heiligkeit einer eigens gebauten Sänfte, die von vier Maultieren geschleppt wurde. Der jetzige Großscherif, gleich seinem Großvater „el Arbi" genannt (= der Araber), führt den Beinamen „et Tajib", der Gute, wohl weil er geistesgestört ist infolge übermäßigen Genusses von Haschisch und noch viel gefährlicherem Opium. Sein Bruder starb im Wahnsinn, ein zweiter lebt im Irrenhaus. Zwei weitere Brüder sind zwar gesund, gelten jedoch nicht als voll, da sie Söhne einer Ungläubigen sind, und haben sich von der Familie losgesagt. Mulai el Arbi aber stolziert in blutroter französischer Generaluniform einher, was den biederen Marokkanern, die von der Republik viel Unbill zu erdulden hatten und haben, erst recht ein Dorn im Auge ist. An der Brust das grande croix de la légion d'honneur, holt er sich bei jeder unpassenden und passenden Gelegenheit in der französischen Gesandtschaft am Suk el Barra zu Tanger Rat für seine schwierigen Regierungsgeschäfte und Stoff für die nie zu befriedigende Gurgel. Die treibende Kraft der Familie, ein Glied der 36. Linie, ist der jugendschöne Mulai Achmed, ein blondbärtiger Riese von etwa 25 Jahren, der nicht wie sein Oheim stets im christengeplagten Tanger weilt, sondern in der väterlichen Sauja zu Uasan die Geschäfte der Familie leitet.

In christlichen Kreisen nennt man den Großscherif von Uasan „Maurenpapst". Damit ist noch viel zu wenig bezeichnet, es sei denn, daß man das Papsttum zur Zeit seiner größten politischen Machtausdehnung vor Augen hat. Als Mulai Hassan, der kriegerische Vater des jetzigen Herrschers, von einer Empörung im Bezirk Uasan erfuhr, bezeichnete er sie sofort als die gefährlichste, die er während der 26 Jahre seiner tatenreichen Regierung niederzuschlagen hatte. Nach mehreren vergeblichen Expeditionen sah er sich tatsächlich gezwungen, die Vermittlung der Scherifenfamilie anzurufen — er, der 21 Kriegszüge erfolgreich durchgeführt hatte! 1871 erwies sich der Einfluß des damaligen Großscherifs im entferntesten Süden des Reiches wirksamer als verzweifelte Anstrengungen französischer Kolonialtruppen. Der zu Frankreichs Schützling erklärte Heiligensproß dämpfte durch Sendschreiben die Erhebung, welche in den im äußersten Südosten des Reiches

gelegenen Oasengruppen von Igli und Golea gegen die fremden Eroberer ausbrach. Soweit reicht die Macht einer Familie, die zwar überwiegend anormale, gegen alle Gebote des Koran verstoßende Mitglieder aufweist, aber scherifischer Abstammung ist. Kurze Zeit später war es wieder das Machtwort des schlauerweise von der Pariser Regierung gewonnenen Papstes von Uasan, das den gefürchteten Bu Amama auf lange Zeit aller Anhänger beraubte, als die algerische Grenze von dem alten Franzosenfresser zu hart bedrängt wurde und ein zweiter Abd el Kader zu erstehen drohte. Doch offenkundiges



Abb. 114. Mulai Mhammed Ma el Ainins festlicher Einzug in Rabat, September 1906.

Parteinehmen für die verhaßten „Fransis" hat dem Ansehen der Uasani so sehr geschadet, daß Ali ben Mhammed energisch wieder in ruhigeres Fahrwasser lenkt.

Anders der große Heilige des Südens.

Sein Name ist Mulai Mhammed Ma el Ainin ben Todl bin el Amin, er stammt aus der Familie Schingeti aus dem Lande Adrar. Derzeit der angesehenste Heilige Marokkos und der westlichen Sahara, ist er zugleich Führer der fanatischen Talamit, welchen Stamm die Franzosen voll Respekt „les hommes bleux" nennen wegen der blauen Kleidung, die in jenen Strichen üblich ist. Dieser Mann verdankt Ansehen und Einfluß weniger der Abstammung, vielmehr großer Gelehrsamkeit und Gerechtigkeitsliebe. Den sichersten Erfolg im Süden

10*

des Sultanates aber wahrt er sich durch seine wütende Feindschaft gegen alles, was irgendwie in französischem Geruch steht. Drei Söhne soll er im Kampf gegen französische Truppen verloren haben. Schon seit Jahrzehnten erfreut sich sein Name solcher Achtung, daß der verstorbene Mulai Hassan und dessen allmächtiger Großusir Bu Achmed oft Rat einholten von dem alten Berberhäuptling und ihn jederzeit mit außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelten. Im Süden des Landes ist oberherrlicher Einfluß sehr gering, er kann nur durch Vermittlung von Männern wie Ma el Ainin aufrechterhalten werden. Während, wie schon erwähnt, die Uasani den Franzosen bisher blind ergeben waren, wehrt sich das Haupt der streitbaren Talamit aus Leibeskräften gegen jede gallische Annäherung und wird darin von seinem auch schon graubärtigen Sohn Mulai Abd es Sadak energisch unterstützt. Der große Heilige mag wohl bald ein volles Jahrhundert gesehen haben, eine gebrechliche Greisengestalt mit tausend Runzeln im bronzefarbenen Gesicht, aber noch zeugen blitzende Augen und lebhafte Redeweise von fast jugendlicher Geistesfrische. Als er mit mir sprach, richtiger, mir Audienz gewährte, stützten ihn rechts und links seine Verwandten. So sehr drückt die Last der Jahre den Mann, dessen Machtspruch geachtet wird vom Uad Nun im äußersten Süden des Landes bis an die Tore Marrakeschs und in die Dünen der Sahara, dem der fanatischste Marabu blindlings folgt, der ergebene Anhänger zählt nicht nur in den Schluchten des Atlas, sondern auch in Algerien und unter den wilden Imoschat bis hinunter gen Senegambien. — Dieser vielgeehrte Mann unternahm trotz seines hohen Alters im Sommer 1906 mit 300 Freien und 50 Sklaven die Reise nach Fes, um bei Marokkos kindischem Herrscher Beschwerde zu führen gegen die fortwährenden Übergriffe der benachbarten Franzosen. Viermonatigen Zug über wegeloses Gelände — wie bitter gehaßt muß die „Große Nation" bei den Stämmen des Südens sein! Der seither verstorbene Mhammed et Torres durchlebte damals schwere Stunden. So gefürchtet ist Ma el Ainins Macht und sein Haß gegen die Bedrücker Marokkos, daß Frankreich bei den Verhandlungen für die marokkanischen Anleihen im Frühjahr 1910 dem Herrscher die Bedingung stellte, der alte Heilige müsse seine Feindseligkeiten gegen die Republik beenden. Und ehe der Berberfürst davon verständigt wurde, stießen französische Truppen im tiefsten Frieden aus der Schauja bis zur Kasba Tadla, welche den Weg Fes—Marrakesch beherrscht, um den nach dem Sultanshof ziehenden Ma el Ainin zu fangen, aber die Talamit teilten hier, im eigentlichsten Herzen Marokkos, blutige Schläge aus. — Ma el Ainin reiste mit einem Troß von etwa 50 Zelten; das Innere des Zeltes, unter welchem er zu übernachten pflegte, war das Kostbarste, das ich je sah; mein gewiß einigermaßen geübtes Auge schätzte den

Wert der Stoffe und Teppiche der inneren Einrichtung auf mindestens 10000 Franken.

Bis vor zwei Jahrzehnten hatte auch ein alter Heiliger namens Hussain aus der Familie Hischam Marokkos Südwesten unsicher gemacht. Als braver Untertan des ja gleichfalls heiligen Sultans zahlte er meist gehorsam die auferlegten Steuern an den Machsen, sobald er aber mit dem Herrscher in Zwistigkeiten geriet — was sehr häufig der Fall gewesen sein soll —, zog er sich mit seinen Getreuen in eine der selbsterbauten kleinen Befestigungen im Atlasgebirge zurück und verlachte alle gegen ihn gesandten



Abb. 115. Die Sauja des Sidi Ali bu Raleb bei Alksar.

Truppen. Die zogen denn meist vor, mit seinen Leuten Freundschaft zu schließen, da Kornspeicher und Zuckermagazine Mulai Hassain esch Hischamis stets wohlgefüllt waren. Kaum war jedoch der Alte gestorben, begab sich sein weniger unternehmender Sohn rasch unter die schützenden Fittiche des viel mächtigeren Ma el Ainin. — Auf Bu Dschad, d. i. auf den Hängen des Hohen Atlas, haust noch ein angeblicher Abkömmling Omars, des großen Organisators des Islam. Si ben Daud ist sein Name, und auch er beherrscht die Umgebung in einer Weise, daß neben seinem Wort des Sultans Befehl ungehört verhallt. Freilich, Marokko ist groß und der Herrscher weit. Ferner gibt es noch andere heilige Männer, deren Ruf und Macht aber nicht an vorerwähnte heranreicht, so ein Großscheik der Senussi, der Ordensoberst der Aissaua und andere.



Abb. 116. Sauja del Martil bei Tetuan.

Jeder „religiöse Adelige" hinterläßt natürlich Sprößlinge, die ebenfalls im Geruch der Heiligkeit stehen und einfach Sidi angesprochen werden (= mein Herr). Nur einer von ihnen wird nach des Vaters Tode „Mulai" und erbt die Berechtigung des Segnens, die Baraka, die im überfrommen Marokko so einträgliche Kunst. Sie ist es, die selbst der Eingeborenen zugeknöpfte Taschen öffnet und dem glücklichen Besitzer unversiegbare Quelle sich mehrender Reichtümer bildet. Der Baraka zuliebe bringen Bergbewohner, die sonst nicht viel vom Propheten wissen wollen, einen Teil der Ernte, unternehmen Marokkaner weite Reisen, um das Angesicht des also Beglückenden zu sehen und seines Segens teilhaftig zu werden. Sie verschafft denn auch dem Betreffenden stets das seiner Schlauheit gebührende Vermögen, und nicht jeder verwendet die leichtverdienten Schätze für das allgemeine Wohl, wie die Uasani oder der Berberfürst Ma el Ainin.

Anders sind die vielen Heiligen, welche in geringerem Maß oder gar nicht die göttliche Gabe besitzen, der lieben Mitmenschheit heilbringenden Segen aufzuwarten. Das „gewöhnliche" Heiligengelichter ist zu Tausenden im Atlas zu finden, viel zahlreicher als in irgendeinem anderen Teil des mohammedanischen Verbreitungsgebietes. Auf jeder Karawanenstraße, im Fonduk, in jeder Stadt, auf allen Wochenmärkten wimmelt es von Angehörigen dieser Sippe, ihre Gegenwart ist selbst strenggläubigen Marokkanern meist schwer zu ertragende Last. Sie leben von allgemeiner Mildtätigkeit, machen ihre selten erwünschte Anwesenheit schon von fern durch ungewöhnlich

großen Menschenzulauf merkbar. Mitten aus der Menge ragt eine rote oder grüne Fahne, vielmehr ein alter Fetzen, der von einem ehemals rot gewesenen Haik stammt und an langer Stange befestigt ist — und rundum stößt und drängt sich der liebe Mob, um dem gottgeliebten Mann ein Scherflein zu opfern und vielleicht einen Segenswunsch zu empfangen. Fließen die Gaben zu kärglich, so ermuntert der gute Mann wohl auch selbst die säumigen Gläubigen. Aber nicht etwa bittenden Tones, nein, befehlend klingt seine Stimme, wenn er vom Kaufmann Zucker, vom Bäcker Brot heischt, oder welch augenblickliche Bedürfnisse seine Heiligkeit sonst gerade haben mag. Bereitwillig gibt dann jeder, sogar mit demütiger Gebärde um Annahme bittend, denn es ist nicht gut, das Geforderte zu verweigern; der Heilige kann nämlich ganz gottlästerlich fluchen, zu leicht ist sein Zorn gereizt. Die Macht eines Marabu ist groß, viele könnten den Fluch hören und gegen den Getroffenen ausnützen, was allemal Unannehmlichkeiten im Gefolge hat. Dabei sind die Forderungen dieser Leutchen durchaus nicht bescheiden. In Marrakesch sah ich, wie ein ausnehmend zerlumpter Wanderheiliger den Besitzer eines Maultieres heruntersteigen hieß, um es selbst zu benützen. Ohne zu murren gehorchte der Aufgeforderte und lief gehorsam hinter seinem Tiere, auf dem der unverschämte „Heilige" in scharfem Trab davonritt.

Auf der Straße nach el Ksar rannte solch gottgeliebter Held eine geschlagene Stunde hinter meinem Pferd, unermüdlich mich, meine Begleiter, meine Tiere, Gepäckstücke usw. verfluchend, alles hübsch der Reihe nach. Jeder der bei unserer Karawane befindlichen Männer bekam seinen Teil ab dafür, daß er mich in seiner Nähe dulde, den räudigen Christenhund, dessen Vater schon verflucht zur Welt gekommen, dessen Verwandte alle zusammen nicht wert seien, von Allahs schöner Sonne beleuchtet zu werden. Ein anderer, in den Sanddünen von Mogador, ärgerte sich gleichfalls über meine Gegenwart derartig, daß er unflätiges Geschimpfe begann auf die ungläubigen Nsara im allgemeinen, die mit ihrer unerwünschten Anwesenheit das schöne



Abb. 117. Steingrab in der Steppe.

Maghreb verunzieren. Allah jage sie zusammen ins Meer, dort wo es am tiefsten ist. Dann verfluchte er mich, meinen Vater, Großvater und übrigen Stammbaum mit wirklich anerkennenswerter Ausdauer — alles zur Ehre Gottes und seines Gesandten, der vor 1300 Jahren gesagt: „Seid nachsichtig gegen Andersgläubige, denn Unduldsame liebt Gott nicht!" — Auf hohem Fels an steiler Meeresküste, ein Stündchen südwärts von Asaila am Atlantischen Ozean, haust seit vielen, vielen Jahren ein Marabu, dessen Heiligkeit darin besteht, daß er vorbeiziehende Schiffe der Ungläubigen verflucht und Allahs Vermittlung anruft, damit der Dampfer mit Mann und Maus untergehe, bevor er die Straße des Tarik erreiche. Dabei spielt der Mann nicht etwa Komödie, ihm ist bitterer Ernst mit der Sache. Glücklicherweise sind Fälle von Unduldsamkeit selbst in Marokko selten, mit Ausnahme eben solcher Fanatiker ist die große Masse des Volkes harmlos.

Diese gottgeliebten Männer verachten zwar den Kaffir aufs gründlichste, sein Geld aber nehmen sie herzlich gerne und betteln jeden Christen an, dessen sie habhaft werden. Denn eingedenk des schönsten Gebotes im Koran: „Seid mildtätig gegen Arme!" ist der Orientale geborener Geizhals und speist Bettler möglichst mit frommen Wünschen ab. Die kosten nämlich nichts, und der Araber aller Länder, dessen Geiz sprichwörtlich ist, trennt sich vom kleinsten Geldstück schwerer als der Europäer von einem großen. Es ist daher viel lohnender, Christen anzubetteln, die ja doch zu nichts anderem nütze sind, leider aber diese Ehre wenig zu schätzen wissen. Auch soll Mohammed behauptet haben, die Armut sei sein Stolz. Deswegen vergessen unsere sonderbaren Heiligen, die Maske der Armut weiterzutragen, sobald sie irgendwie zu Geld kommen. So mancher angebliche Nachkomme des Propheten, der den Ruf seiner Gottähnlichkeit so lange in die Welt hinausbrüllte, bis diese, und nicht zuletzt er selber, daran glaubten, hat sich ein nettes Vermögen zusammengegaunert und benützt nun des Geldes Macht zu unheilvollem Einfluß auf das Volk.

Von weitem schon erkennt man Wanderheilige an auffallendem Kleidermangel. Über und über mit Schmutz bedeckt, zu Skeletten abgemagert, Laub oder Schilf in den Haaren, die Lenden notdürftig mit Fetzen bedeckt, zwängen sie sich stieren Auges durch die Menge des Markttages oder sitzen an belebter Ecke und herrschen Vorübergehende an um Almosen „im Namen Allahs" oder des Propheten, für Mulai Idris oder Abd es Slam, die beiden Schutzpatrone Marokkos; im Notfall genügt auch ein verstorbener Heiliger minderen Grades, den der faulenzende Herr zum Schutzpatron erkoren. Vor allem bittet keiner für sich — er kauft sich nur ordinären Dattelschnaps beim nächsten Juden und leistet sich ein verpöntes Räuschchen zu Ehren des hilfbereiten Schutzheiligen.

Viele Mrabtin haben nur örtlich begrenzte Macht. So gibt es einige, deren Machtsphäre kaum über eine Ansiedlung reicht, andere, die beim ganzen Tribu Ansehen genießen. In Städten kann man solche finden, die in bestimmten Straßen oder im Hauma respektiert werden, wieder andere knüpfen Ruhm und Ehre nur an eine besondere Basarecke und gelten abseits davon nur als gewöhnliche Sterbliche, die vor anderen Menschenkindern nichts voraus haben. Grund genug für sie, sich nicht von der Stelle zu bewegen. Diese Sorte „Standheiliger" weicht Tag und Nacht nicht vom Platz; ein löcheriger Sack schützt sie gegen die Strahlen der Sonne und dient nachts als Decke; eine alte Kürbisschale zeigt den Rechtgläubigen, wohin sie ihre Gaben werfen sollen. Sie lassen sich Nahrung hierherbringen und weichen auch nicht, wenn beladene Kamele über sie steigen oder übermütige Maultiere ihnen wohlmeinende Huftritte versetzen.



Abb. 118. Standheiliger vor der Katubia, Marrakesch.

Hat der Marabu während seines — angeblich — Gott wohlgefälligen Lebenswandels genug für die sündige Menschheit gebetet, versetzt ihn der Prophet in Anerkennung seiner unvergleichlichen Verdienste in den Himmel, den unsterblichen Teil nämlich. Über den irdischen Resten dagegen wölbt sich alsbald eine Kubba, erbaut von der erlöst aufatmenden Umgebung. Es ist ein weißgetünchter Lehmwürfel von 3—4 Meter Kantenlänge, von halbmondgeschmückter Kuppel gekrönt. In manchen Strichen Santo, anderswo ebenfalls Marabu genannt, sind diese Grabgewölbe unzählbar zerstreut über den ganzen Maghreb. Fast auf jeder Anhöhe leuchtet ein weißgetünchter Lehmwürfel und dient dem Wanderer als willkommene Landmarke. Diese Grabdenkmäler prägen mohammedanischen Gebieten und durch ihre übergroße Zahl besonders dem Westen ganz eigenartigen Stempel auf. Hat doch fast jeder Duar seinen Leibheiligen! Schörfa dagegen haben regelrechte Familiengrüfte, meist unter staatlicher Dschama, an die sich Bethäuser reihen und Schulen, Pilgerherbergen, Wohnungen für Priester, Lehrer und deren Familien. So entsteht eine Sauja, Asyl für Arme und Kranke, für wegmüde Wanderer und Verfolgte. Da sind geplagte Marokkaner ebenso sicher vor steuereintreibenden Machthabern, wie Mörder vor der Blutrache strafenden Pflicht, hier

finden selbst Verbrecher Schutz vor der Behörden fahndendem Arm, und zwar nicht wie im Orient drei oder fünf Tage, sondern solange sie sich zwischen den Mauern der Sauja befinden. Die blutigen Unruhen in der Provinz Sfru 1904 waren nur entstanden, weil der Machsen einen Verbrecher ergreifen ließ, der sich in das Stammesheiligtum der Beni Mtir geflüchtet hatte. Oft entstehen gutbesuchte Wallfahrtsorte auch an Begräbnisstätten „gewöhnlicher" Heiliger, und dann pilgern Tausende frommgläubiger Berber nach dem Grabe dessen, der zu Lebzeiten als unverschämter Bettler seine Umgebung unsicher gemacht hat und mit der Mär seines Heiligenscheines den Mitmenschen so lange in den Ohren lag, bis sie des lieben Friedens willen ihm geglaubt hatten.

Der vornehmste, vielgeplagteste Heilige im Land ist Mulai Idris, dessen Sohn das glanzvolle Fes gründete. Seine Sauja erhebt sich am Dschebbel Serhun (= Zypressenberg) im Nordwesten der Hauptstadt. Bei allen möglichen Gelegenheiten wird der arme Prophetensproß von Arabiens heißen Stätten aus seiner wohlverdienten Ruhe aufgestört. Stolpert jemand über ein Hundevieh, einen im Weg kauernden Marabu oder ein sonst landesübliches Verkehrshindernis: „Ja Mulai Driiis!" Tritt eine Gaffla des Morgens den Tagmarsch an, rufen die Wanderer zu Mulai Idris um Schutz für Mensch und Tier. Begegnen sich zwei fromme Spitzbuben, muß der arme Schutzpatron zur Begrüßung einige dutzendmal seinen Namen leihen, und will ein geriebener Händler ebenbürtige Geschäftsfreunde übers Ohr hauen, schwört er bei Mulai Idris. Je öfter er schwört, desto dicker sind seine Lügen! Es ist nur gut, daß der vielgeplagte Heilige einen ernsthaften Nebenbuhler hat in Mulai Abd es Slam, dem Schutzpatron der Berber des nördlichen Atlas, einer allein würde seiner Würde schwerlich froh. Manche Bergstämme spotten des Nationalheiligen: „Aschkun Sidi ed Dris? asch andu? — Ualo, maskin hua! Wer ist Herr Idris, was hat er? — Nichts, elend und arm ist er!"

Doch außer Mulai Abd es Slam gibt es noch andere Stammesheilige, die von den seit fast tausend Jahren begrabenen Ahnen der Idrisiden nie recht verdrängt werden konnten. So Sidi Megdul, der Schutzpatron von Mogador und dessen Hinterland, der vor langer Zeit als ungläubiger Irländer durch Schiffbruch unfreiwillig ans Land kam. Er wurde infolge seiner technischen Fertigkeiten ein angesehener Mann, schließlich Ortsältester und nach seinem Tode gleich frommen Gläubigen bestattet. Seine große Kubba steht mitten in den Dünen südlich der Stadt, die seinen Namen erhielt, als sie gegründet wurde.

Aber auch zahlreiche heilige Frauen helfen dem gläubigen Bewohner des Sultanats die Schwierigkeiten des menschlichen Daseins

möglichst ungefährdet zu überwinden. Und wie die Kubba eines Heiligen und damit der benachbarte Duar kurzweg Sidi Ajesch oder Sidi es Slaui genannt wird, so heißt das Grabmal weiblicher Heiliger Lella Kadima, Lella Maimung usw. Und so verehrt sind diese Heiligengräber, daß, um ein Beispiel anzuführen, nach den Unruhen des Bu Amama die Große Republik sich den zerlumpten, durch Verzweiflungskampf geschwächten Grenzarabern verpflichten mußte, in erster Linie die zerstörten Kuppelgräber auf eigene Kosten wieder herstellen zu lassen. Wird doch bloßem Berühren dieser kalkgetünchten Mauerwürfel wirksame Heilkraft gegen alle möglichen wirklichen und eingebildeten Krankheiten zugeschrieben. Glaube macht selig — auch der Aberglaube!



Abb. 119. Frauen am Fddan zu Tetuan, den Umzug erwartend.

20. Ein Aissauafest.

Die Kraft des Islam. — Bedeutung religiöser Orden. — Fanatismus und Wahnwitz. — Zu Gottes Lob und Preis. — Am Vorabend. — „Gewöhnliche" Heilige. — Das Tauhid. — Barbarische Musik. — Esch Scheik ul Aissaui. — Seine Tätigkeit. — Religiöse Turnübungen in Reihen. — Menschliche Planeten. — Rast am Mkabar. — Zum Fonduk. — Lebende Sturmböcke. — Selbstmordkandidaten. — Weiber werden zu Hyänen. — Zusammenbruch. — Im Endstadium. — Grausiges Mahl. — . . . la ilaha illa'llahu!

Keine Religion, die jüdische vielleicht ausgenommen, erwies sich zu allen Zeiten so zäh wie die des Korejschiten. Der Islam hat nicht nur stets allen Angriffen getrotzt, er hat sich sogar jederzeit ausdehnungsfähig erwiesen und ist es noch, trotz aller gegenteiligen Behauptungen. Im Innersten Afrikas wie in den Steppenchanaten Innerasiens gewinnt er heute noch immer neue Anhänger. Der Ausfluß dieser dem Islam innewohnenden Kraft sind die zahlreichen Orden, die insbesondere über Nordwestafrika stark

verbreitet sind. Dort schießen „Heilige" wie Pilze aus dem Boden und erstirbt das Volk vor Hochachtung gegen jeden, der sich genügend sonderbar zu gebärden versteht. Mit Befestigung französischer Herrschaft im südlichen Algerien und der nördlichen Sahara weicht das Sektiererwesen immer weiter gen Sonnenuntergang, zieht es sich immer mehr zurück nach seinem westlichsten Bollwerk. In dem von abendländischen Einflüssen noch unberührten Marokko kann sich abstoßendstes Zelotentum unbehindert entfalten, hier äußert sich religiöser Wahnsinn und Gaukelei in einer Weise, vor der jeder Sohn des gesitteten Europa sich schaudernd abwendet. Im Scherifat erreicht das geheimnisvolle Wirken dieser religiösen Orden uns kaum faßbare Bedeutung.

Einer der mächtigsten Orden sind die fremdenfeindlichen Derkaui. Ihr Gründer hieß Arbi ben Ahmed esch Schedili ed Derkaui und stammte aus dem Tribu der Beni Serual östlich von Fes. Die meisten Schriftgelehrten und Fukaha Marokkos zählen dazu. Etwas duldsamer sind die zahlreichen Mitglieder der Kadirjm; dieser Orden, zu dem auch der frühere Padischah in Stambul gehören soll, ist nicht nur auf die Atlasgebiete allein beschränkt. Ein Perser hatte ihn errichtet, als er vor etwa 800 Jahren aus irgendeinem Winkel Persiens nach Baghdad am Tigris gezogen war. Dort liegt er begraben und viele Maghrebi besuchen seine Türbe gelegentlich der Pilgerfahrt nach Mekka. Eine Eigentümlichkeit des Atlas sind die Tayebin. Zu ihnen gehört stets ein Mitglied der Alauitischen Familie, mitunter der Sultan selbst. Ihr Name bedeutet die „Suchenden" (nämlich nach Wahrheit), sie haben keinen großen Einfluß; ebenso sind die Hammadscha zwar fanatisch, aber nicht von Bedeutung. Sie stammen gleich den vorgenannten aus der uralten Schörfafamilie von Uasan. Namhafte Rolle spielen dagegen die Senussi, deren Name auch in Europa weidlich bekannt ist. Ihr Hauptsitz war früher in der Kyrenaika, später im Oasenarchipel von Kufra, neuerdings hat sich das Oberhaupt noch weiter gen Süden gewendet, tief hinein in den französischen Sudan. Die fanatischsten Ordensmänner aber sind die Aissaua, so genannt nach dem Gründer Si Aissa. —

Was religiöse Verirrungen aus der Schöpfungskrone Mensch zu schaffen imstande sind, zeigt nur zu deutlich ein Aissauafest, wie es in allen größeren Orten des äußersten Westens alljährlich zu sehen ist. Was fruchtbarste Phantasie begabter Schriftsteller nie erfinden, Indiens geheimnisvolle Fukara vergebens in gleich abstoßender Weise vorzuführen versuchen würden, was fanatischer Wahnsinn widerliches gebären, ein Dante nicht höllisch genug schildern könnte — all das bringt der Tag, an dem Anhänger Sidi Aissas sich versammeln, um unter Aufsicht des Ordensobern seine Manen zu feiern. Gräuliche

Übungen der Selbstqual, die wildesten, abstoßendsten Szenen wiederholen sich ununterbrochen vor dem erstaunten Auge, und fast zweifelt des Abendländers nüchterner Verstand, daß sich alles wirklich abspielt und nicht gräßliche Trugbilder seinen aufgeregten Geist äffen. Wer das Fest zu Ende gesehen, wessen Nervensystem glücklich dem getrotzt, was fürchterlicher Wahn in Menschenleibern hier vorführt, der wendet sich erschüttert ab von den taumelnden Jammergestalten, die Allahs Ehre mit gräßlichem Tun in den Kot zerren unter Worten zu seinem Lob und Preis: ... la ilaha illa'llahu — la ilaha illa'llahu ...!



Abb. 120. Zuseher in Straßen und auf Dächern. Rechts ein laubgeschmückter Knabe.

Der Mussem fällt in den ersten Tagen des Rebbi el Auel (derzeit im März). Am Abend vorher schon durchziehen Mitglieder des Ordens die Straßen der Stadt, große Wachslichter in der Hand, in wallenden weißen Hemden, Koransprüche und fromme Verse brüllend. In Häusern wohlhabender Mauren sammeln sie reichliche Almosen. Am Haupttag jedoch brechen sie schon am frühen Morgen von der ihrem Heiligen geweihten Moschee auf nach dem Hauptplatz — in allen marokkanischen Städten am gleichen Tag, zur gleichen Stunde, und alle ziehen sie tags darauf nach Mekines, der Sultansstadt, wo sich die Sauja Si ben Aissas befindet.

Schauplatz der wahnwütigen Hauptübungen ist der nirgends

fehlende Marktplatz. Schon am frühen Morgen sammelt sich die Menge, drängt und staut sich die Bewohnerschaft des Ortes und Besucher von weiter Umgebung. Körper an Körper, ein Meer weißer Kopfbinden und Kapuzen, dazwischen nackte Schädel einzelner Santos. In Scharen strömen von allen Seiten Heilige verschiedensten Grades herbei, um durch ihre Anwesenheit dem Fest erhöhten Glanz zu geben. Doch so anmaßend sie sich auch gebärden, heute finden sie keine Beachtung, nimmt niemand Notiz von ihrem herrischen Auftreten. Heute soll ganz anderes, Reicheres den Augen und Ohren glaubensstarrer Marokkaner geboten werden. Heute ist keine Spur von Handel und Wandel.

Endlich ertönt fernes Brausen. Dumpfes Gemurmel und heulender Gesang pflanzt sich näher, bald erkennen Eingeweihte das Heseb Si Aissas: „Subchana allah ed daim! — Preis gebührt Gott, dem Ewigen!" Andere rufen das Tauhid, des Islam strengen Glaubenssatz von Gottes Einheit. Jetzt werden sie auch sichtbar: Je sechs bis acht fanatisierter Mitglieder der wütenden Sekte halten einander an den Schultern gefaßt und wanken nebeneinander springend und tanzend vorwärts. Wenige Schritte dahinter gewahrt man eine zweite, eine dritte, vierte Reihe, immer mehr noch kommen, bald sind Dutzende wahnwitziger Männer in weißen langen Hemden, die mit gellen Rufen wie toll vorüberspringen. Dazwischen wehen Fahnen, tönt ohrzerreißende Musik von Büffelhörnern, Schilfpfeifen, Dudelsäcken und umfangreichen Trommeln, hervorgebracht von aufgeregten, halb und ganz nackten Negern und heulenden gestikulierenden Knaben. Leute aller Schichten und jeden Alters werden erfaßt von dem furchtbaren Taumel und springen mit im Reigen. Soldaten auf Posten werden plötzlich von krampfhaften Zuckungen befallen und stürzen zusammen, mit Schaum auf den Lippen den Namen Si Aissa ausstoßend. Der verläßlichste, folgsamste Diener wird angesteckt von dem wilden Fanatismus und mischt sich heulend in die Horde. Langsam torkelt so der Zug durch die Straße, verfolgt von Scharen erregten, neugierigen Volkes. Von flachen Dächern und Terrassen wirft man den Aissaui rohe Fleischstücke zu, die sie wilden Tieren gleich gierig verschlingen. Bald sind die weißen Farasien blutbedeckt, sind die Wahnsinnumfangenen eingehüllt in Schmutz und Schweiß und Staub — nur einer bleibt ruhig und besonnen und trachtet, die schneeweiße Kleidung rein zu erhalten: eine ehrwürdige Greisengestalt in weißem Bart und faltiger Gewandung. Die Arme über der Brust gekreuzt, wandelt er langsamen Schrittes hinter den Tollhäuslern, ohne Unterlaß mit leiser Stimme das Tauhid murmelnd, so ruhig, als ob er mit dem Hexentanze wenige Schritte vor ihm gar nicht in Verbindung stände. Da bricht einer zusammen von denen, die so gräßliche Glieder-

verrenkungen vollführen zur Ehre Gottes und seines Dieners Aissa. Zärtlich beugt sich das eherne Antlitz des Alten über ihn, der Greis wischt dem Gestürzten Schaum vom Munde, muntert ihn auf mit feurigen Worten. Nicht lange, und der Erschöpfte hat frische Kräfte gesammelt und stürzt sich neu in den Trubel religiösen Taumels ... Der ehrwürdige Alte ist der Ordensscheik. Ein Menschenalter vielleicht sprang er ebenso wahnsinnig im Kreise seiner Brüder einher, bis er diesen Mussem zum erstenmal als Führer und Vater machen durfte. Er ist lebender Vertreter Sidi Aissas, ein Mann von ungeheurer Macht im Sultanat.

Unter immer noch anschwellendem Gebrüll wanken und schwanken die Fanatiker weiter, zum Friedhof hinaus. Da fällt wieder einer um, ermattet von den unsinnigen Anstrengungen. Seine Gefährten reißen ihn empor, stoßen ihn mit Fäusten und Fußtritten so lange in die Reihe, bis er sich „erholt" und weiterspringt in teuflischem Tanz. Ein anderer bricht zusammen, gleichfalls bewußtlos geworden von den greuelerregenden Anstrengungen. Der wie verrückt neben ihm hüpfende Neger springt auf den keuchenden Brustkorb des Ohnmächtigen und tanzt darauf seinen fanatisierenden Reigen weiter. Umsonst, der Übermüdete regt sich nicht, klebriger Schweiß bedeckt ihn über und über, und Blut dringt aus Ohren, Nase und Mund. Zuseher heben den Körper endlich auf und tragen ihn zur Seite, die Aissaui aber tanzen heulend weiter, begleitet von höllischer Musik. Ganz hinten im Zuge wehen rote, grüne und weiße Fahnen, auf denen Namen des Einzigen Allgütigen, Allerbarmenden eingestickt sind.


Abb. 121. Die Fahnen der Aissaui.

So bewegt sich der Menschenknäuel durch schmale Gassen nach dem Friedhof, um wenige Minuten zu rasten. Aber nur Minuten! Bald wird der Heimweg angetreten, unter gleichem Gebaren wie früher, nach der Herberge, die dem Orden gehört. Dort soll sich das Hauptdrama des Tages abspielen.

Im Heim der Aissaui. Reihen todbleicher Gestalten halten sich an den Schultern gefaßt, in gleichmäßigem Rhythmus werfen sie den Oberkörper vor — zurück, vor — zurück, daß die langen Haare wehen und Schweiß in großen Tropfen weitab fliegt. Andere tanzen mit verzerrten Gesichtern. Die hageren entblößten Arme senkrecht emporgehoben, drehen sie sich in unheimlicher Schnelle um die eigene Achse, bis sie schwindelerfaßt zusammenbrechen. Dort hält sich eine Reihe krampfhaft umschlungen, brüllen laut einen Ausspruch des Ordensgründers und rennen darauf mit Kraft die bloßen Schädel an die rauhe Ziegelwand, daß Blut in Strömen auf die Farasien rinnt.



Abb. 122. Frauen am Mkabar zu Tetuan erwarten die Rückkehr des Mussem.

Wieder andere schlagen sich mit Steinen auf die Köpfe oder zerfleischen sich mit Dolchen. Ein Hammel wird herbeigeführt. Die bis aufs äußerste Erregten stürzen sich auf das schreiende Tier, hacken die Zähne ein und reißen blutende Fetzen von dessen zuckendem Körper, bis nichts mehr übrig ist als Fell und Knochen. Und auch an letzteren würgen und nagen die Kerle mit grauenerregendem Glucksen und Wimmern. Ein ganz Verrückter bindet das Fell um den Kopf und läuft auf allen vieren herum, ein anderer schwingt großstachelige Kaktusblätter und schlägt damit wie besessen auf sich und seine Brüder los, ein dritter ist schon so fanatisiert, daß er beißend, kratzend andere anfällt. Wer zusammenbricht, auf den stürzen die anderen und tanzen auf seinem Körper den Hexensabbat weiter, bis sie selbst bewußtlos niedersinken

mit blauem Schaum auf den Lippen und zuckenden Gliedern. In hinterster Ecke wütet eine Horde Weiber. Sie vollführen tollere Kapriolen, gebärden sich noch fanatischer als die Männer, bieten in mangelhafter Kleidung, mit wirren Haarsträhnen, schlotternden Brüsten und fletschenden Zähnen grauenerregenden Anblick, furchtbare Bilder menschlicher Verirrungen. Wehe dem Ungläubigen, der diesen Wesen vor Augen treten würde — nie könnte Schillers Wort sich mehr bewahrheiten!

So tollt die Walpurgisnacht bei hellem Tage unaufhörlich weiter. Ein Bild schauerlicher als das andere, entfesselte Leidenschaften eines



Abb. 123. Der Mussem vor den Mauern Mogadors.

niederen Volkes, dessen leise schlummernder Fanatismus nur wartet, bis er geweckt wird. Szenen, wie sie grausiger keinem Menschenauge geboten werden. Und immer steht der Scheik reglos inmitten des immer noch lauter werdenden Trubels. Es ertönen Schreie der Verzückung, schrille Rufe höchster Ekstase. Weiber kreischen, Ordensbrüder heulen, dazwischen fort und fort die gräßliche Musik. Reihenweise stürzen die unsagbar aufgeregten vertierten Männer nieder. Aber immer noch raffen sich von den Gefallenen einige auf und wiederholen das taktartige Verrenken der Glieder, bis hervorquellende Augen, die herausragende geiferbedeckte Zunge, die fürchterlich keuchende Brust und die schlotternden Beine endgültig den Dienst

versagen — es ist das Stadium, das die Sekte braucht zum Schlußakt des furchtbaren Schauspiels: Neben dem Ordensältesten steht ein alter großer Topf, bedeckt mit ungegerbtem Fell eines jungen Pferdes. Jetzt reißt er die Haut weg und schüttet den Inhalt unter seine Jünger. Skorpione und Taranteln, Schlangen und Eidechsen, Kröten und Chamäleons quellen hervor in ekelerregendem Durcheinander. Die gekrümmt am Boden liegenden Aissaui raffen sich auf wie elektrisiert, stürzen auf das grausige Gewürm und fressen und würgen daran ächzend und stöhnend. Sie jagen den flüchtenden Tieren nach, reißen Taranteln von den Wänden und scharren mit den Fingernägeln die Erde auf, wo sich geängstigt ein Skorpion verkriechen will, sie achten nicht dessen giftigen Stich, nicht Biß der Schlangen und Taranteln, reißen neidig die Reptilien in Stücke, bis das letzte Gewürm in ihren Rachen verschwunden ist.

Jetzt wird es stiller. Hier und dort noch letztes Aufheulen höchster Ekstase, während einer nach dem anderen ohnmächtig hinfällt und einschläft in furchtbarster Übermüdung — nur der Greis im Silberbart lehnt mit gefalteten Händen wie steingemeißelt an einem Pfeiler und bewacht seiner Schüler bleischweren Schlaf. Unverwandt den Blick gerichtet auf die beklagenswerten Opfer menschlicher Verirrung, murmeln die zuckenden blutleeren Lippen mit fast erlöschender Stimme fort und fort das Tauhid: ... la ilaha illa 'llahu — la ilaha illa 'llahu!



Abb. 124. Mit verhängten Zügeln.

21. Lab el Barud.

Der Rest arabischen Rittersinnes. — In Fes und Tanger. — Neugierige am Marschan. — Uasani, Reisuli, Abd es Sadak, Hadsch Ali bu Taleb. — Europäer und Juden. — Muhasnia. — Kaum aus dem Innern. — Chmasileute. — Zwischenfälle. — Eine scherifische Rotte. — Uld Menebhi. — Freibahn. — Zweikampfspiele. — Wilde Jagd. — Abendruhe.

Der Atlasbewohner ist ein rauhes Menschenkind. Anders äußert er Freud und Leid als der Bewohner des überkultivierten Europa. Bei festlichen Gelegenheiten, sei es ein Religionsfest, sei es erfochtener Sieg oder ehrender Besuch, stets reiten Marokkaner ihr Lab el Barud, das tolle Pulverspiel. Vielleicht ist es auch ein letzter Rest kriegerischen Geistes der Ahnen, die einst Königreiche zertrümmert und errichtet hatten. Dieser ritterliche Sinn hat das Reiterspiel wohl auch in einer Weise ausgebaut, wie man es im Osten nicht kennt. Fantasia wird geritten, soweit stolze Araber auf edeln Rossen sitzen, aber nirgends so toll, so sinnerregend, so leidenschaftlich wie im Atlas.

Häufig wird das Pulverreiten von Heerführern oder wohlhabenden Würdenträgern veranstaltet, die sich für einige Zeit das Wohlwollen ihrer Leute sichern wollen. Daher sind auch dort die glänzendsten, wo die vornehmsten Mauren weilen, nämlich in Fes und Tanger. In der Hauptstadt findet das tolle Reiten an der Großen Mauer vor der Machsenia statt, in Tanger am Marschan oder auf der Playa. Eines der letzteren sei geschildert.

Im christengeplagten Tanger. — Von allen Seiten kommen stolze Reiter aus dem Innern, auf riesigen Maultieren und herrlichen Pferden mit silbergestickten Sätteln und Zaumzeugen. Da sind Vertreter des Beni Hassan und der Fasi, der Sauani und der Beni Arus und wie sie alle heißen, die das Hinterland bewohnen. Aber nicht nur aus dem Bled el Machsen, dem der Regierung unterworfenem Land, auch von unabhängigen Stämmen eilen die Reiter herbei. Auch ewig unruhige Andschera und nicht minder unbändige Chmasileute kommen angerückt, Bergbewohner auf kleinen zähen Kleppern, wilde gebräunte Gestalten in rauher Dschelabba, während Männer aus der Ebene in farbenprächtigen Gewändern erscheinen. Bleichsichtige Mauren in vornehm weißen Fokhan und braune Berber, kohlschwarze Söhne südlicher Gebiete, die hier zu Amt und Würden kamen, dazwischen Leute, die von alters her in Ansehen standen, und solche, die ein Glücksfall in dem an Wechselfällen so reichen Marokko emporgebracht. Alle Klassen der „obersten Zehntausend" des Scherifats sind vertreten, wer nicht selbst mitreitet, kommt doch als Zuseher.

Am unteren Ende des wohl einen Kilometer langen Marschan steht das kugelgekrönte Zelt der Uasani, des uralten Geschlechtes

der „Maurenpäpste". Mulai el Arbi, das dicke Oberhaupt der Familie, sitzt schwitzend auf weichen Polstern darin und trinkt pfefferminzduftenden Tee. Ihm gegenüber der kaum vierundzwanzigjährige Mulai Achmed, sein Neffe, der heute die Geschäfte der heiligen Familie besorgt. Dessen schon fünfjähriger Sohn reitet zwischen zwei Negersklaven auf reichgezäumtem Barral den Marschan entlang, neugierig das bunte Leben und Treiben besehend. Fromme Rechtgläubige eilen von allen Seiten herbei und küssen andächtig die winzigen gelben Lederpantoffeln dieses jüngsten Sprößlings eines der ältesten Geschlechter der Welt. Einzeln, auch in Gruppen zu zweit oder dritt, tummeln sich erwartungsvolle Reiter am Platz. Hin und wieder kommt eine größere Schar angetrabt, die Männer springen von den Tieren, binden deren Vorderfessel zusammen und kauern sich zu Boden oder begrüßen lärmend ihre Bekannten. Endlich kommen die Haupthelden des Tages.

Als erster Reisuli, der große Mann mit mächtigem Vollbart, geleitet von etwa 20 stämmigen Chmasileuten, die mit Mühe nur ihre feurigen Tiere zügeln. Ihr Gebieter reitet auf blutrotem goldgesticktem Sattel ein riesiges weißes Maultier, das ob seiner Größe an der ganzen Küste bekannt ist. Nicht weit hinter ihm kommt Abd es Slam, sein alter Feind, der oftmalige Pascha von Tanger. Er ist ein schmächtig Männchen mit spärlichem rotem Bart und scharfer Hakennase, das richtige Spitzbubengesicht. Er hütet sich wohl, dem einflußreichen Reisuli, der aus unerquicklichster Lage immer wieder zu hohen Stellungen gelangt, in die Quere zu kommen. Denn Marokko ist ein unruhiges Land, und gar finstere Gesichter machen diese Chmasimänner, Reisulis getreue Anhänger. Wie leicht kann statt harmlosen Pulvers irgendwo eine scharfe Patrone im Laufe stecken und — zufällig natürlich — losgehen. Die beiden haben sich zwar schon wiederholt Geschenke zugeschickt zum Zeichen der Versöhnung, sind aber nach wie vor spinnefeind und meiden einander in weiser Vorsicht — wenn Steine aufeinanderprallen, gibt es allemal Feuer. Hier kommt auf schönem Maultier eine ehrwürdige Greisengestalt. Ein Sklave schreitet vor, aber viele und vornehme Männer, darunter stolze Weißbärte mit narbenbedeckten Gesichtern, eilen auf den Alten zu, ihn freudig begrüßend. Es ist Haddsch Ali bu Taleb, ein Vetter des großen algerischen Freiheitskämpfers, des stolzen Emirs von Maskara und Tlemsen. Sein Neffe bekleidet einflußreiche Stellung am Sultanshof, zwei andere halfen wacker mit an der Wiedergeburt des Osmanenreiches[1].

[1] Während das Buch in Druck geht, kommt die Nachricht aus Tanger, daß der greise Haddsch Ali bu Taleb (= der Pilger Ali, Vater des Studenten) fast achtzigjährig zu seinen Ahnen abging. Friede dem gütigen, hochgebildeten Mann, dem Begleiter des verdienstvollen Forschers Oskar Lenz auf dessen epochaler Saharareise! Er hat Marokko, seine zweite Heimat, geliebt wie kaum ein zweiter Algerier,

Nun werden auch die Reitertrupps zahlreicher. Durchwegs prächtige Gestalten in allen Schattierungen, vom hellsten Weiß bis zum tiefsten glänzenden Schwarz. Alle Stämme haben ihre schönsten Pferde und kühnsten Reiter gesendet. Sie führen lange Steinschloßflinten, silbereingelegte Arbeit aus dem Rif, und solche aus dem Uad Sus, deren Kolben mit Beinplättchen und Perlmutter eingelegt sind, Waffen, die das Auge des Kenners entzücken, es mag noch so lange die bunte Welt des Islam geschaut haben. Inzwischen fanden sich auch massenhaft Zuseher ein. Verkommene Spanier und gespornte Franzosen, Mitglieder des diplomatischen Korps in tadelloser Toilette, halbzivilisierte Juden jeden Alters, teils noch in der Väter schwarzen Tracht,



Abb. 125. Flinten hoch!

begleitet von meist recht hübschen Frauen, Bergbewohner in schmutzigem Burnus oder rauher brauner Dschelabba, blendend weiß gekleidete Mauren zu Fuß oder auf Maultieren, Gruppen maurischer Frauen stehen in einiger Entfernung erwartungsvoll beisammen. Eine Schar halbwüchsiger Knaben vergnügt sich damit, unter Führung eines krausköpfigen Negerbengels „Pulverreiten" zu spielen. Stöcke zwischen den Beinen, rasen sie zwischen den Zuschauern durch und puffen jeden, der nicht rechtzeitig ausweicht. Ein Sebli läutet unauf-

der im Atlassultanat Zuflucht gefunden und Schutz vor französischer Fremdherrschaft. Unsägliches Elend hat seine offene Hand gemildert, Glaubensgenossen und Europäern stand er mit reicher Erfahrung gerne ratend zur Seite. Wer den hageren Alten mit den milden Gesichtszügen kannte, wird ihm stets liebes Gedenken wahren, so, wie ich ihn allzeit im Gedächtnis halten werde als einen der aufgeklärtesten, opferungsfreudigsten Orientalen, die mir seit meiner Wanderjahre begegneten.

hörlich mit verschiedengestimmten Kuhglocken, und jüdische Verkäufer zweifelhafter Süßigkeiten singen mit großem Stimmenaufwand ihrer schmutzbedeckten Ware Loblieder.

Die Zuseher stellen sich in langen Reihen auf, umgrenzen dadurch einen mächtigen Platz, an dessen Ende bereits die erste Reihe anreitet. Etwa ein Dutzend schlanker Gestalten mit frohblitzenden Augen in weißen und blauen Selhams, die lange Flinte fest auf die Schenkel gestützt, mit roter Schischia am Kopf — Muhasnia sind es, Sultansreiter, die den Reigen eröffnen. Schwer halten sie die ungeduldigen Rosse, bis einer von ihnen das lange Rohr hebt. Die anderen tun desgleichen, schon bewegt sich die Kavalkade in schlankem Trab die Bahn entlang. Da ertönt ein lauter Ruf und in gestrecktem Galopp jagen sie davon, die Pferde mit vorgestrecktem Hals und geblähten Nüstern, die Reiter mit angelegten Flinten. Wieder ein gellender Schrei, eine Salve, und in dichtem Pulverdampf die Waffen über den Häuptern schwingend, zügeln sie am Ende der Bahn die schäumenden Rosse, um in langsamem Schritt links abzuschwenken.

Während dieses Vorganges hat sich eine zweite Rotte geformt. Diesmal treten Sendlinge eines Stammes auf den Plan, bärtige Gesellen auf struppigen ungepflegten Tieren. Ihr Führer ist ein Graubart, dessen grüne Kopfbinde ihn von weitem schon als wirklichen oder eingebildeten Prophetensproß zeichnet. Auf seinen Wink setzt sich die Gruppe in Bewegung, rast den abgesteckten Raum hinunter, unter lauten Rufen regellos die vorsintflutlichen Schießeisen abfeuernd. Bevor die erste Schar an den Ausgangspunkt zurückgelangt ist, sind sie ebenfalls eingeschwenkt und reiten zurück, neues Pulver in die verrosteten Rohre schüttend.

Laut jauchzend sprengt nun ein hochgewachsener Mann in die Bahn. Er reitet einen entzückenden Rappen, Sattel und Riemenwerk ist silberbedeckt, der Selham von feinstem Taft, froh leuchten die dunkeln Augen aus gebräuntem Gesicht, das dichter schwarzer Bart umrahmt. Reisuli el Munsif ist es, der tolle edle Abenteurer, dessen Chmasimänner durchwegs mit Mauserkarabinern neuester Konstruktion versehen sind. Rasend hetzt der schwarze Hengst über das Feld, kaum berühren die Hufe den Boden, ihm nach die Chmasi, deren braune Überwürfe im Winde wehen. Laut begrüßt sie wieherndes Beifallgeschrei zusehender Weiber. Kaum ist die Salve der Reisulimannen verklungen, drängen sich schon wieder ungestüm neue Reiter vor. Der Kaum der Beni Hassan ist's diesmal, des großen Stammes zwischen el Ksar und Uasan. Männer in bunter Kleidung, die gleich dem Sturmwind vorüberfegen. Da schwankt einer, greift in die Luft und kollert zu Boden, der Sattel ihm nach: der Gurt hatte sich gelockert, der Reiter den Halt verloren. Knapp entgeht er der Gefahr, überritten zu werden. Doch haarscharf reißen die Gefährten

ihre Rosse herum. Schon steht der Gestürzte wieder auf den Beinen, das ledige Tier wird ihm zugeführt, er schwingt sich auf und jagt in nächstem Augenblick sattellos den anderen nach.

Abd es Sadak reitet vorbei. Der verweichlichte Maure wagt nicht, ein Pferd zu tummeln, der Rotbart mit dem verschmitzten Gesicht ist wohl kaum imstande, wilde Berbergäule zu bändigen. Doch da entsteht am unteren Ende des Marschan lebhafte Bewegung, dort, wo der Uasani luftiges Leinenhäuschen steht. Aus der Menge ragt eine grüne Binde, schon erscheint deren Träger hoch zu Roß, und in der



Abb. 126. Anreihen der Schutzreiter.

nächsten Sekunde sind wohl 30 Weißmäntel aufgesessen. Mulai el Achmed, die männlich schöne Gestalt, dessen vornehmes edles Gesicht voller brauner Bart ziert. Wie angegossen sitzt er auf dem herrlichen Tier. Der rote Sattel weist reiche Stickerei, und auch die seiner Begleiter sind von kostbarer Arbeit, denn die Schörfa von Uasan sind angesehene Heilige, denen von allen Seiten überreich fromme Gaben zuströmen. Laut ertönt der Jubel der Frauen, und aus der Menge hört man Rufe: „Baraka al Mulai Achmed!“ Doch der junge Mann, ein mächtiger Faktor im Scherifenreich, nimmt heute kaum Notiz davon. Wie er mit seinen Leuten über die Bahn sprengt, Schulter an Schulter in geschlossener Reihe, wie die Salve ertönt, gleich einem einzigen Schuß, das alles ist jedem Reiterauge ein Hochgenuß.

Weiter oben lichtet sich ein Menschenknäuel. Unter dünnem, weißem Haik leuchtet ein rosenroter Burnus. Das ist Uld Menebhi, Sohn des reichsten Mannes Marokkos, der es vom einfachen Schutzreiter zum Sultansvertreter in Tanger gebracht. Er läßt das Streitroß hart neben sein Maultier führen, und trotz runden Bäuchleins sitzt er mit einzigem Schwung drüben im hohen Sattel, das dargereichte Gewehr in der Hand, blickt er suchend im Kreis. „Wer reitet in meiner Rotte?" soll dies wohl heißen. Und schon eilen flintenschwingende Gestalten herbei, mehr, als in einer Reihe Platz haben. Jetzt hebt der Paschasohn das lange Gewehr, eine kurze Strecke mäßiges Tempo, und schon fliegen sie über den Plan, daß die Hufe ihrer Pferde den Sand hoch emporschleudern. Dampfumhüllt wird oben gewendet mit abgeschossenen Gewehren. Unten lassen sie sich andere, geladene reichen und jagen alsbald von neuem fort.



Abb. 127. Harrende Gruppe.

Noch manch anderer Würdenträger kommt, den Ritt zu wagen, obwohl nicht jeder sich so vorteilhaft im Sattel ausnimmt wie der junge Uasani oder Reisuli, der Bandenführer und Statthalter. Dann tritt die große Menge in ihre Rechte. Kaum ist die Bahn einigermaßen frei, sprengen Reiter herbei, schnell sind notdürftig Reihen gebildet, und nun jagt eine Kolonne die andere, löst ein Stamm den anderen ab, tönt Salve auf Salve. Jetzt scheint der Raum etwas freier geworden zu sein. Ein einzelner Mann in grauem Mantel zwingt sein Roß mit mächtigem Satz hinein und ruft herausfordernde Worte in die Menge, mit unglaublicher Fertigkeit schwingt er die Waffe über dem Kopf. Da löst sich eine Gestalt von der soeben seitwärts an der Bahn zurückkehrenden Gruppe und legt das Gewehr auf den Graumantel an. Der scheinbar Angegriffene gibt seinem Pferd die Sporen und jagt wie wahnsinnig davon, mit dem Feuerrohr tollkühne Bewegungen vollführend. Nun läßt er sich fast aus dem Sattel fallen und schießt unter dem Bauch seines Tieres hervor auf den Verfolger. Doch rechtzeitig hat dieser die Bewegung bemerkt und verschwindet hinter dem Hals des eigenen Tieres. Und wie der andere sich wieder emporschwingt, kracht sein Schuß, begleitet von vielhundertstimmigem Beifallgeschrei. Während beide einträchtig seitwärts

zurückgaloppieren, entspinnt sich der kaum unterbrochene wilde Trubel aufs neue.

Scheinbar regellos jagen die Reiter durcheinander. Der Rasen ist mächtig aufgewühlt von den zahllosen Hufen, die Luft erfüllt vom Rauch des schlechten Pulvers. Immer toller und aufgeregter werden die Teilnehmer an der wilden Hatz. Sie schlagen im Vorbeireiten mit den Kolben gegeneinander und vollführen die unglaublichsten Kunststücke in vollstem Lauf. Sie knien sich im Sattel auf oder verschwinden hinter den Flanken der Tiere, stoßen gellende Rufe aus und knallen unaufhörlich aus den langen Steinschloßgewehren, die sie handhaben wie Kinderspielzeug. Fortwährend laufen Freunde und Diener der Reiter geschäftig umher, um frisches Pulver auf die Klatas zu schütten. Hier prallen zwei im tollsten Rennen so aneinander, daß ihre Rosse in die Knie stürzen, den Reitern aber merkt man kaum eine Erschütterung an. Fluchend reißt jeder den schaumbedeckten Gaul hoch, um sich rasch wieder in das heillose Durcheinander zu mischen. Dort fliegt ein Selham zu Boden. Im Vorüberjagen angelt der Besitzer das Kleidungsstück mit der Flinte, um es wieder umzuwerfen. Dem anderen löst sich die weiße Kopfbinde. Ohne den Lauf der Rosinante zu mindern, bringt er sie mit Hilfe des Gewehres und der freien linken Hand wieder an ihren Platz, lustig flattert das dünne Tuch im Winde. Ein riesiger Sudaner hetzt auf kostbar gezäumtem Schimmelhengst ziel- und wahllos herum, mit der Flinte rasende Wirbel über dem Kopf vollführend. Andere führen Scheingefechte auf, jagen wie wahnsinnig die Bahn auf und ab, mit wirren Haaren, bleichen Gesichtern und glühenden Augen. Oft genug brechen Pferde zusammen infolge übermäßiger Anstrengungen, und daß man einen Reiter vom Platze trägt, ist kein seltener Vorfall.



Abb. 128. Am Ende der Bahn.

So wechseln die aufregenden Szenen in ungemein schneller Folge, bis die Dämmerung hereinbricht und dem furchtbaren Wüten ein Ziel setzt. Langsam zerstreuen sich Reiter und Zuseher. Auf zerstampfter Bahn bleiben nur Mantelfetzen, Stücke gebrochener Waffen oder gerissenen Riemenzeuges; vielleicht auch der Kadaver eines Pferdes,

das die tolle Leidenschaft des Besitzers mit dem Leben bezahlen mußte. Der Lärm verstummt, der Pulverdampf verflüchtigt, der große Marschan liegt ruhig und friedlich da unter sternenhellem Himmel, als ob sich nie der Marokkaner sinnbetörendes Pulverreiten abgespielt hätte.



Abb. 129. Am Rersa zu Tetuan.

22. Milud en Nebi.

Am Vortag. — Fromme Gepflogenheiten. — Märchenerzähler. — „Beinahe verwandt". — Tanzvergnügen des Rifbewohners. — Koranvorlesung. — Tierbändiger. — Die Aissani. — Sudanleute. — Religiöse Fanatiker. — Der heilige Eselreiter. — Reiterspiele. — Um die Zeit des Fedscher.

„Bedenket, daß ich bin, was ihr seid!" So sprach der große Koreischitensproß Mohammed zu seinen Anhängern. Diesem Ausspruch Rechnung tragend, gilt der Geburtstag des Propheten nicht eigentlich als religiöses Fest. Es herrschen denn auch am Milud en Nebi weltliche Lustbarkeiten vor, und die sind selbst im starrgläubigen Marokko eine stets willkommene Abwechslung.

Schon am Vortage singen Priester und Korankundige in festlich beflaggten Moscheen uralte Verse zum Lob und Preis des Gesandten Gottes, in allen vornehmen Häusern bereitet man Freudenmahle, an denen teilnimmt, wer gerade des Weges kommt. Altgewohnte Festschüsseln sind Assida, ein Gericht aus Hirse und Mehl, und Sellu, eine übersüße Speise aus Dutzenden von Bestandteilen. Zahlreiche Zelte erheben sich unter freiem Himmel. Sie beherbergen wohlhabende Landbewohner oder fromme Schörfa, die oft aus weiter Ferne kommen, um das Fest mit ihrer vielgeschätzten Anwesenheit zu verherrlichen;

mit Gefolge und Dienerschaft wohnen sie unter den luftigen Leinwandhäuschen. Da gibt es vergnügte Willkommszenen, bei denen Ströme pfefferminzduftenden Tees vergossen werden. Mancherlei Geschäfte werden bei solchen Gelegenheiten abgeschlossen. Da werden Blutfehden beigelegt, Wallfahrten oder Raubzüge verabredet, Verlöbnisse zustande gebracht; nie erzielt der Taschir so glänzende Einnahmen wie am Vortag derartiger Festlichkeiten.

Am eigentlichen Miludtage sitzen in allen Gotteshäusern Schriftgelehrte und Vorbeter und erläutern andächtig lauschenden Zuhörern jene Stelle des Heiligen Buches, die von Mohammed handelt, dem Gesandten. Von Zeit zu Zeit belohnen sie sich für diese anstrengende Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit mit einem Gläschen geliebten Tees auf Kosten des Habus. Rechtgläubige mit bedrängten Herzen spenden Summen „für die Nacht Mohammeds", davon werden mit Einbruch der Dämmerung Arme gespeist und Tiere gefüttert.

Sobald die Dunkelheit angebrochen ist, beginnen die Vergnügungen des Volkes. An Straßenecken stehen in rasch angesammeltem Kreise vergnügter Zuhörer Sänger oder Märchenerzähler. Schekji nennt der Marokkaner den Künstler, der sich selbst auf der Gimbri begleitet und dazu näselnden Tones die Geschichte eines tapferen Sultansohnes erzählt, der mit Riesen kämpfen und Ungeheuer töten mußte, bis er sein Bräutchen gewann — ganz wie in unseren Märchen! Freilich merken die Zuhörer so wenig wie der Erzähler selbst, daß im Eifer der Held jetzt Abd es Slam oder Achmed, dann Sadak oder Asus und zuletzt Faris genannt wird. Das sind kleine Irrtümer, über die man sich hinwegsetzt. Andächtig, offenen Mundes lauscht alles den Worten des Sängers, jede besonders schöne Wendung mit lautem „Allahhh!" begrüßend. Sowie der Alte mit seiner Erzählung fertig ist, legt er die primitive Geige weg und geht den Lohn für sein Bemühen einsammeln. Doch bis er von einem Zuschauer zum anderen gewandelt, ist die Hälfte verschwunden. Unverdrossen ergreift er das Instrument wieder und bald sammelt sein tremolierendes Organ einen neuen Kreis lauschenden Volkes. —

Unweit davon eine zweite Gruppe. Auf seinem von Sonne und Wind gebleichten Gebetsteppich sitzt ein weißbärtiger Patron, ein frommes Buch auf den Knien. Er versichert jedem, der es wissen will, „beinahe" mit dem Propheten verwandt zu sein, da sein Großvater auf einer Karawanenreise einen Mann kennen lernte, dessen Bruder längere Zeit im heiligen Mekka bei einem wirklichen Nachkommen Mohammeds gewohnt habe. Wirklich! Und seine, des Sprechers Mutter habe Fatma geheißen, wie die berühmte Tochter des Propheten. Zwar heißen von fünf weiblichen Geschöpfen im Orient zumindest drei Fatma, aber die Angaben des alten Spitzbuben

genügen im überfrommen Marokko, um den Heiligenschein und Geruch besonderer Weisheit zu schaffen. Der Wackere stottert eine kurze Sure, die er im Schweiße seines Angesichtes auswendig gelernt, worauf die Zuhörer im Chorus „a mulai Driis“ oder „a mulai Abdslam“ brüllen, je nachdem sie von der Westküste oder aus dem Osten stammen, und für dies fromme Vergnügen werfen sie dem weißhaarigen Schwindler Kupferstücke auf den Teppich, ehe sie weitergehend sich anderen Genüssen zuwenden. —

Sie wandern durch schmale, winkelige Gassen, wie sie orientalischen Ortschaften zu eigen sind. An allen Ecken spielen Knaben, die Taschen



Abb. 130. Märchenerzähler am Marktplatz zu Alksar.

voll Süßigkeiten, in den Händen bunte Papierlaternen oder billiges Feuerwerk, dessen Knattern lustig durch die Nacht schallt. Endlich ist der Marktplatz erreicht. Gleich vorne hat sich ein großer Kreis gebildet, aus dem rhythmischer Sang dringt, begleitet von sonderbarer Musik. Ein Knabe sitzt auf bloßer Erde und hämmert aus Leibeskräften mit zwei langen Nägeln auf ein Stück Eisen. Sein rechter Nachbar kratzt schweißtriefend auf europäischer Geige, deren einzige Saite Angriffen standhalten muß, denen kaum alle vier gewachsen wären. Auf der anderen Seite klopft unverdrossen ein dritter auf der Haut, die trommelgleich über eine halbe Kürbisschale gespannt ist. Vor ihnen treten zwei nur mit Jacke und bauschigen Beinkleidern ver-

sehene Männer wie verrückt von einem Fuß auf den anderen, unter unglaublichen Gliederverrenkungen vergebens bemüht, ihre Bewegungen in Einklang zu bringen mit dem immer schneller werdenden Takt der „Musik“. Dazu plärren Zuschauer den Text und klatschen in die Hände, bis die Tänzer ermüden. Dann hält die Korona einen Augenblick inne, die Musikanten tun rasch Züge aus der geliebten Sibsi, zwei andere entledigen sich der Oberkleider und während sich die früheren Tänzer schweißtriefend zu Boden lassen, beginnt der tolle Tanz von neuem. — Rifier geben sich fernab der Heimat den gewohnten Vergnügungen hin.

Unweit einer Zisterne schlugen gelahrte Männer ihren Teppich auf. Mit gekreuzten Beinen sitzen sie auf weichen Palmfasermatten, einer leiert eintönig, doch möglichst schnell eine Sure nach der anderen aus dem Koran, seine Gefährten schwatzen und schlürfen glutheißen Tee, ein Knabe kocht ihn auf tragbarer Feuerstelle, die am Brunnenrand Platz gefunden. Große Laternen schwanken über den vergnügt schwatzenden und kichernden Männern, keiner lauscht den Worten des Vorlesers. Der jedoch meldet sich alsbald heiser. Er will nicht nur lesen, was doch immerhin auch für Schriftgelehrte ein schwieriges Werk ist, sondern sich sowohl unterhalten wie auch nanagewürzten Tee trinken, dies Labsal aller gen Sonnuntergang wohnenden Gläubigen! Seufzend übernimmt sein Nachbar das Buch des Inbegriffs mohammedanischer Weisheit und leiert nun seinerseits die folgenden Kapitel herunter zu Ehren des Mannes, dessen Aussprüche darin gesammelt sind. —

Vor einem Fonduk sitzt der nie fehlende Schlangenbeschwörer mit Reptilien unschädlichster Sorte. Mehrere Schritte weiter zeigt sich ein Geigenkünstler, daneben ein Zauberer, jeder hat Lämpchen vor sich. Wohl sind ihre Darbietungen mehr als bescheiden, doch das Publikum ist es auch. Es umlagert sie in dichten Scharen, verfolgt jede Darbietung mit verständnisinnigem Grinsen und belohnt sie mit lautem Gröhlen. Der klingende Lohn aber fließt gar spärlich! —

Die ruhigen Vergnügungen werden unterbrochen durch plötzlichen Lärm. Donnernde Schläge auf eine Riesentrommel begleiten das Geheul mächtiger Umbajen und markerschütternde Töne mißhandelter Oboen. Voran fackelschwingende Reiter, welche die Menge aus dem Wege treiben, nähern sich heulende fanatische Scharen, das Heseb der Aissaua brüllend: „Subchana allah ed daïm! Preis sei Gott, dem Ewigen!“ Tanzend und springend stoßen sie den Ruf hervor, wahnwitzige Gliederverrenkungen vollführend. Andere bearbeiten sich mit Messern oder schlagen sich mit Steinen oder Eisenstücken auf die unbedeckten Köpfe. Blutüberströmt torkeln sie weiter, während einzelne von ihnen fromme Gaben einsammeln. Es sind Glieder der Aissaua und der Hammadscha, religiöser Sekten, die unter Fackelbeleuchtung

bescheidenen, harmlosen Umzug veranstalten zu Ehren der Nacht des Propheten. Doch nur an Ordensfesttagen kann man grauenerregendere Szenen schauen. —

Kaum ist die tolle Horde in der nächsten Gasse verschwunden, kommt von der anderen Seite heilloses Durcheinander: halbwüchsige Knaben schreiend und singend neben fast nackten Negern mit Fahnen, deren Farben in der Dunkelheit nicht erkennbar sind. Reihen kohlschwarzer Söhne des Südens, durchwegs herkulische Gestalten in langen weißen Farasien, sie halten sich an den Schultern gefaßt und kommen hüpfend über den Platz. Den Schluß machen mit begleitendem Volk wieder dunkelhäutige Musikanten, die mit äußerster Lungenkraft langen Rohrpfeifen entsetzliche Töne entlocken. Viel Negervolk geht im Zug — Sudanleute sind es, die den Religionsgründer auf die Weise ehren, die in ihrer Heimat weit unten am Senegal üblich ist.


Abb. 131. Tanzender Sudanneger.

Eine andere Prozession: Zuerst die unvermeidliche Jugend, gefolgt von Männern mit plumpen, umfangreichen Laternen, in denen trübselig kleine Öllämpchen flackern. Andere tragen leichte Holzgerüste, vollgesteckt mit triefenden Kerzen billigster Sorte. Ihre Begleiter mühen sich, die stets verlöschenden Lichter neu zu entzünden. Massen von Streichhölzchen benötigen die fluchenden Gläubigen, doch scheint alle Mühe vergebens, scharfer Wind bläst und vereitelt ihr Bemühen. Nun wird eine regellose Gruppe kahler Männer mit entblößtem Oberkörper sichtbar. Die Arme über der Brust gekreuzt, sprechen sie unaufhörlich die zweite Hälfte des Tauhid, des uralten Glaubenssatzes

von der Sendung Mohammeds: „. . . u mhammed er rasul allah!“ Sowie in dem Stimmengewirr der Name ausgesprochen wird, springen die Tollhäusler mit mächtigem Satz vorwärts, während der anderen Worte halten sie still. Langsam nur bewegt sich auf die Weise der Zug vorwärts, die Lichterträger vorne haben vollauf Zeit zur Sisyphusarbeit — es ist eine religiöse Sekte, die ihren Mussem hält, denn heute ist die Nacht des Propheten. —



Abb. 132. Beflaggter Gebetsturm der Moschee des Sidi Aisches, Tetuan.

Das fortwährende Halten der Schar macht begreiflich, daß sie an nächster Ecke fast überrannt werden von Teilnehmern eines anderen Zuges, der unter ähnlicher Beleuchtung laut psalmodierend die Stadt nach der anderen Seite durchzieht. An der Spitze trabt unverdrossen ein braves Eselchen, auf dem ein würdiger Greis mit langwallendem Bart thront. Er ist wirklicher Nachkomme irgendeines Heiligen, von denen die Welt des Islam, besonders der Westen, überschwemmt ist. Frommgläubige Seelen eilen herbei und haschen nach einem Kleiderzipfel des heiligen Mannes, um ihn zu küssen, alle empfangen in freigebigster Weise gleichen Segenswunsch. Das bei solchen Gelegenheiten landesübliche Gedränge macht Freund Langohr störrisch, er droht den ehrwürdigen Reiter abzuwerfen und beteilt dessen Verehrer mit nicht allzu sanften Huftritten. Bis er durch ausgiebige Prügel wieder zur Vernunft gebracht wird, ist vorne auch endlich Luft geworden und die ganze Karawane verschwindet in nächster Gasse, Gott, seinen Propheten und den eselreitenden Heiligen preisend. —

Über die Stadtmauer dringt das Knattern von Flintenschüssen. Sultansreiter halten draußen trotz der Dunkelheit ihr tolles Pulverspiel. Seit frühem Nachmittag währt es, Unmengen rauchstarken Pulvers sind schon verknallt. Auf schäumenden Gäulen jagen sie reihenweise die Bahn entlang. Bevor sie die Rosse zügeln, feuern sie mit wilden Rufen die langen Flinten ab, kaum sind sie aus der Bahn, brausen schon andere daher.

So drängt ein Bild das andere in dieser Nacht der Freude, ein malerisches Durcheinander eigenartiger Szenen. Die Flachdächer aller Häuser sind besetzt von zusehenden Frauen, in allen Gassen drängt sich frohgemut die Menge, bestaunt die bunten Bilder und freut sich des Daseins, bis um die Zeit des Fedscher der Mueddin die zitternde Stimme hören läßt und die ehrwürdige Weisheit von Gottes Einheit kündet. Da erklingen überall Freudenrufe, Frauen auf den Dächern beginnen zu trillern, statt der Gewehrsalven ertönen Kanonenschüsse, Familienväter eilen in die nächste Dschama — denn es ist die Stunde, die Gottes Gesandten gebracht! Inzwischen leeren sich langsam Straßen und Plätze, die Menge verliert sich, um den mannigfachen Geschäften des kommenden Tages nachzugehen — oder zu schlafen.

Die Nacht des Propheten ist zu Ende.



Abb. 133. Alter maurischer Kalender.



Abb. 134. Der Pascha reitet zum Gebet, Mogador.

23. Am Ait el Kebir.

Vom Pilgerzug des Islam. — Sechs Millionen Hammel jährlich. — Festzug zur Msalla. — Die Würdenträger. — Gemeinsames Gebet. — Predigt. — Opfer des Pascha. — Toller Ritt zum Dar el Machsen. — Allgemeine Schlächterei für Sidna Smael. — Die Hedschia zu Fes. — In der Provinz. — Öffentliche Abfütterung. — Volksbelustigungen.

Nicht umsonst heißt er Ait el Kebir, Großer Tag! Der Zehnte im ersten Monat des mohammedanischen Jahres ist wirklich der größte Feiertag des Islam. An diesem Tage, dem Kurban bairam der Türken, hören am vielheiligen Berg Arafat bei Mekka Tausende und Abertausende frommer Rechtgläubiger die Chutba, die große Predigt, welche als letzte der unzähligen Zeremonien des Haddsch den ersehnten Ehrentitel „Pilger" verleiht. Wer die Worte des Großscherif von Mekka am Berg Arafat nicht gehört, darf sich des ehrenden Beinamens Hadsch nicht bedienen, möge er noch so oft die heiligen Stätten geschaut haben. Wenn der Chatib seine Predigt beendet, fallen ungezählte, unzählbare Hammel unter geübtem Schnitt der Metzger, das ganze Wadi Mena ist überschwemmt mit Blut. Von dort sandte früher das Schreckgespenst der Cholera tod-

bringenden Hauch nach den Christenländern. Wohl hat die türkische Regierung bei Dschebbel Tur an der Westküste Sinais, bei Jambo el Bahr, Medinas Hafenstadt, und anderen Stätten großartige Quarantänestationen geschaffen, aber nur Pilgern aus türkischen Gebieten des Islam kommen sie zugute. Die übrige, gegen 220 Millionen Bekenner zählende Welt des Islam kennt solche Einrichtungen noch nicht und doch werden an diesem Tage rund 6 Millionen Hammel und große Scharen anderer Tiere von den Anhängern des Propheten geschlachtet. Nimmt man fünf bis sechs Personen auf eine Familie und bedenkt, daß der ärmste Familienvater einen Hammel, wohlhabendere deren drei und vier schlachten, so ist diese Summe eher zu nieder als zu hoch gegriffen. Dabei sind aber die armen Negerstämme im Innern Afrikas, die Bilderstürmer des Nedschd und andere gar nicht in Betracht gezogen, ebensowenig, daß Moslemin mit besonders bedrücktem Gewissen auch Maultiere oder Kamele opfern. — Nie ist Fleisch so billig wie in den Tagen nach dem Ait el Kebir!

In Marokko, der westlichsten Hochburg des starrsten Islam, sind die Zeremonien dieses Tages besonders feierlich. Der höchste Würdenträger jeder Stadt, in Fes der Sultan selbst, hört an der außerhalb der Ortschaft erbauten Msalla mit all seinem Gefolge die Predigt des vornehmsten der anwesenden Imame. Hörnerklang und Musik verkünden, daß der Pascha aus der Kasba zieht, um sich zum Gebet zu begeben. Vor ihm reiten Muhasnia, malerische Gestalten auf herrlichen Pferden mit blutroten Sätteln, lange Gewehre trutzig auf die Schenkel gestemmt. Hinter dem Pascha, dessen reichgezäumtes Tier dunkelhäutige Sklaven führen, reiten in farbenfrohem Durcheinander zahlreiche Würdenträger: der Oberste der Schutzreiter, dessen silberbeschlagenes Gewehr als Zeichen seiner Würde quer über dem Sattel liegt; der Kaid ul Meschuar, dessen Aufgabe es ist, Ordnung im Regierungsgebäude aufrechtzuhalten; der dicke Oberste der Haremswächter — eine gar wichtige Persönlichkeit, die man im Türkenreich sogar „Gebieter im Haus der Glückseligkeit" nennt —; dann der Schwertträger, der Aufseher in den Stallungen, der vornehmste unter den Köchen, der Scheik ul Mokaddem (Oberst der Aufseher einzelner Stadtviertel); der Vorsteher der Tolba (Studenten) und der Almosenverteiler und all die anderen wichtigen Persönlichkeiten einer orientalischen Stadt. Hinter diesen kommen die „Muallim esch Schkara", d. h. „Leute von der Satteltasche", welche dem vielgeplagten Pascha bei Regierungsgeschäften helfen, und die „Leute vom Dolch", „Muallim el Kumia" genannt, deren Aufgabe das in Marokko meist sehr gemütliche Kriegerhandwerk ist. Dann Addule und Fukaha und Kadis in blendend weißen Gewändern und zuletzt die große Schar der Zuseher, Städter und Leute der Berge oder des Flachlandes, die zur Stadt

gekommen sind, um das Fest zu feiern. So schreitet der malerische Zug durch enge Gassen zum Stadttor hinaus, zur Msalla. Der Weg dorthin ist eingesäumt von der tiefverschleierten weiblichen Bevölkerung der Ortschaft, welche vollzählig erschien, um die Ankommenden mit trillerndem Freudengeschrei zu begrüßen. Abseits davon führen halbwüchsige Knaben Wettrennen auf. Abgerackerte Maultiere, die sonst Karawanenstraßen bevölkern, und schäbige Eselchen, die an gewöhnlichen Tagen Wasser oder Holzkohlen schleppen müssen, dienen den Bengels als Rosinanten, und fröhliches Lachen klingt laut dem Zug entgegen.



Abb. 135. Hammelmarkt vor dem Ait, Kasablanka.

Endlich erscheint das Stadtoberhaupt. Ehrfurchtsvoll weicht alles zurück, voranreitende Soldaten lenken nach der weißgetünchten Gebetmauer. Vornehme Gläubige, die teils zu Fuß, teils auf verschiedenen Reittieren herbeieilen, stellen sich in Reih und Glied auf Matten und vollführen alsbald gemeinsam die althergebrachten Gebetsübungen, die der Vorsteher der Großen Moschee vormacht. Dann hocken sie nieder und lauschen den Worten des Fkih, der, auf niederem gemauertem Mimbar stehend, die Predigt hält. Sowie die Schlußworte verklungen sind, schneidet der Pascha, mit der linken vorsichtig den weißen Haik zusammenraffend, dem bereitgehaltenen Hammel die Kehle durch, wobei Vornehme seiner Umgebung behilflich sein. Drei Metzger auf feurigen Maultieren erwarten diesen Moment:

12*

kaum richtet der Pascha nach getanem Werk sich auf, erdröhnen, durch Tücherwinken signalisiert, Kanonenschüsse von der Kasba. Der mittlere der berittenen Metzger reißt den zuckenden Hammel zu sich empor und in gestrecktem Galopp jagen alle drei zurück zum Wohnhaus des Sultansvertreters. Berittene Soldaten sprengen vor ihnen: „Balek a radschil, balek an nas!“ ertönt es ununterbrochen, „Achtung, o Männer, Vorsicht, ihr Leute!“ In wilder Flucht rettet sich am ganzen Weg zum Dar el Machsen alles in die nächste Seitengasse, um nicht überritten zu werden und den Männern freie Bahn zu schaffen. Denn nur, wenn der Hammel, dessen Schlagadern zwar durchschnitten, die aber vom Reiter bis zur Ankunft krampfhaft zusammengehalten werden, noch lebend ankommt, ist ein glückliches Jahr zu erwarten. Oft werden bei diesem tollen Jagdritt Leute niedergeritten, doch „lieber jemand tot als ein unglückliches Jahr!“ versicherte mir in Fes ein ehrwürdiger Maure, als 1906 am Bab Machruk ein Wasserträger und in den Straßen zwei Kinder überritten worden waren. Sowie der erste Schuß erdröhnt, fallen Hunderte lang vorher schon gehegter Hammel, alle Häuser, alle Straßen sind überschwemmt mit Blut. Überall versieht der Familienvater eigenhändig das Amt des Opferpriesters, in Erinnerung des Stammvaters Abraham, der an diesem Tage seinen Sohn Smael[1] opfern wollte.

Die allgemeine Schlächterei findet stets um die Zeit des Duhor statt. Ist sie vorbei, kehren die Männer der Regierung heim und lassen sich zu feierlichem Schmaus nieder. Nicht aber in Fes, wo der Herrscher selbst die Opferung vornimmt.

Der Sultan muß an diesem Tage auch die Hedschia vornehmen, den Empfang der Geschenke solcher Stämme, die seine Oberhoheit anerkennen. Ebenso senden die Zünfte Abordnungen mit Gewehren, Ledertaschen, Teppichen und sonstigen Erzeugnissen ihrer Kunstfertigkeit. Umgeben von pomphaftem Gefolg, empfängt er die einzelnen Abordnungen nacheinander. Jede Gesandtschaft verbeugt sich tief mit den Worten: „allah jbarak aomr es sidna! Gott segne das Leben unseres Herrn!“ Sie bringen Säckchen mit harten Talern, oder fremde Goldstücke, oder Naturalien, wie Säcke mit Getreide, schöne Pferde, Früchte usw. Mit leichter Handbewegung dankt der Herrscher und erteilt in seiner Eigenschaft als Religionshaupt den Segen. Sind die Gruppen alle abgetan, bilden sie im Verein mit sämtlichen Anwesenden Spalier, der Herrscher reitet hindurch und in seine Kasba, die Zeremonie ist beendet.

An diesem feierlichen Tage kleidet der Machsen die Truppen neu ein, Freunde und Verwandte machen sich Geschenke, alle Rechtgläu-

[1] Nach mohammedanischer Überlieferung wollte Abraham nicht Isaak, sondern den älteren Ismael opfern.

bigen halten während dieses und der beiden folgenden Tage ihre Geschäfte geschlossen und gehen spazieren in neuen Kleidern und Pantoffeln, was an gewöhnlichen Feiertagen, oder am Freitag (dem mohammedanischen Sonntag) nie zu geschehen pflegt. Überall werden lukullische Genüsse in Hülle und Fülle vorbereitet. Im Dar el Machsen jeder Stadt empfängt der Kaid oder Pascha Abgesandte umliegender Stämme — nur der umliegenden, nicht sämtlicher, wie der Sultan in Fes — nimmt deren Geschenke oder Tribute in Naturalien entgegen und verteilt ebensolche an diese und an seine Günstlinge. Die offizielle Feier wird beschlossen durch ein reichliches Gastmahl, zu dem jeder Kaid in weiter Nachbarschaft wie auch Vornehme der Stadt und Fremde eingeladen sind. Da verschwinden unheimliche Mengen Kuskussu mit überfettem Hammelfleisch in dem Rachen schmatzender weißgekleideter Gestalten, die auf weichen Matten und bunten Teppichen um kleine Tischchen kauern und die Freigebigkeit des Gastgebers preisen. Immer neue Riesenplatten werden aufgetragen, übermäßig gewürzte Gerichte, zubereitet mit Ssemen, das ist ranzige Butter, die nur jener Europäer hinunterzuwürgen imstande ist, der selbst schon halber Orientale geworden. Dann kommen verdächtig riechende Süßigkeiten, von hübschen Sklavinnen auf großen Messingtellern gebracht, schließlich pfefferminzduftender Tee, der den gemarterten Magen wieder ins Gleichgewicht bringen soll. Endlich ertönt vom benachbarten Minaree der Ruf zum Aschr, zum Mittagsgebet, und alles eilt in die gegenüberliegende Dschama, denn Beten ist frommer Moslemin erste Pflicht.

Wenn das Korps der Schutzreiter über genügend Kleingeld verfügt oder ein braver Gläubiger die nötige Anzahl harter Duros spendet, wird auch das Lab el Barud geritten, das tolle Reiterspiel des Marokkaners. Freilich ist dies meist nur in Fes und Tanger der Fall. Doch am Marktplatz jeder Stadt sammeln sich nach dem Mittagsgebet Gaukelspieler aller Art, Sänger, Schlangenbeschwörer, Tänzer und Märchenerzähler, deren Aufgabe es ist, das Volk zu beschäftigen. Die frohe Menge wogt bunt durcheinander, bis die Dämmerung eintritt und zu neuem Schmaus ruft. Die einfachen Volksbelustigungen werden meist auf Kosten der Regierung veranstaltet, d. h., die „Künstler" holen sich vom Pascha ein kleines Geschenk und zeigen sich dafür an den drei Festtagen vor dem Volke. Wenn diese vorbei sind, freut sich der genügsame Marokkaner schon auf das Aschura, das Frühlingsfest, das zwei Monate später gefeiert wird.



Abb. 136.

24. Wochenmarkt im Atlas.

Basare und Märkte des Orients. — Marokkanische Suak. — Allerlei Besucher. — Kämpfende Neger. — Malerische Typen. — Militärischer Nebenverdienst. — Regierungsaddul. — Steuerschraube. — Recht, Gesetz und Justiz. — Bunte Bilder. — „Barmherzigkeit!" — Ein Sudansprößling. — Heilige. — Heimkehrende Gruppen. — Abendidyll.

Reich an farbenfrohen Bildern ist der Orient, am buntesten dort, wohin rastlose Abendländer und europäische Überkultur noch nicht gedrungen. Mit Spaziergängen in Basaren und auf Märkten zugebrachte Stunden sind wohl die genußreichsten, die Europäer in der Welt des Islam verlebten. Wer hätte den Orient gesehen und nicht gern geweilt in dem unaufhörlich flutenden Gewühl der Rassen und Typen, die sich in Basaren von Tunis und Damaskus, auf der Murrada von Omderman Stelldichein geben? Wieviel mehr bietet sich erst dem Landeskundigen, dem Kenntnis von Sprache und Sitten die Wege dorthin ebnen, wo Mangel an Sicherheit und gebräuchlichen Verkehrsmitteln selbst unternehmungslustigen Globetrottern mit vollen Börsen unerbittlich Halt entgegenrufen! Und doch zeigt sich erst dort des Mohammedaners ungekünsteltes Gebaren. In Marokko, dem islamitischen Westen, wo wenig Städte nur jene schattigen gedeckten Hallen weisen, die der Morgenländer eben „Basare" nennt, hier ist es der „Suk", der Wochenmarkt, der in malerischer Buntheit stets gleiche Anziehungskraft auch auf Vielgereiste ausübt. Wer das Scherifat Marokko sehen will, das Land der Widersprüche, das unberührteste des Islam, der besuche Wochenmärkte im Landesinnern. Dort zeigt sich noch das bunte tolle Getriebe, dessen die Lande

mit Mohammeds gewaltiger Lehre fähig sind. Der Markttag ist im ganzen Atlas geradezu getreuer Spiegel jenes Striches, in dem er stattfindet. Der Suk zeigt den Marokkaner, wie er lacht — und weint!

In jeder Stadt des Sultanats wird an ein bis zwei Tagen der Woche auf offenem Platze Markt gehalten. In den Bergen und an der flachen Küste benützen umliegende Stämme eine Flußniederung oder sonst geschützte Orte, um allwöchentlich zusammenzukommen und ihre Erzeugnisse auszutauschen. Sie bringen Hühner, Eier, Gemüse, Holzkohlen, Geschirre aus gebranntem Ton, leichte Taschen und Seile aus Palmettogeflecht, treiben Ziegen, Rinder und Pferde zum Verkauf, um Stoffe heimzunehmen oder Schmuck für Frauen und Töchter, vor allem aber Schießpulver, dessen der streitlustige kampffrohe Atlasbewohner nicht wenig benötigt. Diese Märkte werden je nach dem Tage, an dem sie abgehalten werden, Suk el Chmis, Suk el Arba genannt, d. h. Donnerstagmarkt, Mittwochmarkt usw.

Ein Besuch der Suak lohnt selbst an der Küste, wieviel mehr im Innern! Am langgestreckten Marktplatz herrscht an gewöhnlichen Tagen schon lebhaftes Treiben von Menschen und Tieren, das tolle Durcheinander des Wochenmarktes aber spottet jeder Beschreibung; es würdig zu schildern, sind Worte zu schwach. Tags vorher schon kommen von allen Seiten Landbewohner aus weiter Umgebung. Sie treiben Schafe und Ziegen herbei, bringen Eier, Wolle, Häute auf kleinen flinken Eselchen. Manchmal knietief im Schlamm watend, bei schönem Wetter vor Staub erstickend auf grundlosen ausgetretenen Geleisen, die man in Marokko hochtönend als Straßen bezeichnet. Besonders das Überschreiten der zahlreichen Gewässer kostet stets harte Arbeit mit widerspenstigen Tieren und widrigen Elementen. Viele Dorfleute nächtigen unter einfachen, schnell aufgestellten Zelten, andere sprechen die Gastfreundschaft bekannter Städter an oder benützen mit zwei- und vierbeinigen Gefährten einen Fonduk. Die meisten kauern in windgeschützten Ecken, wickeln sich in Haik und einen alten Sack und bleiben unter freiem Himmel.

Bei Tagesanbruch ist rasch alles auf den Beinen, bereits in ersten Morgenstunden erreicht das Marktgetriebe den Höhepunkt. Zwischen primitiven Hütten aus Laub oder Schilfgeflecht und noch einfacheren, aus Sackleinen hergestellten Zelten stehen an lange Seile gepflöckt Pferde mit hohen Sätteln, Maultiere und kleine Kaidar mit Packtaschen, besonders viele Grauschimmel, alle knabbern gemächlich am vorgeworfenen Futter. Hier sitzt, bedächtig die Sibsi füllend, ein breitschulteriger Bergberber, vor ihm liegt in primitive Körbchen gefüllte Holzkohle, die er in den Eichenwäldern der Maßmuda oder von Korkstämmen des Mamurawaldes gebrannt. Daneben stehen steinsalzbeladene Esel. Ihren Besitzern fällt es nicht ein, die Tiere von den schweren

Lasten zu befreien. Selbst in deren Schatten liegend, läßt er sie ruhig mit der schweren Last am zerschundenen Rücken im Sonnenbrand. Etwas weiter weilen Fleischer, an ihren wackeligen Holzgerüsten baumeln trübselig blutige Reste dürrer Ziegen. Unweit davon sind die Häute aufgeschichtet, mit deren Verkauf sich wieder andere befassen. Über einem löcherigen Bretterdach flattert eine rote Fahne: dort haust ein braver Tabib, ein Arzt und wartet auf Patienten. Etwa nötig werdende Medikamente sind vor ihm ausgebreitet in alten Pomadeschachteln und verbogenen Sardinenbüchsen, der Patient darf sich davon aussuchen, was ihm behagt. Allah helfe, auf daß die Weisheit des Alten nicht mehr Unheil anrichte wie die unterschiedlichen Arzneien, die er in Form zerstoßener Schlangenhäute, gekochter Froschschenkel, abgewaschener Koransprüche und viel anderer nützlicher Sachen verkauft! Zwischen den verfänglichen Mittelchen modernster Wissenschaft ruhen einträchtig eine umfangreiche Holzsäge und ein rostiges Rasiermesser. Der gute Mann ist nämlich auch Chirurgus — aber nur an Markttagen. Im gewöhnlichen Leben ist er biederer Pantoffelhändler.



Abb. 137. Basargasse zu Fes.

Vor einer der zahlreichen Teebuden liegen sich zwei krausköpfige Neger in den Haaren. Der Teewirt hat sie aus seiner luftigen Halle hinausgeworfen, nun balgen sie sich zum nicht geringen Gaudium ihrer dunkelhäutigen Freunde im Straßenkot weiter. Die Kleider rissen sie sich gegenseitig längst schon vom Leib, nun kratzen und beißen und dreschen sie aufeinander los mit lobenswerter Ausdauer und Hartnäckigkeit.

Auf wohlgenährtem Maultier kommt ein ebenso dicker Würdenträger des Weges. Zwei Muhasnia bahnen ihm den Weg durch die Menge mit ausgiebigen Knüppelhieben. Hinter diesen zwängt sich ein Trupp Soldaten durch das Gewühl, alle zerlumpt und barfuß, aber sonst ganz zutrauliche Burschen. Dazwischen Mauren in schneeweißem Selham, stämmige Berberleute in kurzer Dschelabba aus unverwüstlichem braunem Stoff mit endlos langer Flinte, und in dunkler Tracht winden sich die dortzulande so verachteten Juden durch, die unternehmendsten Geschäftsleute des morschen Marokko. Am Suk fühlen sie sich zu Haus, da winken verschiedenste Geschäfte.

Am oberen Ende des Marktplatzes tönt lauter Klimbim. Ein Asker, kenntlich an roter Schischia, betreibt dort ein kleines Nebengeschäft. Er muß wohl, denn der Sultan — möge er hundert gesunde Jahre leben — bleibt die täglichen 5 Groschen pünktlich schuldig. Essen will er aber doch und seine geliebte Fatma gleichfalls. So schmettert er denn ein kurzes, aber möglichst zweideutiges Liedchen in die heiße Luft, zwei gleichfalls mit wenig Glücksgütern gesegnete Waffenbrüder begleiten den Refrain mit Trommelschlägen. Wenn das Kleeblatt etliche Strophen abgeleiert hat, geht einer absammeln, die



Abb. 158. Marktbesucher durchschreiten eine Furt.

beiden anderen bemühen sich, Zuhörer an Kleiderzipfeln festzuhalten. Denn die kneifen, sobald sich der Künstler mit seinem Topf nähert.

Unweit von dieser Gruppe kauert auf staubiger Schilfmatte ein weißbärtiger Maure. Das Tintenfäßchen und ein Päckchen steinbeschwerten beschriebenen Papieres deutet an, daß er Addul ist, Notar. Denn an Markttagen gibt es viel Grenzstreitigkeiten und Verkäufe zu ordnen, letztere haben laut dem Schrah nur dann Gültigkeit, wenn sie vor zwölf Zeugen vor einem Regierungsaddul abgeschlossen wurden. Unter dem überhängenden Mauerstück einer Hausruine hat ein Vertreter des Kaid Platz genommen. Umgeben von Schreibern, Soldaten und anderen Leuchten hoher Staatsgewalt nimmt er die Steuern der Dorfältesten seines Amalats entgegen, die eisenbeschlagene

Kiste steht hinter ihm. Dahinein wirft der Sekretär die Münzen durch einen schmalen Spalt, argwöhnisch beobachtet vom Kalifa, damit nichts zwischen den Fingern hängenbleibe. Man kann nie wissen! Schließlich will der Steuereinnehmer doch auch selbst ein rundes Sümmchen in Sicherheit bringen, ehe er die schwere Kiste mit treuherzigster Miene dem Statthalter aushändigt.

Dieser selbst thront inzwischen im Meschuar, im Empfangsraum, und spricht strenge Recht und Gesetz nach dem Willen Sidnas und den Worten des Propheten. Freilich kennt man Mittel und Wege, um das hohe Gericht zu beeinflussen. „Und wer sein Pferd am besten füttert, reitet am schnellsten", sagt ein Sprichwort im Atlas. Wo wäre auch der Morgenländer, der blinkenden Beweisen unzugänglich ist? Doch es gibt auch ehrliche Männer, und immer ist es interessant, den oft wirklich salomonischen Entscheidungen Provinzgewaltiger zu lauschen. Gleich an Ort und Stelle wird Justiz geübt. Ist ein Missetäter zu einer Tracht Prügel verurteilt, packen ihn zwei Soldaten, zwei andere schlagen so lange auf den zur Erde Geworfenen los, als für nötig und nützlich gefunden wird. Dann läßt man ihn entweder laufen oder sperrt ihn in die Kasba. Seine Verwandten mögen zusehen, wie sie ihn wieder herauskriegen. Das Verfahren ist einfach und schafft keine Aktenstöße.



Abb. 139. Brotverkäuferin.

Doch zurück zum Marktplatz. Vor einem Fonduk kauern gebräunte Männer aus der Umgebung. Die Leutchen benötigen Pulver, und da die gemeinschaftliche Kassa nicht genügend zu enthalten scheint, beschließen sie schweren Herzens, noch eine Ziege vom Gemeingut des Dorfes zu verkaufen. Natürlich wird der folgenschwere Entschluß nicht gefaßt, ohne sich in der nächsten Bude mit pfefferminzduftendem Tee zu stärken. — An der Mauer sitzt ein altes Weib und verkauft Brot. Schade, daß der zerrissene Schleier das Gesicht der würdigen Dame nur halb verhüllt, sie wäre das wünschenswerteste Modell einer Macbeth. Ihr gegenüber kauert ein wackerer Pantoffelflicker. Seine Kundschaft sitzt daneben im Staub und wartet geduldig, bis der Künstler den hoffnungslos unförmigen Lederstücken wieder annähernd die Form von Sobat gegeben hat. — Auf einer Seite ist Eselmarkt, prüfend betasten Kauflustige die langohrigen ausdauernden Geschöpfe, die als billigste unter den Vierfüßlern im wegearmen Atlasgebiet eine

große Rolle spielen. Auf der anderen Seite werden Pferde und Maultiere verkauft. Auf gezäumten, aber sattellosen Tieren reiten die Besitzer auf und ab, laut den Preis rufend; wem es gefällt, der bietet einen Rial mehr und wartet, ob kein anderer Anwärter ihn überbietet. In diesem Land der Pferde entspinnt sich oft hitziger Kampf zwischen zweien, denen das gleiche Tier gefällt. Der Verkäufer lacht sich dann ins Fäustchen.

Erschreckend groß auf jedem Suk ist die Anzahl der Bettler. Viele sind blind, anderen fehlt ein Arm, diesem ein Fuß, jenen sind Nase und Ohren abgeschnitten, wieder anderen beide Hände — durchwegs Zeugen barbarischer Justiz eines barbarischen Landes. Jeder bittet im Namen irgendeines Heiligen um Almosen, manche suchen die hartherzigen Glaubensbrüder durch den Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit zu rühren. „A min ja dini sadakr allah?" (Wer gibt mir etwas, das Gott ihm zurückgeben wird?) rufen sie mit zitternder Stimme. „Armut ist keine Schande!" sagte der Prophet, durch freiwillige Armut sind viele zu Fanatikern geworden. Dieser schimpft wütend auf die Missetaten der Menschheit, jener auf Gottes Ebenbilder selbst, weil sie ihn hungern lassen. Wieder ein anderer brüllt ohne Unterlaß die 99 schönen Beinamen Allahs in die sonndurchglühte Luft, jedesmal den kahlrasierten Schädel bis zur Erde neigend, und neben ihm schmettert ein besonders glaubenseifriger Bettler alle Flüche, welche die Sprache des Koran aufzuweisen hat, auf all jene,



Abb. 140. Ziegenmarkt zu Araisch.

die sich im Umkreise vieler Kilometer unterfangen sollten, an Gottes Einheit und der Sendung Mohammeds zu zweifeln. Er hat eine getrocknete Kürbisschale, sein Nachbar einen alten Blechtopf, der dritte eine löcherige Schüssel vor sich, in die vorüberziehende Gläubige Almosen werfen — sollen. In Wirklichkeit fließen die Gaben nur spärlich, und Hunger tut doch so weh!


Abb. 141. Blinde Bettler zu Tetuan; einer hält sich fest am Rücken des andern.

Es gibt aber auch spekulativere Köpfe in der marokkanischen Bettlerzunft. Ein alter Sudaner, dessen weißer Bart sich sonderbar ausnimmt um das schwarzglänzende Gesicht, stelzt zwischen den am Boden kauernden Verkäufern umher. Wo jemand etwas feilhält, das der Schwarze brauchen zu können vermeint, heult letzterer einen frommen Wunsch und tutet sodann mit einer Umbaja, einem Büffelhorn, dem armen Händler so lange in die Ohren, bis der sich mit Trauben und Kaktusfeigen von dem Quälgeist loskauft. Und

damit beginnt der schlaue Neger morgen ein Konkurrenzunternehmen.

Nun kommt ein „Heiliger" angerückt. An beiden Enden eines langen Stockes hat er je eine rostige Lanzenspitze befestigt und an diesem unwiderstehlichen Mordinstrument die schmutzigen Reste eines vor langer Zeit rot gewesenen Haik gebunden. Laut fordert der gottgeliebte Mann überall seinen Anteil, und trotzdem jeder einzelne weiß, daß der Kerl nur ein unverschämter Schwindler ist, gibt man gehorsam, was er verlangt. Ein anderer dieses Gelichters läßt sich eine wehende grüne Fahne vorantragen. Wie die Farbe anzeigt, behauptet er, in direkter Linie vom Propheten abzustammen. Auf vornehme



Abb. 142. Die große Sukgasse zu Mogador.

Abkunft pochend, schröpft er arme Rechtgläubige im Namen Allahs, des Allgerechten, und als dessen frommer Diener trinkt er sich einen ganz ungläubigen Rausch an, sobald er genügend zusammengebettelt hat. Gesegnetes Marokko! — Dazwischen drängt und stößt sich die Menge, werden Käufe und Verkäufe abgeschlossen, wogen im grellen Sonnenlichte die farbenfrohen Bilder durcheinander, gleich jenen der Schehrasade, dem von Europäern unberührten Gebiete reinsten Islams mit seinen noch in Kinderschuhen steckenden Bewohnern.

Das bunte Getriebe währt bis in die Nachmittagsstunden, dunkel wird es, bis die Letzten abziehen. Die aus Dörfern der Umgebung gekommenen Berber durchwandern noch die engen Gassen, um bescheidene Einkäufe zu besorgen, dann beladet jeder sein Eselchen und wandert den heimatlichen Hütten zu. Mit ihm die frühgealterte Ge=

fährtin, einen Säugling an der Brust, ein wenig älteres Kind im Tuch am Rücken, doch so, daß dessen Kopf unter ihrer Achsel hervorsieht und die Beinchen hoch in die Luft ragen. Einen größeren Rangen führt sie an der Hand, und da nach des Tages Anstrengungen sie sich kaum mehr weiterschleppen kann, hält sie sich am Schweif des Tieres fest. — Kleinhändler packen ebenfalls ihre gebliebenen Waren auf verschiedene Vierfüßler, obenauf kommt das leichte Gerippe der Hütte, das, mattenbedeckt, tagsüber Schutz gegen die afrikanische Sonne bietet, dann wird das Ganze mit der höchsteigenen Person des Besitzers beschwert, und mit beiden Beinen lustig strampelnd steuern sie die unverdrossenen Tiere heim.



Abb. 143. Markthütten, Marrakesch.

So zerstreuen sich die Leute, wie sie gekommen. Sobald die im Süden so kurze Nacht über die Flur sinkt, ist der soeben noch überfüllt gewesene Platz geleert. Selten nur huschen einsame Fußgänger vorbei mit flackernden Lichtern in Händen, im fahlen Schein des Mondes. Bei jedem dritten Schritt stolpern sie über Schläfer, die, in den Burnus gewickelt, auf alten Matten ruhig an den Wänden schlummern. Berge von Abfällen sind zurückgeblieben, zwischen denen zahlreiche Straßenhunde wütend um leckere Bissen streiten. Aus nebelhafter Ferne tönt schauriges Lachen gefleckter Hyänen, die in der Umgebung den Kadaver eines gefallenen Tieres zerreißen — und der stille Mond breitet weißes Licht über diese Landschaft der Ruhe, kaum matte Schatten dorthin werfend, wo vor wenigen Stunden eine der pulsierendsten Adern des morschen Marokko geschlagen unter glühender Sonne — ein Wochenmarkt.



Abb. 144. Der Marktplatz zu Saffi.

25. Wie der Atlasbewohner raucht und trinkt.

Kaffeebuden im Orient. — Das Getränk marokkanischer Gastfreundschaft. — Fliegende Wohltäter der Menschheit. — Wie Tee bereitet wird. — Der Europäer im Atlas. — Gastliche Stätten. — Teebuden von Tanger und Fes. — Gäste im Landesinnern. — Hanf und Haschisch. — Die Haschaschin des Libanon. — Folgen des Kifrauchens. — „Gottbegnadete".

Wer je im Orient abseits großer Heerstraßen gewandert, hat die türkischen Kaffeebuden trotz rührend primitiver Einrichtung bald schätzen und lieben gelernt. Wer je nach vielstündigem Ritt über sonnverbrannte Ebenen oder durch glutheiße Steinlabyrinthe jene schattigen Lauben betrat, die der Orientale aller Rassen und Regionen allüberall aufschlägt, sich dort an gekühltem Wasser und duftendem braunem Kaffee gelabt, der singt bald das Hohelied des heißen Göttertrankes in allen Tonarten. Ohne Tabak und Kaffee ist dem Morgenländer weder ein Geschäft denkbar, noch der „Kef", das weltentrückte tatlose Hinbrüten, das Arabern und Türken, Kurden, Persern und allen anderen Anhängern des Propheten angenehmster Zeitvertreib ist. Und was im Osten der Kaffee, das ist im mohammedanischen Westen der

pfefferminzgewürzte Tee. Atlasbewohner trinken sicher ebensoviel davon wie Inder und Chinesen.

Wohl wird auf französischen und deutschen Dampfern noch brasilianischer Kaffee eingeführt. Auch ist er schon seit Ende des 16. Jahrhunderts in Marokko bekannt, aber mehr und mehr tritt billiger Tee an seine Stelle. Er ist das Zeichen der Gastfreundschaft. Je drei Gläschen muß der Hausherr anbieten, und wenn zehn Besucher hintereinander kommen, und je drei Gläschen muß der Fremde trinken, und wenn er noch so viele Besuche macht! In jedem Hause ganz Marokkos steht jederzeit die große wassergefüllte Kupferkanne auf der Holzkohlenglut, um dies unentbehrliche Getränk jederzeit bereiten zu können.

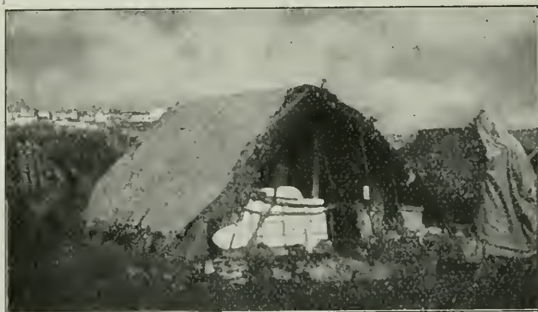


Abb. 145. Teesieder unter fliegendem Zelt aus alten Mehlsäcken, Kasablanka.

Allüberall findet der Teewirt dankbares Publikum. An Ecken der Stadtmauern, unter knorrigen Ästen breitkroniger Feigenbäume, unter primitiven, rasch aufgeschlagenen Zelten, auf jedem Wochenmarkt, an den Toren der Funadik, kurz, überall ist der Teewirt zu finden. Selbst auf der Karawanenstraße, wo kleine Gurabi aus Schilf oder Stroh, oder überhängenden Mauertrümmern halb- oder ganz verfallener Gebäude genügen, um der zahlungsfähigen Mitmenschheit im Scherifat den stets willkommenen Genuß eines Gläschens goldenen Labsals zu schaffen. Zwei Kännchen zum Erhitzen des Wassers, einige schadhafte Gläser, an deren Stelle mitunter Kürbisschalen oder Tontöpfe treten, ferner etwas Vorrat an Zucker und grünem, reichlich mit Weidenblättern gemischtem Tee — und fertig ist das Kaffeehaus! In Felsenhöhlen, an Straßenecken, mitten im Marktgewühl und Gott weiß, wo sonst noch, überall findet man solch fliegende Wohltäter, deren süßes Gebräu die Herzen der Gläubigen erfrischt und schließlich auch der Ungläubigen, die Abenteurerlust, Jagdeifer oder Geschäfte nach Marrokos Gefilden treibt.

Wer es nie gesehen, kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, mit welch liebevoller Aufmerksamkeit dieses Nationalgetränk bereitet wird: Sind willkommene Gäste in einem Maurenhaushalt eingekehrt, so setzen sich alle nach Beendigung der langatmigen Begrüßungen in die Runde und harren der kommenden Dinge. Ein Diener — bei vornehmem Besuch auch ein Sohn des Hauses — bringt auf

gelber Messingplatte die nötigen Gegenstände. Mit diesen „Senia" wird oft großer Luxus getrieben. Künstlerische Ziselierung schmückt den Boden und den 20—25 Millimeter hohen Rand, schöne Arabesken, selbst fromme Sprüche sind eingegraben oder mit Silber eingelegt. Je kostbarer die Platte, desto geehrter fühlt sich der Gast. In reichen Andalosfamilien, bei wohlhabenden Würdenträgern oder Stammführern ist sie aus getriebenem Silber, ebenso Kanne, Zuckerdose und Teebehälter. Der Hausherr wirft die nötige Menge Tee in die Kanne, gießt zuerst etwas heißes Wasser darüber, um das billige Kraut von Schmutz und Staub zu reinigen, dann erst kommt das entsprechende Stück Zucker hinein und siedend heißes Wasser. Bei diesen Vorgängen wird der Gastgeber von den Besuchern aufmerksam beobachtet, und während auf das Aufquillen des Tees gewartet wird, entspinnen sich lebhafte Gespräche, während welcher berühmte Teekochkünstler des Landes erwähnt werden, denn es ist eine sorgsam gepflegte Wissenschaft. Solche dagegen, die sich geizig zeigen im Spenden des geliebten Trankes, werden gebührend verachtet. Inzwischen tut der Hausherr noch einige Stämmchen „Nana" hinein, etwas grüne Pfefferminz, und gießt von der hellgelben Flüssigkeit in ein kleines Gläschen, um prüfend dessen goldgelbe Farbe zu betrachten und andächtig schlürfend den Geschmack zu erproben. Ist der Tee noch zu licht, schüttet er die Probe zurück und widmet sich neuerdings dem Gespräch. Nach einigen Minuten wiederholt er dieses Verfahren, und nun bekommen auch die erwartungsvoll Harrenden zu kosten. Die finden das Getränk regelmäßig zu wenig gesüßt, was der Hausherr ebenso regelmäßig bestreitet — denn Zucker ist teuer! Haben sich die Stimmen endlich geeinigt, schenkt er die winzigen Kisan voll und läßt sie durch einen Diener oder eine junge Sklavin den Anwesenden der Reihe nach anbieten. Bald sind die kleinen Gefäße geleert, es folgt eine zweite, dann die dritte Runde. Denn drei ist die Zahl der Gastfreundschaft, wer weniger gibt, kommt bald in übeln Ruf. Sind



Abb. 146. Teegesellschaft im Heim des Verfassers zu Tetuan. Rechts vorne Instrumente der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien, mit welchen der Autor atlassische Lieder, Sprichworte usw. grammophonisch festgehalten.

die Gäste gute Freunde, so gießt er viel öfter ein, und immer wieder schlürft der Marokkaner wonnig den glutheißen Trank, nachdem er ihn schmunzelnd gegen das Licht gehalten. — Selbst Statthalter, scherifische Minister und andere vornehme Würdenträger bereiten stets eigenhändig das vielgeliebte Nationalgetränk!

In Teebuden, wo der vom Marokkaner „Atsai" genannte Trank in größeren Gläsern verabreicht wird, beträgt der Preis dafür etwa 4 Pfennig. Da spielen sich oft drollige Szenen ab, wenn der Teesieder am Glutbecken steht und der Gast eifersüchtig sorgt, daß das zu seiner Portion verwendete Zuckerstück nicht zu klein bemessen wird. Und sooft der Maghrebi einen Schluck des brennend heißen Trankes zu sich nimmt, liebäugelt er grinsend mit dem obenaufschwimmenden Nana, der stark duftenden Krauseminze. Hier verdient Erwähnung, daß in den Städten des Innern — nicht in von Ungläubigen häufig besuchten Hafenorten — der Christ höflich um Erlaubnis fragen muß, wenn er eine dieser edelm Nichtstun geweihten Stätten betreten will. Von allen Gebieten des Islam sind es nur einige wenige von Schiiten okkupierte, wo gleiches vorkommt. Überall fühlt sich der Kawetschi hochgeehrt, wenn ein Franke seine Bude betritt, dem er mehr abfordern kann als seinen geizigen Landsleuten. Nicht so im Sultanat des Westens, dessen Bewohner sich die Ungläubigen und deren ketzerische Erfindungen erfolgreicher als ihre östlichen Glaubensgenossen vom Halse gehalten. Noch ist der Marokkaner Herr — seiner schönen grünen Heimat, sind Nazarener und Jahudi nur geduldete, nicht bevorzugte Menschenklasse, wie in den Landen des Padischah von Stambul! —

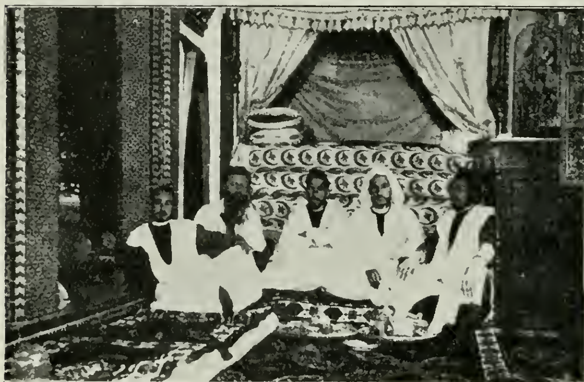


Abb. 147. Besuch in vornehmem Maurenheim, Tetuan. Der Europäer links der Verfasser.

Dafür bieten derartige Lokale gerne nächtlichen Unterschlupf, allen Wanderern sind sie gastlich geöffnet. Besonders zur Zeit der Pilgerfahrt nach Mekka, werden sie von durchziehenden Hadschadsch gerne in Anspruch genommen, und selten nur fordert man Bezahlung. Häufig quartieren sich ganze Karawanen ein und weilen tagelang, wenn der

Raum es erlaubt, wobei dann auch der Wirt auf seine Rechnung zu kommen pflegt. — Ich selbst war öfters in der Lage, in Teebuden Gastfreundschaft suchen zu müssen.

In Fes und Tanger gibt es wohl prachtvolle, in maurischem Stil ausgestattete Buden. Die Wände sind mit kunstvoller Holzschnitzerei geschmückt, von der Decke hängen verzierte Straußeneier, die über und über bedeckt sind von vielfarbenen Perlenschnüren. In teppichgeschmückten Ecken lehnen Kifpfeifen mit geschnitzten Rohren, Waffen und Musikinstrumente heben sich ab von mosaikbelegten Pfeilern. Gutgepflegte Lauben wölben sich darüber, Brunnen spenden wohltuende Kühle. In Tanger sind sogar kleine Schemelchen vorhanden für europäische Besucher. Anders in kleineren Orten des Landesinnern.

Ein geeignetes Loch ist bald gefunden, das Inventar gleichfalls, im Notfall leiht sich's der Unternehmungslustige irgendwo aus: eine Matte, um den Boden zu bedecken, mitunter eine zweite schmälere, die an kahler Wand befestigt wird, einige Gläser, Blechkännchen verschiedener Größe, dazu etwas Zucker und Tee und vielleicht noch ein altes Brett, auf dem der Bergbewohner seinen Hanf schneidet — manchmal vervollständigt ein zweites Brett zum Damaspiel die Einrichtung, mit der der genügsame Berber des Atlas vollauf zufrieden ist. Hier weilt er in freien Stunden, deren ihm ebenso viele zur Verfügung stehen wie Türken und Arabern des Ostens, hier träumt der Maure von vergangener Größe, von einer Zeit, da seine Ahnen ein mächtiges Kulturvolk waren. Wer den dämmerigen Raum einer Teebude betritt, streift die gelben Sobat von den Füßen, läßt sich auf der staubigen Matte nieder und begehrt Tee oder weniger beliebten Kaffee. Nie fragt der Teewirt, denn auch der Besucher ist willkommen, der nichts nimmt. Längs den Wänden kauern mit untergeschlagenen Beinen die Gäste. Zwei spielen Dama, ähnlich dem unseren, andere lauschen einem von der Pilgerfahrt Heimgekehrten, der erhobenen Tones von geschauten Wundern erzählt, oder es hat sich ein Kreis gesammelt um den Karawanenmann, der von der Küste gekommen, aus dem christengeplagten Tanger, und lauscht der häufig gehörten uralten Neuigkeit von diesem und jenem. Einer zupft an der verstimmten Gimbri, ein breitschulteriger Neger glotzt entzückt auf das draußen vorbeiflutende Leben der Großstadt von 3—4000 Einwohnern — der schwarze Hüne ist vielleicht aus den Strichen jenseits des Atlas herbeigewandert und bestaunt zum erstenmal das bunte Treiben einer größeren Ortschaft. Im Winkel schläft ein Bergberber seinen Kifrausch aus mit seligem Lächeln auf den blutleeren Lippen, und im anderen schimpfen zwei fromme Gelehrte über die anerkannte Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und der länderlüsternen Franzosen

im besonderen. Dämmerig schwüle Luft erfüllt den niederen Raum. Gerne setzt man sich vor die Bude, wo kühler Wind erfrischend weht. Stundenlang kann man weilen, nie wird der Besitzer ungeduldig, oder aufdringlich Getränke anbieten. Das kennt der Moslim nicht, und wenn der Besucher geht, schallt freundliches „bi slama" ihm nach.

Untrennbar verwachsen mit dem orientalischen Kaffeehausleben ist das Rauchen. Im Atlas aber „trinkt" man nicht Tabak, kennt man kein schlankes Nargile, das wassergefüllte Glasgefäß, aus dem der Rauch vom glutbedeckten Tembek gurgelnd durch einen langen Schlauch gleitet. In Marokko dominiert statt goldgelbem Tabak ein anderes Kraut, es heißt „Kif". Haschisch nennt der Europäer fälschlich das feingeschnittene Hanfkraut, das der Berber so sehr liebt, das aus winzigen Tonpfeifchen geraucht wird von den Gestaden des Atlantischen Meeres bis an die Syrte. Wohl hat es die französische Regierung in Algerien verboten, doch weiß die Bevölkerung Mittel und Wege genug, um ihrer sinnumnebelnden Rauchlust trotzdem zu frönen.



Abb. 148. Teebereitende Haussklavinnen.

Allgemein bezeichnet man das im Osten übliche, aus Canabris sativa linensis hergestellte Präparat mit dem Wort Haschisch. Es ist jene grünliche Masse, die, mit Gummi oder Zucker zu kleinen, festen Kügelchen verarbeitet, vom Türken als „es Srar" auf den Tabak des Tschibuk, vom Syrer und Ägypter auf den Tembek der Schischa gelegt wird, um wollüstige Träume hervorzurufen. Für den Europäer sind die einzigen Folgen vom Genuß des eigentlichen, morgenländischen Haschisch leichtes Schwindelgefühl und starke Kopfschmerzen. Bei Gewohnheitsrauchern treten freilich andere Erscheinungen auf. Genau ebenso verhält sich die Sache mit dem viel billigeren Kif. Haschisch war schon vor Jahrhunderten das Berauschungsmittel berüchtigter Assassinen, die eigentlich „Haschaschin" heißen. In fieberwildem Zustand stürmten sie nach Genuß des Narkotikums von den Burgen des Libanon, ein furchtbares Werkzeug in den machtvollen Händen des sagenumwobenen „Alten vom Berg", erst gegen

die Fürsten Kleinasiens und Syriens, dann gegen verhaßte Christenheere, in deren Lager ihre tollkühnen Mordanfälle lähmendes Entsetzen verbreiteten.

Nicht in ganz Marokko raucht man Kif. Der Tabak wurde zwar erst vor 300 Jahren etwa aus dem Süden gebracht, ist aber an der Küste stark im Gebrauch und zwar ausschließlich als Zigarette. Im Innern dagegen ist letztere außer in wohlhabenden Maurenhäusern nirgends zu finden. Durchgängig überwiegt Hanfgenuß, und in welchem Maßstab, beweise die Angabe, daß das kaum 3000 Einwohner zählende heilige Städtchen Uasan über zwei Dutzend Haschischbuden besitzt, wo ähnlich wie in Chinas verrufenen Opiumhöhlen die modernen Haschaschin ihren Kifrausch auf mattenbelegten Holzpritschen ausschlafen.

Folgen des Kifrauchens werden von europäischen Berichterstattern, die selbst nie Hanf geraucht haben, ebenso übertrieben wie die Folgen von Opiumgenuß. Es stellen sich weder paradiesische Wonnen, noch andere abstrakte Gefühle ein. Unter Eingeborenen sind starke Kifraucher allerdings dem Kundigen leicht erkenntlich an glänzenden Augen mit unstetem Blick, an bleicher Gesichtsfarbe und schwankem Gang. Auch kann man ältere Leute oder solche, die der geliebten Sibsi häufiger zusprechen, in einem Zustand antreffen, der fast dem eines Betrunkenen gleicht, nur ruhiger, gleichgültig gegen äußere Einflüsse. Der Kifraucher selbst nennt seinen Zustand „sich in der Gnade Gottes befinden" und sich und seinesgleichen die einzigen „wahrhaft Gottbegnadeten". Der Strenggläubige hätte freilich nach den willkürlich ausgelegten Satzungen des Malik ben Anas, zu denen sich Mauren und Berber bekennen, Rauchen überhaupt zu meiden. Deswegen flieht der ganz fromme Moslim und jene, welche dafür gelten wollen, sogar Zigarettenrauch mit dem Ausruf: „haram, ja haram!" (Sünde, o Sünde!) Doch nur in wenigen Regionen des Atlas gibt es solche strenge Enthaltsamkeit. So bei den Talamit, bei den Afsuafit und anderen Stämmen im Süden des weiten Scherifenreiches. Meist schmaucht man mit größter Freiheit und in aller Öffentlichkeit — am meisten in den Teebuden des Landes.



Abb. 149.



Abb. 150. Frauen aus der Oasengruppe Figig.

26. Das schöne Geschlecht.

Stellung der Frau in Marokko. — Berberische Redensarten. — Hochzeit im Duar. — Einehen und Liebesheiraten. — Kleidung der Berberfrau. — Frauenkult der alten Mauren. — Maurische Hochzeitsbräuche. — Brautpreise. — Toilettefragen. — Negerinnen. — Die Jüdin. — Der Harem.

Im Sultanat des Westens genießt das Weib mehr Freiheit als in östlicheren Ländern des Islam. Bei freien Berberkabilen spielen sie eine Rolle ähnlich der bei stolzen Tuarikstämmen in der Sahara und haben — so beispielsweise im Rif — mitunter nicht geringen Einfluß auf Stammesbeschlüsse. Der städtebewohnende Maure allerdings sieht im Weib nur ein Spielzeug.

Vier Fünftel der Bevölkerung des heutigen Marokko aber sind Berber, sie hegen und schätzen das Weib, besonders in den Bergen des Atlas, als gleichberechtigte Lebensgefährtin, die in Redewendungen des täglichen Lebens vielfach auftritt. Dem jungen Ehemann wünschen die Freunde: „Sie bevölkere dein Zelt!" (mit Kindern). Wenn eine Tochter geboren wird, sagt man dem Vater: „Möge sie Glück bringen!" Stirbt eine Frau, tröstet man den Witwer: „Halte deinen Schmerz, auf daß Gott den Verlust ersetze!" Auch sonst beziehen sich viele berberische Redensarten auf das Weib. „Bevor die Frau geboren hat, ist sie Geliebte, hernach Mutter!" — „Eine untätige Frau ist gleich der Biene ohne Honig." — „Das schönste Weib mußt du weggeben, um

die Mutter zu befreien." Hat man erst die in jungen Jahren so graziösen, aber kräftigen Berberfrauen gesehen, versteht man auch solch blumig überschwengliche Ausdrücke. Der unermüdliche Fleiß, mit dem sie ihren mannigfachen Beschäftigungen nachgehen, lehrt dem Fremden dieselbe Hochachtung, die arbeitsame Bergberber vor ihren Frauen empfinden. (Siehe auch die Frauenbilder Nr. 11, 12, 13, 66, 69.)

Zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahr heiratet das Mädchen. Ist der ersehnte Hochzeitstag gekommen, so zieht die Braut in neuen Kleidern, umhüllt mit weißem Haik, hoch zu Maultier oder Kamel aus dem heimatlichen Duar in das Dorf des künftigen Gebieters. Ihre ganze Sippe gibt Geleite, je vornehmerer Abstammung sie ist, desto mehr Besucher aus anderen Ortschaften finden sich ein. Der Bräutigam hat inzwischen befreundeter Umwohner gar viele geladen, denn je größer der Gäste Schar, desto reichlicher werden die Ausgaben der Hochzeitsfeier gedeckt! Und sie finden sich ein, oft zu Hunderten, beritten und bewaffnet, unter Flintengeknatter und Freudengejauchze. Junge Mädchen aus der Familie der Braut umtanzen deren Mantel, der unter einen Feigenbaum gebreitet ist, und heischen singend von den Geladenen Beitrag zum jungen Haushalt. Bei Stämmen des Atlasvorlandes reiten die Männer unter unglaublicher Pulververschwendung das tolle Pulverspiel der Marokkaner. In Bergen kennt man etwas Ähnliches, doch zu Fuß. Dazwischen begleiten kraftvolle Schläge auf mächtige Trommeln das Kreischen und Summen von Büffelhörnern oder Dudelsäcken, Dorfköder kläffen den Takt dazu, jung und alt überläßt sich ungebundener Fröhlichkeit. Abends beginnt die übliche Schmauserei, zu welcher beide Familien beizusteuern pflegen. Häufig genug muß auch ein Teil jener Tiere, die von benachbarten Familien gespendet werden als Grundstock zum Besitz des angehenden Ehepaares, allgemeinem Wohlbefinden geopfert werden. Welche Riesenberge Kuskussu und Hammelfleisch, wie viele Hühner in pikanter Tunke, und vor allem, welch ungezählte, ja unzählbare Kannen pfefferminzduftenden Tees von Männlein wie Weiblein jeden Alters vertilgt werden, glaubt nur, wer es selbst gesehen. Bei solchen Gelegenheiten entschädigt sich der genügsame Landbewohner Marokkos für wochenlange Enthaltsamkeit. Am anderen Tage beginnt wieder die Alltäglichkeit. Der junge Ehemann geht der Feldarbeit nach, seine bessere Hälfte wird fast erdrückt von der sich stetig mehrenden Hausarbeit. Selten nur findet man das, was der Europäer dauerndes Eheglück nennt.

Doch ist ausschließlich die Einehe vorherrschend. Erstens ist der Sohn des Atlas ebenso wie manch anderes Menschenkind der Ansicht, daß schon eine Gattin genügend sei, um neben zu erwartenden Rosen auch unausbleibliche Dornen in sein Leben zu flechten. Zweitens kosten

Frauen viel Geld. Berberfrauen gehen fast nie verschleiert, außer wenn sie sich an Markttagen in den wenigen Städten des Landes einfinden, um Früchte, Holzkohle oder ähnliche Produkte der Landarbeit zu verkaufen. Der Schleier wäre ihnen hinderlich bei der vielen Arbeit, die auf ihren Schultern lastet, sie überlassen dies überflüssigste Kleidungsstück ihren städtebewohnenden Schwestern. Und daher mag es wohl kommen, daß in Marokko mehr als sonst irgendwo im Reich des Propheten — mit Ausnahme der von nomadisierenden Hirten durchzogenen Striche — wirkliche Liebesheiraten geschlossen werden. Das Familienleben zeigt schönere Züge als im Osten und erfreut sich einer Wertschätzung wie kaum sonstwo in der Welt des Islam.

In jungen Jahren sind die Berberinnen von wahrhaft stolzer Schönheit. Doch frühe Heiraten und zahlreiche Kinder, Übermaß an Arbeit und starke Sonne machen aus graziösen frischen Gestalten bald Matronen von abstoßender Häßlichkeit. Nicht selten findet man Mütter von zwölf Jahren — noch einmal dieser Zeitraum, und sie sind Ruinen von dem, was am Tage der Hochzeit in die Hütte des Bräutigams geführt worden war.

Tagsüber schafft das Weib arabisierter Nomadenstämme wie ansässiger Bergberber Wasser herbei, betreut Kühe und Ziegen, webt rauhe Stoffe für Kleidung oder Zeltdach. Im Süden des Landes besteht in Kleidungsfragen wenig Unterschied zwischen beiden Geschlechtern. Die einfache Farasia aus Baumwolle hält eine Schnur zusammen, dazu kommt ein langes Tuch um die untere Körperhälfte, und wenn sich die Frauen aus dem Dorf entfernen, noch ein zweites Tuch um den Kopf. Manche Stämme huldigen der Sitte des Tätuierens ihrer Mädchen. Mitunter bringt der Eheherr in seltener zärtlicher Anwandlung vom nächsten Suk ein buntes Tuch oder billigen Schmuck, und diese einfachen Sachen entlocken den wenig verwöhnten Frauen und Töchtern kindliche Freudenausbrüche.

Anders liegen die Verhältnisse bei den städtebewohnenden Mauren.

Ihre einstige hohe Kultur, die wunderbare Blütezeit auf der Iberischen Halbinsel schuf einen Frauenkult, ähnlich jenem des deutschen Mittelalters. Wer kennt nicht in Heines Lieder die Verherrlichung stolzer Maurenjünglinge, die in milden Mondesnächten unter dem Fenster der Auserwählten zu leisen Klängen von „Gimbri" oder Mandoline heiße Liebeslieder singen — wie es heute noch Sitte ist auf spanischem Boden; wie sie das edelste Roß aus des Vaters Stall besteigen und ihre Kraft und Geschicklichkeit zeigen in der Straße, in der die Geliebte wohnt. Wirklich lebenstreu und heute noch zutreffend ist die Romanze Almansors, der die Gebieterin seines Harems auf windschnellem Streitroß holt, begleitet von ritterlichen

freunden. Aber andere Zeiten bringen andere Sitten, immer seltener weiß der liederkundige Schaer von so männlicher Tat zu erzählen. Endgültig ist die Glanzzeit des Maurentums vorbei, entschwunden, als wäre sie nie gewesen. Wie auf türkischer Erde feilschen heute zwei alte Weiber um Brautpreis und Mitgift wie um ein Stück Stoff, und sind die beiden endlich handelseinig, dann versucht erst der Arus, noch einige Duros vom ausbedungenen Betrag abzuschachern. —

In vornehmeren Maurenfamilen werden regelrechte Kaufkontrakte abgesetzt. So muß sich der Bräutigam mitunter verpflichten,



Abb. 151. Frauen aus Tetuan vor dem Bab Tsutz während des freitäglichen Spaziergangs.

keine zweite Göttin zu freien, oder mancherlei andere schöne Dinge, die nie gehalten werden. Unterschriebener Ehepakt gilt als abgeschlossenes Verlöbnis, als dessen äußeres Zeichen der Maurenjüngling einen Hammel den Armen opfert, die Braut sich Handflächen und Fußsohlen mit Henna färbt. Am nächsten Freitag begeben sich die beiderseitigen Väter zur Dschama, um dies Ereignis in gebührender Ehrfurcht dem jeweiligen Lieblingsheiligen zu melden. Der gleiche Tag bringt im Hause der Braut ein Festessen, dessen Kosten der glückliche Bräutigam bestreitet, tags darauf folgt eine Schmauserei mit üblicher Musikunterhaltung in seinem Hause, veranstaltet von der Familie der Braut. Damit ist zwar die Hochzeit rechtsgültig, vollzogen wird sie jedoch

häufig erst später, bis der gewöhnlich nicht allzu stürmische Arus die Kaufsumme erlegen kann. Diese schwankt je nach Abstammung des Mädchens oder ihren körperlichen Eigenschaften zwischen 20 und 100 Duros. Frauen sind billiger. — Ist es endlich so weit, nimmt das Mädchen sieben Bäder, wie uralte Sitte es fordert, während der Bräutigam Verwandte mit der vereinbarten Summe zu ihren Eltern sendet. Am eigentlichen Hochzeitstage läßt sie sich von Dienerinnen rund um das Haus tragen, sie rufen an jeder Ecke: „Schütze diese Schönheit ohne Duft, o Prophet!“ (nämlich diese Frau, die noch unverheiratet ist!) Bei anbrechender Dunkelheit holen zukünftige Verwandte sie ab mit einer auf Maultieren getragenen Sänfte unter ohrenzerreißender Musik, mit Flintenschüssen und qualmenden Fackeln. (Siehe den Hochzeitszug im Kapitel „Abendstunden zu Marrakesch“.) Im Heim des jungen Gatten angekommen, erhält sie Schlüssel, Brot und Datteln zum Zeichen, daß sie berufen sei, über dieses Haus zu herrschen, und als Symbol, daß es nie am Nötigsten fehlen möge. Endlich übergibt man sie dem harrenden Gatten, der sie um diese Stunde gewöhnlich zum erstenmal sieht. Das Hochzeitsfest währt mehrere Tage, vielmehr Nächte, während derer es je nach den Vermögensverhältnissen der Beteiligten mehr oder weniger toll zugeht. Nachts zieht sich der frischgebackene Ehemann, der nach orientalischem Brauch stets allein am Gelage teilnimmt, zurück zur jungen Frau. Doch erst am letzten Tag der Feierlichkeiten löst er ihre nach Mädchenart geknüpften Haare, und sie bedient sich des breiten Gürtels, um anzudeuten, daß sie nicht mehr Mädchen sei.


Abb. 152. Maurenfrau auf der Karawanenstraße.

Abergläubisch und ungebildet, verstehen wenige von ihnen zu beten, ihre Hauptbeschäftigung besteht in den Obliegenheiten des Haushaltes. Erlauben die Mittel des Herrn und Gebieters, Negersklavinnen zu halten, so beschäftigt sie sich mit bunten Stickereien oder Spielen auf zweisaitiger Udd. Gegen Sonnenuntergang begeben sich die weiblichen Glieder des Hauses auf die flachen Dachterrassen, die fast nie von Männern betreten werden, plaudern mit Nachbarinnen, die oft von weither über die Dächer geklettert kommen, oder warten, bis der Gemahl heimkehrt. Im Gegensatz zu ihren türkischen Schwestern im Osten macht die marokkanische Stadtbewohnerin wenig

Besuche, ist aber ebenso wie diese gelegentlichen Liebesabenteuern nicht abgeneigt. Aus den kleinen Abenteuern werden fast regelmäßig große Tragödien, wild und stürmisch mit blutigem Ende! Denn in jenen Strichen ist die Sonne heiß und das Blut schwer zu dämpfen, wenn es einmal in Wallung kommt! —

Die Maurin mit dem so überaus zarten Teint versteht sich zu kleiden und zu schmücken. Ein lichter, zartgetönter Kaftan, meist aus bunter Seide, umschließt den geschmeidigen Leib, darüber wird ein dünner Überwurf aus spitzenartigem Gewebe getragen, ein Ledergürtel oder ein buntseidenes Tuch hält die Tracht fest. Sie verschmäht die anderweitig so beliebte Tätuierung, verdichtet aber die Brauen mit Kohel, bedient sich des rotfärbenden Henna und legt Schönheitspfläster-chen auf, die dem zarten lichthäu-tigen Gesichte rei-zend stehen. Doch tritt sie sehr, sehr selten aus ihren Wänden hervor, und wagt sie sich ein-mal auf die Gasse, wie des Freitag-nachmittags, so drückt sich die da-heim so bewegliche Gestalt scheu die Mauern entlang, in weitem sack-ähnlichem Überwurf mit dickem Tuch vor dem Gesicht, durch ein ein-ziges kleines Loch in die Welt lugend.



Abb. 153. Jüdische Frau an der Hausarbeit.

In vornehmen Familien findet man viele Negerinnen, denn der Maure hat merkwürdige Vorliebe für schwarze Evastöchter mit eckigen Bulldoggesichtern. Ist es doch Tatsache, daß in der Sultanfamilie, deren rein arabische Abstammung ihr den Scherifenthron verschafft, mehr Negerblut fließt als anderes. Die Zahl schwarzer Dienerinnen läßt stets einen Schluß ziehen auf den Vermögensstand des Haus-herrn. Nach den Gesetzen des Koran macht die Geburt eines Sohnes jede Sklavin frei, die Geburt einer Tochter macht sie unverkäuflich, so daß Kinder legitim geboren werden. Auch im täglichen Leben genießt sie mehr Freiheit als die Herrin. Liederlicher Lebenswandel oder sonstige Verfehlungen tragen ihr ungünstigenfalls eine Tracht Prügel ein.

Noch eine Vertreterin des zarten Geschlechtes ist in Marokko: die Jüdin. Jeder Europäer, der das Innere des Landes aufgesucht,

wird unbedingt die Jüdin als die hübscheste unter den Frauen des Atlasreiches bezeichnen. Sie ist bis zu einem gewissen Alter von wirklich idealer Schönheit, ihre Gesichtsfarbe hell wie die der Maurin, doch von wunderbar rosiger Färbung. Die Augen sind von auffallender Größe, schwarz und glühend und mandelförmig geschnitten. Die ebenmäßigen Gestalten tragen breite Röcke, die bei Festgelegenheiten vorne mit breiter Goldstickerei versehen sind, dazu luftige Untergewänder mit breiten Ärmeln, die mit buntem Band rückwärts festgehalten werden, um dem Arm Bewegungsfreiheit zu schaffen. Ein breiter Gürtel hält den Rock zusammen und am Kopf sitzen schmucke kleine Käppchen, unter denen bei verheirateten Frauen an Stelle des rasierten Haares dicke Seidensträhne hervorquellen. Im Süden des Landes liebt man statt dieser spitzen Kappe buntfarbige Maschen. Entgegen ihren galizischen oder polnischen Glaubensgenossen ist die spanische Judenschaft ein herrlicher Menschenschlag, von edeln Gesichtsformen. Mit neun, höchstens zehn Jahren heiratet das Mädchen des Mellach einen nur wenig älteren Knaben, die Neuvermählten spielen erst einige Jahre zusammen, ehe sie wirklich reif sind. Die junge Frau trägt wohl Gewänder und Kopfschmuck Verheirateter, tollt aber nach der Hochzeit ebenso auf flachen Dächern, in schmalen Gassen mit den Gespielinnen umher, wie vor der Verheiratung. In späteren Jahren sind die Jüdinnen infolge übermäßiger Leibesfülle allerdings weit entfernt von europäischen Schönheitsbegriffen. Doch behandelt der marokkanische Jude seine Lebensgefährtin so zart wie nur möglich. Er behängt Frauen und Töchter mit Schmuck und Tand und hält so viel wie möglich rauhe Arbeit von ihnen fern. (Siehe Abb. 17, 18.)

Im islamitischen Westen gibt es außer in Häusern wohlhabender Funktionäre verhältnismäßig wenig das, was der Abendländer Harem zu nennen liebt, nämlich eigene Frauengemächer. Damit ist auch die Sitte begründet, daß der Besucher nach Anklopfen am Tore mitunter herzlich lange warten muß, bis er Einlaß erhält — man muß den im Innenhof befindlichen Frauen Zeit lassen, sich zu entfernen. Und wessen Mittel nicht den Luxus erlauben, seinen Harem zu bevölkern, der begnügt sich herzlich gerne mit „nur" einer Ehegesponsin. Entweder wechselt er — was aber immerhin auch kostspielig ist — oder er begnügt sich mit Sklavinnen, die nicht wie legitime Ehehälften nach religiösen Vorschriften einen eigenen Haushalt beanspruchen können. Mohammed war ein kluger Mann und bewies viel Frauenkenntnis, als er in weiser Voraussicht solche Anordnungen traf.

27. Mulai Hafid und seine Regierung.

Mulai el Hassan. — Bu Achmed ben Musa und Abd el Asis. — Der Kalifa von Marrakesch. — Mulai Hafids Persönlichkeit. — Sein Machsen. — Landesorganisation. — Der Hofhalt. — Schwierige Lage. — Marokkos Zukunft.

Als der bärtige Mulai Hassan auf der Heimreise vom letzten Kriegszug gegen unbotmäßige Berberstämme Nachtlager hielt beim Dorf Uld Sidi Msaui in der Landschaft Tadla, rief Allahs Weisheit ihn plötzlich ab von dieser unruhigen arbeitsreichen Welt. Sein alter verständiger Großusir Bu Achmed ben Musa hielt getreu dem gegebenen Versprechen des Herrschers Tod geheim, bis die Hauptstädte verständigt und für den fünfzehnjährigen Abd el Asis genügend Anhänger gewonnen waren. Letzteres war unschwer, da dieser Lieblingssohn des alternden Sultans als einziger unter seinen Brüdern um den Versteck des Kriegsschatzes wußte. Damit gewann er die Truppen und infolgedessen den Scherifenthron. Der bereits als Thronfolger erklärte Mulai Mhammed wurde festgenommen und kam erst nach Absetzung des Abd el Asis wieder zum Vorschein als ein Mann, den zwölfjährige Gefangenschaft irrsinnig gemacht hatte.

Der alte Großusir erkannte bald die gänzliche Unfähigkeit seines Schützlings, ein Reich wie Marokko zu leiten. So kam es, daß er häufig den jungen Gebieter in dessen Harem sperrte, zu den Weibern, damit er nicht Unheil anrichte. Doch nach sechs Jahren starb der greise Negermischling, und nun gab sich der knabenhafte Abd el Asis allen Ausschweifungen und jener maßlosen Verschwendungssucht hin, die das bishin schuldenfreie Reich an den Rand seiner Selbständigkeit brachte, was das Werden und Wachsen Bu Hamaras nach sich zog. Dies und seine ganz unglaubliche Arbeitsschen zerrütteten Marokko nach innen und außen. Von den 600 Millionen Peseten, die der Staatsschatz bei des Vaters Tod enthielt, verschwanden bald



Abb. 154. Mulai el Hassan besucht Tanger im Jahr 1890.

auch die Truhen, die ihn enthielten, nach drei Jahren selbständigen Regierens war eine ebenso große Schuldenlast angehäuft. „Er ist dreißigjährig an Alter und fünfjährig an Verstand!“ So sagten murrend seine Untertanen, als sie den um sechs Jahre älteren Bruder Hafid zum Herrscher ausriefen. Dieser hatte seit Jahren schon als Kalifa in der südlichen Landeshauptstadt regiert und erwarb als solcher unumschränktes Vertrauen der Atlasbewohner und auch aller Fremden, die mit ihm in Berührung gekommen waren.

Sowie sich die Notabeln von Fes für ihn erklärt hatten, war Mulai Hafid nach uraltem Landesbrauch und nach Gesetzen des Koran — den einzigen, nach denen sich orientalische Staatengebilde richten — rechtlicher Landesherr, wer gegen ihn kämpfte, galt als Rebell. Also auch Abd el Asis, der vollkommen unter französischem Einfluß stand und von seinen Pariser Freunden möglichst gestützt wurde. Ganz einerlei, ob Europas hochweise Diplomaten Hafid „anerkannten“ oder nicht! Zu allen Zeiten waren Feser Beschlüsse bindend für das ganze Reich, und daß Abd el Asis nicht nach orientalischem Brauch gewaltsam ins bessere Jenseits befördert worden war, verdankt er einzig dem scherifischen Glanz seiner uralten Familie. Mulai el Hafid dagegen hatte sich im Süden des Scherifenreichs als musterhafter, kräftiger und sparsamer Statthalter erprobt und stets mächtigen Einfluß auf seine Untergebenen bewiesen. Nach den traurigen Ereignissen von Kasablanka ließ er die gesamte europäische Kolonie Marrakeschs in voller Sicherheit an die Küste geleiten. Trotz maßloser Gereiztheit aller freien Stämme des südlichen Marokko, hervorgerufen durch die unbegründete und völkerrechtswidrige Beschießung der Weißen Stadt, verstand er, überall in seinen Provinzen die furchtbare Aufregung niederzuhalten. Schon vorher hatte er seinen Einfluß wirksam erprobt, als er nach Ermordung des politischen Agenten Frankreichs, Dr. Mauchamp, die in Marrakesch entstandene Empörung meisterte und es trotz des bei solcher Gelegenheit stets auflodernden Fremdenhasses seiner Landsleute zu Ausschreitungen nicht kommen ließ.

Als Herrscher zeigt er stets die Kraft, mit der einzig ein Land wie Marokko regiert werden kann. Gewann sein energisches, immer zielbewußtes Handeln schon als Kalifa die Zuneigung aller im Land lebenden Europäer — auch der Franzosen! —, so bewies er in den ersten Monaten nach seiner Ausrufung schnell, daß nunmehr ein anderer Mann am Ruder sei. Seit vor zweieinhalb Jahrhunderten der erste Filalifürst seinen Weg von der südlichen Hauptstadt direkt nach der nördlichen genommen, wagte kein Sultan mehr gleiches. Der unternehmende Mulai Hassan versuchte es im Vertrauen auf altes Kriegglück und seine tapfere Armee, mußte aber hohen Tribut zahlen,

um mit den Seinen heil aus den unwirtlichen Bergen jener freien Berberstämme herauszukommen. Mulai Hafid aber tat es, und zwar noch vor endgültiger Besiegung des abgesetzten, einzig von Paris gegen den eigenen Willen gestützten Bruders. Kaid Hammu es Saiani, der stärkste unter den unabhängigen Berberfürsten jenes Gebietes, gab Hafid seine Tochter mit nach Fes zum Zeichen, daß seine Stämme Freunde der Regierung Hafids seien. Bis zur diplomatischen Auslieferung an Frankreich (9. Februar 1909) hat er seinem Land trotz trauriger finanzieller Verhältnisse keine neuen Anlehen aufgebürdet, wohl aber höhere Steuern auszuschreiben gewagt als je einer seiner Vorfahren. Er verstand, die Macht marokkanischer Finanzgrößen einzuschränken, indem er sie mit hohen Ämtern köderte. Kaid el Mtuggi, einst sein bitterster Feind, wurde eifriger Hafidist, die reichen Brüder Mhammed und Madani el Glaui stellten ihm ihre volle Säckel zur Verfügung. Den berüchtigten Bu Hamara, der jahrelang seinen Bruder in Angst und Schrecken gehalten, machte er nach kurzem, aber sorgfältig vorbereitetem Kampf unschädlich, und dem ewig unruhigen, aber tüchtigen Reisuli gab er eine der ungebärdigsten Provinzen Marokkos, die ob der sagenhaften Wildheit ihrer Bewohner berühmte Dschebala.



Abb. 155. Mulai Abd el Hafid ben Hassan ed Daulet esch Scherifiji el Alaniji, Sultan fil Maghrib ul Aksa.

Mulai Abd el Hafid stammt von vornehmstem religiösem Adel, ein Umstand, der vor drei Jahrhunderten seiner Familie Marokkos Herrscherthron und dem Land die Bezeichnung Scherifenreich verschaffte, die es seither führt. Eigentlicher Gründer und Ahnherr seines Geschlechts war Hassan ben Kassim, er entstammte der Hedschas, dem sandigen Wüstenstrich am Roten Meer. Von dort wanderte er bis nach dem grünen Tafilelt im Süden des fruchtbaren Marokko, wo ihn alt und jung der frommgläubigen Bevölkerung ob der angeblichen Abstammung von der Prophetentochter Fatima gebührend verehrte. Zu Ende des 16. Jahrhunderts schwang sich einer seiner Urenkel auf zum Gebieter des Tafilelt, 1665 schon gebot seine Dynastie über ganz Marokko. Mulai Hafid ist nun im siebenten Glied der 13. Herrscher des Geschlechts, der offizielle Name seiner Familie lautet Daulet esch

Scherifija el Alauiji, d. h. das erlauchte Haus der Nachkommen Alis (und der Fatima). Ein gar vornehmer Stammbaum, der dem jeweiligen Throninhaber stets mächtige Unterstützung seiner oft nur sehr mangelhaften Oberhoheit bot!

Der 1874 geborene Hafid hat patriarchalischen Charakter. Seine Kleidung unterscheidet ihn wenig von vornehmen Mauren, einzig die gelben Lederpantoffel sind mit blauem oder rotem Taft gefüttert. Blendend weißer Burnus, nicht einmal von ausnehmender Feinheit, wie sein verjagter Vorgänger so sehr geliebt. Dazu um die rote Schischia eine stets nachlässig gewickelte Rehsa, doch von feinem golddurchwirktem Stoff, wie er in Mekka gewebt wird. Viel kräftiger gebaut wie sein Bruder, hat er auch nicht dessen träumerisches Wesen. Im Gegenteil. Mulai Hafid macht mit jeder Bewegung den Eindruck eines Mannes, der genau weiß, was er will und wie er es zu erreichen imstande ist. Er ist schon etwas beleibt, von bräunlicher Hautfarbe, die auf viel Negerblut in seinen Adern weist, hat leicht aufgeworfene Lippen gleichen Ursprungs, das Gesicht ist umrahmt von schütterem Vollbart. Das Merkwürdigste an dem Manne sind die Augen. Unförmlich, unglaubhaft groß und funkelnd, auf wen er seinen Blick richtet, der fühlt es. Diese leuchtenden mandelförmigen Augen mögen ihm manchmal hilfreich zur Seite gestanden haben bei Unterredungen mit abergläubischen Berberfürsten aus dem Atlas, ihr faszinierender Blick fesselte wohl schon so manchen, der seine persönliche Bekanntschaft gemacht. Freilich, zudringlichen Europäern mag es nicht immer gefallen, wenn die großen leuchtenden Kugeln sie fast zu durchdringen scheinen! Und wie sein Blick nicht beliebt ist bei französischen Geschäftsträgern und europäischen Abenteurern, so ist es auch nicht die unglaubliche Ironie, mit der er christlichen Diplomaten zu antworten pflegt. Mit ihm haben spekulierende Europäer und sich überlegen dünkende Gesandte kein so leichtes Spiel wie mit Abd el Asis, der zeit seiner Regierung aus Prinzip möglichst wenig arbeitete und sich tunlichst vergnügte. Mulai Hafid dagegen ist von Sonnenaufgang angestrengt tätig, bis wieder die Sonne sinkt, oft noch sieht man um die zehnte, elfte Abendstunde einen Usir von Besprechungen mit dem Gebieter aus dem Machsengebäude kommen! Solange er noch wohlbestallter Kalifa seines regierenden Bruders war, gönnte er sich manchen scharfen Erholungsritt um die palmenumsäumte Hauptstadt des Chaus, als Sultan darf er sich selten solcher Zerstreuung hingeben. Zu viel Arbeit harrt seiner, zu sehr hatte der kindische, vergnügungssüchtige Bruder den Staatskarren verfahren. Und schwere Mühe kostete es, zudringlichen Franzosen und aufgeblasenen Spaniern klarzulegen, daß dem neuen Gebieter gleiche Hochachtung gebühre, wie ihren eigenen Landeshäuptern.

Mulai Hafid hat seine Regierung zentralisiert. Mit unendlicher Mühe zog er die rauhen Feudalherren des ganzen Reiches an sich und überwies ihnen Stellungen, die deren Inhaber unbedingt in Sultansnähe halten. Alle Schmarotzer, die sich unter seinem Bruder breitmachten, verschwanden vor seiner Ankunft in der Stadt am Perlenfluß, wer heute am Hof der Filalifürsten weilen will, bekommt reiche Arbeit zugewiesen, vom Minister bis zum letzten Palastdiener.

Die einzelnen Ämter sind ähnlich wie zu Zeiten seines rastlos tätigen Vaters Mulai Hassan mit Männern besetzt, die als verläßlich erprobt sind. Die marokkanische Regierung besteht heute aus folgenden Ämtern:



Abb. 156. Mulai Abd el Asis bei der Hedschia, 1906, unter dem roten Schirm (= dem Herrscherzeichen).

Der Großusir, gewissermaßen Verwaltungschef, von dem Statthalter und Kadis abhängen, der eigentliche Staatsmann.

Allaf (= Zahler), Kriegsminister. Er führt diesen Namen, weil er bis zum Regierungsantritt Mulai Hassans nur für Bekleidung und Besoldung der Truppen zu sorgen hatte. Ist aber heute wirklich, was sein Name besagt.

Amin el Umama (= Verwalter der Gerechtsame), Finanzminister.

Usir el Bhar (= Minister des Wassers), hat jene Angelegenheiten, die von anderen Staaten, nämlich zu Wasser, ankommen. Also für Auswärtiges.

Usir esch Schikajat (= Beschwerdeminister), sehr wichtig in orientalischen Staatengebilden. An diesen appellieren als obersten Gerichtshof streitende Parteien oder jene, die Änderung obrigkeitlicher Verfügungen erstreben. Naturgemäß ein sehr einträgliches Amt.

Haschib, Palastminister, ihm zur Seite steht der

Kaid ul Meschuar, eine Art Zeremonienmeister.

Der Finanzminister hat drei Abteilungsleiter unter sich, nämlich

den Amin esch Schkara (Aufseher der Tasche) für Ausgaben, den Amin el Chseb (Aufseher der Rechnungen), welcher Rechnungen zu überprüfen hat, und den Amin ed Dhel (des Inneren), welcher die Geldeingänge übernimmt. Diese drei werden stets den reichsten Familien entnommen, damit ihre Ehrlichkeit keinen allzu harten Prüfungen ausgesetzt sei.

Ferner weilt in Tanger, also nicht am Sultanshof, ein Kalifa des Sultans, der die zudringlichen Diplomaten Europas zu beschwichtigen hat. Sozusagen eine Art Vizeminister des Auswärtigen.

Ebenso hatte der 1896 verstorbene Sultan Hassan seinen kräftigen, nach außen wie innen gefestigten Machsen eingeteilt. Sein Sohn und Nachfolger Abd el Asis warf die für Marokko einzig richtige Form über den Haufen und führte unfruchtbare Reformen ein, Verbesserungen, zu denen er, seine Ratgeber — soweit er solche hatte — und sein Volk gleich unreif waren. Er hatte alle Stellen durchwegs mit Günstlingen besetzt, und selbst alles andere, nur nicht arbeitsfreudig, ließ er sie schalten, wie sie es für gut fanden. Natürlich paßten sich die Diener gelehrig dem Gebieter an und arbeiteten so wenig, als nur möglich war. Da sie überdies ziel- und zwecklos bald dies, bald jenes Amt zugewiesen erhielten, häufig auch in Ungnade des launischen Kinderkopfes auf dem Scherifenthron fielen, hegte jeder nur das Bestreben, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zusammenzuscharren und es bei ausländischen Banken in Sicherheit zu bringen. So übte Mechdi el Menebhi, vor 20 Jahren ein armer Schutzreiter, mehrmals das Amt des Kriegsministers und ist heute einer der reichsten Männer des Sultanats. Von den verschleuderten 600 Millionen floß ein guter Teil in seine Tasche. Unsummen gingen auch durch die tollen Einfälle verloren, die von englischen und französischen Abenteurern dem Si Menebhi eingeflüstert und von ihm dem Zerrbild eines orientalischen Fürsten, seinem Gebieter Abd el Asis, unterbreitet wurden. Das ist anders geworden.

Nachdem Mulai Hafid als neuer Herrscher von seinem Zug aus dem Süden in Fes angekommen war, forderte er von den Banken jene Gelder, die seine Untertanen nach Bu Achmeds Tod beiseitegeschafft hatten. Leider erfüllten die ausländischen Institute dies gerechte Verlangen nicht, sonst wären die marokkanischen Staatsschulden um Hunderte von Millionen kleiner geworden. Wäre er früher zur Regierung gekommen, könnte Marokko vielleicht heute noch ein Land ohne Staatsschulden sein. Mulai Hafid, „der Rebell und Europäerfeind", wie er von französischer Seite bezeichnet wurde, hat das Unglaubliche schnell zuwege gebracht, nämlich ohne irgendwelche Geldmittel in allen Teilen seines Reiches Ruhe und sich vor dem Ausland Respekt zu verschaffen.

Die vorbezeichnete Regierungsform setzt sich zusammen aus den Muallim esch Schkara und den Muallim el Kumia. Ersteres, „Leute von der Tasche“ (richtiger „Meister“ der Tasche), sind alle jene, welche zum Verwaltungsdienst des Machsen gehören. Ihr Abzeichen ist die rote Ledertasche, die an dicker Seidenschnur unter dem Selham getragen wird. (Eine Gepflogenheit, von der sich seit der Regierung des Abd el Asis einzelne ganz vornehme Machsenleute absondern.) Die andere Bezeichnung, nämlich „Leute vom Dolch“, wird Regierungsmännern mit militärischer Tätigkeit beigelegt, sie tragen gleichfalls an seidener Schnur — häufig genügt auch Wolle — den typisch marokkanischen Dolch mit



Abb. 157. Rastende Msakrin beim Mahl.

aufwärtsgebogener Scheide, die Kumia. Die Mehrzahl der verschiedenen Ämter bleibt in bestimmten Familien, wo der Vater tätig war oder ist, tritt auch der Sohn ein. Bisher fanden selten diesbezüglich Veränderungen statt, und wenn, so nur infolge Augenblickslaunen des Herrschers.

Seinen Hofhalt hat der jetzige Beherrscher Marokkos um vieles vereinfacht. Wohl gibt es noch überlieferte zahlreiche Ämter und Ämtchen, die den orientalischen Hofstaat ebenso kompliziert machen wie irgendeinen des Abendlandes, doch hat Mulai Hafid viele der überflüssigen Palastdiener ins Militär einreihen lassen. Dies verursachte zwar ziemlich unruhiges Blut bei den Betroffenen, sparte aber Geld und mehrte die Wehrkraft. Trotzdem wimmelt es noch im

14*

Meschuar von Teebereitern und Mattenträgern, von „Leuten des Bettes" und „Leuten der Waschungen" und anderen Dienern, die sich je nach ihren Dienstleistungen in vier „Hanta" genannte Abteilungen gruppieren. Jede derselben hat einen Mokkaddem, einen Vorsteher, über allen zusammen steht der Haschib, der meist aus ihnen hervorgeht und als vornehmstes Amt den Gebieter bei dessen Gebeten begleitet. Daran schließen sich die Gruppen der Stallmannschaften und der für Palastdienste bestimmten Msakrin, die „Militärdienenden". Wenn der Herrscher ausreitet oder sich auf Reisen befindet, so hält sich diese kleine Truppe als Leibgarde immer in seiner unmittelbarsten Umgebung. Eine Schar Muhasnia (berittene Landgendarmerie) ist stets zu Depeschendiensten bereit.

Gleich dem türkischen „Padischa tschok jschah!" erklingt in Marokko allfreitäglich nach dem Mittagsgebet in allen Garnisonen der Sultansruf: „Allah jansar es sidna! Gott verleihe Sieg unserem Herrn!" Oder auch „Allah jbarak amor es sidna! Gott segne das Leben unseres Herrn!" Diese Worte klingen bei allen Audienzen, sooft die Untertanen den Scherifenfürst zu Gesicht bekommen, bei jeder Hedschia, bei jeder festlichen Gelegenheit, vorzüglich aber am Freitag nach dem Hauptgebet. Letzteren Ausspruch bekommen wohl auch einfache Statthalter zu hören von Leuten ihres Amalats, die etwas am Gewissen haben und sich um das Wohlwollen des Gestrengen bemühen. Wo dieser Ruf nicht erschallt, haben die Filalifürsten alles Recht verloren — oder nie besessen. Als Bu Hamara nach ersten Erfolgen zu einiger Macht gelangte, bekundete er seinen Anspruch auf den marokkanischen Thron zuerst dadurch, daß er die Anhänger in seinem Namen diese Worte sprechen ließ.

In Marokko unterscheidet man scharf zwischen „Bled el Machsen", Regierungsland und „Bled es Sbah", Land der Freistreifenden, d. h. unabhängigen Stämme, die des Herrschers Oberhoheit nur in Religionssachen anerkennen. Erstere werden heute in zusammen 33 Provinzen geteilt mit je einem Kaid an der Spitze. Nur die vier „kaiserlichen" Städte regiert ein Pascha, es sind dies Fes, Mekines, Rabat und Marrakesch. Jeder dieser Statthalter besitzt eigene Gerichtsbarkeit und wird vom Herrscher ernannt. Stadtkaid sind fast durchwegs Mauren vornehmen Geschlechtes, ebenso setzt sich der Machsen in neuerer Zeit durchwegs aus solchen zusammen. Führer der Flachlandstämme wie auch der Bergkabilen sind naturgemäß Berber, meist aus gleichem Stamm, die häufig zu außerordentlicher Macht kommen. So brachten der reiche Aissa ben Omar und der alte Haudegen Mtuggi im Sommer 1909 über 5000 Reiter mit, als sie auf Hafids Ruf nach Fes zogen (siehe Abb. 48). Auf dessen Anordnung müssen alle großen Führer ständige Vertreter in Fes haben, meist Glieder derselben Familie;

mit kleineren Machthabern steht der Machsen in steter Verbindung, damit jedes Auflehnen ausgeschlossen sei.

Als Mulai Hafid in Fes die Zügel ergriff, beseitigte er schnell alle unter seinem Bruder eingerissenen Unsitten, ja er schuf auch trotz energischen Widerstandes bevorzugter Geschlechter im Regierungs- und im Palastdienst schnellen und gründlichen Wandel, veranlaßt durch die furchtbaren Erschütterungen, denen das Land infolge der Unfähigkeit seines Bruders ausgesetzt war. Er trachtet, richtige Leute auf richtige Posten zu stellen. Das gelingt ihm, soweit Frankreich es erlaubt. Ausnahme bildet sein Oheim el Mokri, den er immer noch mit



Abb. 158. Europäische Gesandtschaft, anlangend vor den Mauern von Fes.

fremden Vertretern verhandeln läßt, obwohl er dessen — gelinde gesagt — Franzosenfreundlichkeit und Geschenksucht wohl kennt. Es führt zu weit, die zweckmäßigen Reformen, die sich in alle Zweige und ins kleinste Detail erstrecken, zu erörtern. Daß er nicht immer von den hierzu Berufenen unterstützt wird, ist wohl verständlich bei dem konservativen Charakter des Orientalen, besonders des Marokkaners, dessen Land das letzte und fanatischste Bollwerk des Islam ist. Doch hat sich immerhin manches zum Bessern gewendet. Vor allem zog Hafid die verfeinerten Mauren mehr an sich, Träger uralter eigenartiger Kultur, Nachkommen derer, die einst auf iberischem Boden stolz blühende Reiche errichtet und allen Zeitgenossen weit voraus waren. Es sind gebildete Leute, die den Rest glorreicher Maurenepochen wieder wecken wollen und der Ansicht huldigen, schlaue Politik

sei besser als siegreiche Kriege. Früher dagegen drängten sich rauhe Berberkaids ans Ruder, Männer, die Soldaten und Bauern zugleich waren und naturgemäß Gewalt als Hauptgrundlage und -stütze des Reiches betrachteten. Nur mit Hilfe dieser feinsinnigen Ratgeber vermochte Mulai sich so lange gegen Frankreichs Anmaßungen zu wehren. Verlassen von allen, auf die er gehofft, mußte er sich endlich finanziell, diplomatisch und militärisch der Republik ausliefern, trotzdem sein Reich nach innen und außen fester stand denn je. Damit gehört Marokkos Selbständigkeit zwar nicht nominell, wohl aber in Wirklichkeit der Vergangenheit an! Und doch hatte er, der keinerlei Zolleinnahmen zur Verfügung hatte, in zwei Jahren allseits geordnete Zustände erzielt, ausgenommen, wohin seine Hand nicht reichte. So an der algerischen Grenze, in der Schauja, und im Tafilelt, wo überall französische Truppen durch „Beruhigungsmärsche" immer in größerem Umfang Blutvergießen verursachen. Und im östlichen Rif, wo Spanien sich auf Rechte stützt, die ein Mann verliehen, der selbst nie den Schatten von Anrecht dort besaß. Vom Augenblick der Regierungübernahme war es Hafids sorgfältigstes Bestreben, die Fremden nicht noch festeren Fuß fassen zu lassen, als es die Unfähigkeit seines Bruders schon getan. Es war vergebliche Mühe, zu tief war Marokko abwärts geraten auf abschüssiger Bahn. — Schade um das herrliche Land, schade um seinen fähigsten Herrscher.

Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten,
und neues Leben sproßt aus den Ruinen. Schiller.

„Es soll kein zweites Tunis entstehen in Marokko!"

Stolze Worte, gesprochen am hölzernen Landungssteg zu Tanger vom ersten Bürger des Deutschen Reiches! Hoch aufgeatmet hatten am 31. März des Jahres 1905 deutsche Pioniere im Sultanat des Westens, denn ihre hartbedrohte Zukunft schien gesichert. La France war knapp vor Wiederholung des bewährten tunesischen Mittels gewesen, hätte damit allen unseren im Scherifat ansässigen Landsleuten den Stuhl vor die Türe gesetzt. Der obige inhaltsschweren Worte fallen ließ, wollte der Welt dartun, daß es doch ein unangenehmer Rechenfehler ist, wenn man außer acht läßt, daß über 80 Millionen Menschen deutsch fühlen. Die Folge war Algesiras. Wohl hatte kaum Hand und Fuß, was dort ausgekocht wurde. Standen doch geschlossen alle gegen zwei, aber Marokko blieb marokkanisch.

Dann wurde der Aufwiegler Dr. Mauchamp geopfert, Udschda besetzt, das Blutbad von Kasablanka gewaltsam hervorgerufen, und damit die Kämpfe in und um die Weiße Stadt. Der fliehende Abd

el Afis suchte in tiefster Herzensangst französischen Schutz und wurde in vollkommen aussichtsloser Sache zum Bruderkampf gedrängt. Und ganz im Süden marschierten Kolonialtruppen unter der Trikolore ins Stammland der Fürstenfamilie, ins Tafilelt, bis Abuam am Fuß der schneebedeckten Bergketten des Atlas. Zu schwach war das zerrüttete Marokko, um solches Tun zu hindern. Aber Hafid traute deutschen Worten, so wie sein Volk deutsches Wesen liebt. Da, kaum vier Jahre nach dem Kaiserbesuch, erklärt Deutschland feierlich, im Scherifenreich „nur



Abb. 159. Mogador vom Turm der spanischen Kirche.

kommerzielle, keine politischen Interessen" zu verfolgen. Gleich einem Donnerschlag lähmte die Nachricht Unternehmungslust und Heimatliebe aller Deutschen im Atlasland, geschlechterlange Arbeit war kurzerhand preisgegeben — denn in orientalischen Staatengebilden sind Handelsinteressen ohne politischen Nachdruck undenkbar. Sind nicht fast alle Kolonien aller Kolonialmächte aus Handelsniederlassungen entstanden? Was war treibende Kraft zur politischen Aufteilung Afrikas und des australischen Archipels?

Wie sehr Marokko durch das unselige Abkommen an Frankreich ausgeliefert wurde, vermag der europäische Zeitungsleser gar nicht zu

ermessen. Der 9. Februar 1909 war der eigentliche Todestag scherifischer Selbständigkeit — nicht die Lotterwirtschaft des Kinderkopfes Abd el Asis, nicht das Überleben der morschen Leitung Marokkos hätten dazu geführt. Aber auch deutsche Unternehmungslust und deutscher Handel im Atlasreich sind zum Großteil ausgeschaltet. Es ist unmöglich, mit Frankreich Geschäfte zu machen, denn stets erklärt es neue Provinzen als Zolleinheit mit dem Mutterland und „reguliert" die Zölle, um nichtfranzösischem Handel Tür und Tor zu sperren. Wer sich überzeugen will, lese Kolonialstatistiken. Und was die Republik einführt in tropische Regionen, heißt Alkohol und Frauenhäuser, ein typisches, zugleich das neueste Beispiel ist Kasablanka! Unfaßbar ist es dem, der englische Kolonialarbeit kennt, daß das große Kulturvolk der Franzosen nicht zu kolonisieren vermag.

Die erste größere Frucht pflückte die Pariser Regierung durch den dem Unterhändler Mokri aufgehalsten Anleihevertrag, der zur Deckung von 600 Millionen 80 gewährte und im übrigen jede Regfreiheit unterband. Lange genug sträubte sich Mulai Hafid, sein Siegel unter das inhaltschwere Schriftstück zu setzen, wußte er doch nur zu gut, daß damit alle Unabhängigkeit seines Reiches dahin sei! Was sollte er machen? Mir fällt das Wort eines Mauren ein, mit dem ich damals die Verhältnisse besprach, der gleich allen intelligenten Marokkanern uns Deutschen traurig den Vorwurf machte, ein so reiches Land wie Marokko preisgegeben zu haben: Frankreich gleicht einem bärtigen Mann, und wir — wir sind ein Knabe, der umsonst nach dem Schulmeister gerufen hat, den er liebt. Wir sind allein, wie können wir uns wehren? Wer wüßte treffenderen Vergleich? Heute liegen Verwaltung und Militär in Frankreichs Händen, alle Einkünfte sind ihm verpfändet. Alle marokkanisch denkenden oder gar deutschfreundlichen Stammführer, Beamte, Ratgeber werden ersetzt durch solche, deren Denkart den Franzosen geneigt ist, teils durch blinkend rotes Gold. So ist der Pascha von Tanger, der wichtigsten Hafenstadt, ein siebzehnjähriger Knabe! (Sohn des franzosenfreundlichen, d. h. geldliebenden el Gebbas.) Udschda bleibt besetzt, und damit die Besetzung sich lohnt, wird immer weiter marschiert, schon flattert die Trikolore auf Tamrirt (d. h. Treffpunkt), einer alten Kasba aus der Zeit Mulai Ismaels am Muluiaknie. Kasablanka und Schauja wird vielleicht geräumt, wenn alle Schulden getilgt sind, in 75 Jahren. Oder auch nicht! In die Verwaltung „teilen" sich Marokkaner und Franzosen, letztere haben die Oberaufsicht, also bleibt den Eingeborenen wohl herzlich wenig zu tun. Und dafür erhält der Sultan alljährlich volle 5 Millionen Franken aus den Einnahmen des eigenen Staates. Ein Sandkorn!

Man gebe sich keiner Täuschung hin, glaube nicht Zeitungsberichten, die in Tanger und Paris ausgegeben werden. Das

Scherifenreich, das West-Bollwerk des Islam, hat aufgehört, selbständiges Reich zu sein, wenn dies auch weder von deutscher noch von französischer Seite zugegeben wird. Nur ein Gewaltwort von dritter Stelle vermag noch zu hindern, daß morgen oder übermorgen die Trikolore auf der fast tausendjährigen Scherifenstadt am Perlenfluß flattert. Von allen Seiten rücken Kolonialtruppen gegen die Mitte des Landes, auf der großen Naturstraße gen Tasa-Fes wie im Süden und Westen, immer weiter tragen sie Erbitterung und Fremdenhaß. Dem Machsen wird jede Bewegfreiheit genommen, man denke an den Lärm wegen der heimatlosen türkischen Offiziere, die das neue Regime



Abb. 160. Masagan von Osten.

daheim verjagt und die im glaubenverwandten Marokko Zukunft suchten. Es waren harmlose arme Gesellen, zwar unschädlich, aber nicht französische Untertanen. Wehe, wenn etwa Mulai Hafid auf den Gedanken käme, wie soviel Staaten auf dem Erdenrund, sich für seine Wehrmacht deutsche Reformatoren zu verschreiben! Um der Welt Tatsachen zu verschleiern, wird Marokkos verlorene Unabhängigkeit als unangetastet bestehend erklärt. In Wirklichkeit ist sie längst endgültig dahin.

So mancher, der die Geschichte der Völker und Reiche verfolgt, fragt, warum Frankreich so zielbewußt und beharrlich auf Marokkos Einverleibung gearbeitet, Demütigungen und drohende Kriege riskierte, keine Kosten scheute, warum der feinfühlige Franzose sich unedelster Mittel bedient, um zum Ziel zu kommen. Seine Industrie benötigt

keine neuen Absatzgebiete, seine Bevölkerung vermag nicht den bisherigen Besitz zu besiedeln. In Tunesien bilden Franzosen ein Drittel, Italiener und Malteser zwei Drittel der europäischen Bevölkerung, in Algerien zählen sie in den großen Küstenstädten die Hälfte, weiter im Innern ein Drittel, der Rest sind Italiener und Spanier. Oder muß Frankreich trachten, sich agrarisch zu versorgen in den einstigen Kornkammern des alten Rom? Auch nicht, denn es hat starke Ausfuhr — was also? Darauf weiß ich nur eine Antwort, die ich schon einmal



Abb. 161. Moscheetore in Tetuan.

gestreift habe, so unsinnig sie auch klingt: Die dritte Republik braucht Soldaten.

Frankreichs beste Generale haben erklärt, man brauche zumindest 150 000 Mann Negertruppen, welche die erste Schlacht eines zukünftigen Krieges gewinnen helfen müssen. Freilich heißt das, die langsam human gewordene Kriegführung wieder zurückstoßen ins Mittelalter, oder mit klaren, dürren Worten militärischen Bankrott erklären. Aber was tut das, wenn verlorener Ruhm wieder winkt? Man wollte Algeriens Araber bewaffnen. Aber die sind zu ungebärdig, unverläßlich. Der Berber aber ist zwar auch freiheitliebend, aber fügsamer,



Abb. 162. Sauja Sidi ben Salah bei Saffi.

besonnener, ein mustergültiger Soldat. Und die Möglichkeit, einige hunderttausend afrikanischer Krieger gegen den Rhein zu wenden, ist die große Lockung, vor der jede warnende Stimme verhallt. Vollkommen ernst zu nehmende Franzosen, deren Vaterlandsliebe und Besonnenheit in keinem Zweifel stehen, haben es mit lobenswerter Offenherzigkeit ausgesprochen, und tatsächlich hat es den Anschein, als ob das die Richtschnur französischen Vorgehens werden solle. Aber andere warnten vor der „zweischneidigen" Waffe. Nun, ich kenne nicht nur Marokko, ich habe in langen Wanderjahren den ganzen großen Orient durchzogen, weiter noch, als die blumenreiche Sprache des Koran klingt. Ich habe jahrelang mit Arabern aller Striche als einer der ihren gelebt, nicht nur in Algerien, und glaube sagen zu können, ich kenne den Araber. Und ich sage, daß die Waffe durchaus nicht zweischneidig ist. Sie hat nur eine Schneide, eine kräftige, scharfe, gerichtet gegen die, welche sich ihrer bedienen wollen. Man denke an die Hunderte gemordeter Kolonisten, als der Große Krieg entbrannte, und an die unsäglich blutigen Kämpfe, die es kostete, bis nachher auch die Eingeborenen wieder zur Ruhe gebracht waren! Genau so fühlt aber auch der heutige Araber Algeriens, und fühlt seit jeher der Berber des Atlas. Heute noch raunen sich waffenfrohe Männer Nordwestafrikas in den Bergen wie in der Wüste zu, daß vor vier Jahrzehnten der deutsche Sultan mit der Republik nur angebunden habe, um ihren Vätern Luft

zu schaffen, und daß dessen Enkel heute ebenso tun werde, wenn sie gegen ihre Bedrücker sich empören! Gar sonderbar malt sich in Araberköpfen Politik und Weltgeschichte, aber jeder dort ansässige Europäer, gleichviel welcher Nationalität, weiß, daß die bodenständige Bevölkerung sich in Massen erheben wird mit dem Augenblick, der Frankreichs Truppen in Europa beschäftigt. Beschütze uns Allahs Weisheit vor dem Sturm, der dann losbricht!

Eine andere Frage ist es, ob Fremdherrschaft dem Marokkaner zum Heil gereiche. Unzweifelhaft, denn Stillstand bedeutet Rückgang, und das Scherifat blieb im dunkelsten Mittelalter stehen. So patriarchalisch seine Sitten, so willkürlich sind sie. Nicht umsonst stellen viele — und gerade Marokkos beste Männer — sich unter fremden Schutz, sie wollen ungerechten Bedrückungen durch zur Führerschaft berufene eigener Abstammung entgehen. Sehr wohl wissen sie Segnungen unserer Kultur zu schätzen. Aber Spanien, mit dem tausendjährige Geschichte das Atlassultanat verknüpft, benötigt selbst dringender Reformen; es bleibt Frankreich, das durch territorialen Besitz benachbart ist. Würde Frankreich nun nicht gewaltsam jedem Kaufmann anderer Heimberechtigung die Fäden abschneiden, würde es über Menschenmaterial verfügen, um erworbene Gebiete zu besiedeln, würde es vor allem mehr Geschick besitzen zum Kolonisieren, dann gäbe es keine Macht der Erde, die berechtigt wäre, republikanische Legionen am Einmarsch in Marokko zu hindern. Aber von all dem ist keine Rede. Im benachbarten Algerien sind die Verhältnisse noch so ungeklärt, so unsicher, daß südlich der Linie Ain Sefra nur drei und drei Mann die Kaserne verlassen dürfen, und auch die nur mit Gewehren am Rücken. Wohl ist in Tunesien schon Besseres geleistet, könnte in Marokko denn doch schon Gutes erzielt werden. Aber über die anderen Klippen hilft aber weder guter Willen noch Erfahrung. Dazu kommt insbesondere für uns, daß La France mit unverfrorener Rücksichtslosigkeit in Algerien jeden Deutschen, der sich von der Küste entfernt, unfehlbar als Spion betrachtet. Was dort auszukunden wäre, weiß ich freilich trotz guter Landeskenntnis nicht anzugeben. Längst reicht der Zustand ins Unleidliche, keine Hoffnung ist vorhanden auf Besserung der nationalen Unsitte, die nur entstand durch Verkennen heimatlicher Pflichten. Sobald Marokko vollends, d. h. anerkannt, französisch sein wird, blüht Deutschen auch im Atlasreich dieselbe Annehmlichkeit, gleichgültig, ob er als Forscher oder Kaufmann, als Berichterstatter oder Vergnügungsreisender des Weges zieht. —

Im äußersten Nordosten des riesigen afrikanischen Kolonialreiches, das weitschauende Staatsmänner der dritten Republik in bewundernswerter Weise zu schaffen verstanden, lebt ein Bey, der Beherrscher eines Landes, das fast so malerisch ist wie Marokko, er hat nur

Würde und Titel, eine Armee von 600 Mann und eigene Briefmarken. Über kurz oder lang bricht das gleiche, unausbleibliche Schicksal herein auch über das Sultanat des Westens. Es wird kein zweites Tunis mehr entstehen in Marokko, es ist schon entstanden!



Abb. 163.

اطو ابولاخية النِطاونى إِسْتاَفِرْآللّهً

Otto, der Vater des Bartes, aus Tetuan.

Übersetzung

und Erläuterung der im Buch vorkommenden Wörter arabischer und berberischer Mundart, sowie in Marokko gebräuchlicher spanischer Ausdrücke.

Es ist deutsche Schreibweise angewendet, also stets zu lesen, wie geschrieben steht. Einzige Ausnahme bildet das Wort Tanger, welche Schreibform in offiziellen Gebrauch fast aller Staaten übergegangen, infolgedessen auch hier in Anwendung gebracht ist. Richtiger wäre Tandscha, nach Aussprache der Eingeborenen. Arabische Wörter und Sätze sind natürlich im Maghrebiner Dialekt wiedergegeben, welcher vom literaren Arabisch, ebenso von im Niltal und Sudān, in Palästina und anderwärts herrschenden Mundarten der Sprache des Korān mächtig abweicht. Selbst innerhalb Marokkos wären verschiedene Dialekte zu unterscheiden, so kaum — gum, hamār — chmār. Doch ist hier gleichmäßig der Dialekt des eigentlichen Gharb durchgeführt. Als Eigenheit des Mághreb wäre zu beachten, daß der Atlasbewohner die erste Silbe eines Wortes meist nur andeutet. So sagt er slám statt salām (Friede), bhār statt báhar (Meer, großes Wasser, ägyptisch bachr), mhámmed statt mohammed usw. h wird immer ausgesprochen, ist nie Dehnlaut. Schließlich sei noch erwähnt, daß man, um arabischer Aussprache gerecht zu werden, Betonungszeichen anwenden müßte. Doch ist das nur in diesem Verzeichnis geschehen. Im allgemeinen gilt, daß zweisilbige Worte in der zweiten Hälfte betont werden. ´ über einem Wort heißt betonen; ¯ bedeutet, daß die Silbe gedehnt wird.

abd, Mehrz. abid	Sklave, Schwarzer.
addūl	Regierungsnotar, deren es in Marokko zwei von der Regierung bestellte und unzählige selbständige gibt. Letztere müssen jeden durch sie geschlossenen Kauf usw. durch den zuständigen Kaid beglaubigen und begutachten lassen.
áhruba	Familiengruppe unter einem Ältesten, mehrere derselben bilden die Stammesunterabteilung. Nur bei rein berberischen Stämmen gebräuchlich.
aín, Mehrz. aiūn	Quelle.
aíneb	Trauben, Uad Aineb (= Quadiana), Traubenfluß.
áit, Mehrz. aitan, aiatan	Tag. In Berberdialekten „Söhne", z. B. ait atta, Einz. ail.
áit el kebir	Der Große Tag. Tag der großen Opferung, türkisch Kurban bairam.
aissaua	religiöser Orden. Aissaui, dessen Angehöriger.

al, auch el, il, ul, dialektisch verschieden	bestimmter Artikel. Assimiliert sich bei nachfolgendem Sonnenbuchstaben (d, t, n, r, s, sch), also esch schems, die Sonne, er rasul, der Gesandte.
alauíji	Nachkommen Alis (marokkanische Sultansfamilie).
algesíras	eigentl. al dschesira, die Insel, bekanntes Städtchen in der Bucht von Gibraltar. „Algerien" hat selbe Wurzel.
al hámra	Alhambra, die Rote, maurisches Prunkschloß bei Granada. Auch Beiname von Marrakesch.
alkasaba	von kasba, Schloß. Teil der Alhambra.
almohádden	eigentl. al muwahiddun = die Einheitsbekenner. Berbergeschlecht aus dem Atlas.
almoraviden	eigentl. al murabtin (Einz. marabu, Klausner), gleichfalls berberische Fürstenfamilie, wurde von den Muwahidden verdrängt. Beide Namen wurden von der spanischen Sprache derart verstümmelt, gleich unzählbaren anderen arabischen Bezeichnungen auf iberischem Boden.
amalát	Regierungsbezirk.
amīl, auch amīn	Regierungsbeamter. Meist werden Zolleinnehmer, im Osten auch Statthalter kleinerer Striche so genannt.
amasírgh	berberisch, im Süden Marokkos gebräuchlich, während im Norden schluh vorherrscht.
ándalos	von Andalusien (stammt seinerseits von „Vandalen"), vornehme Maurenfamilien, deren Ahnen aus Spanien geflüchtet sind.
árba	vier. al arba, der Vierte = Mittwoch.
arēg, erg	Region der Sanddünen.
árra, árra-sitt	Ruf der Karawanenmänner im nördlichen Marokko, um müde Tragtiere anzutreiben; stammt vom spanischen arriere.
arūs, arūsa	Bräutigam, Braut.
áscha	Gebetszeit, zwei Stunden nach Sonnenuntergang.
aschīa	Gebetszeit, 5 Uhr nachmittags.
áschr, auch asar	Gebetszeit, 5 Uhr nachmittags.
áschura	Frühlingsfest.
ásker, Mehrz. asáker	Soldat; im Orient Askari.
assída	altgebräuchliches Festgericht im Atlas.
aukkas	Knüppel, in Algerien mattrak, in Ägypten nabut usw.

báb	Tor, bab es slam, Tor des Friedens.
báid (dagegen baïd = weit)	weiß, Dar el báida = Weißes Haus (Kasablanka).
báraka	Segen. Baraka allahu ufik = Der Segen Gottes über dir. Üblicher Wunsch, stets gebrauchtes Dank- und Bittwort in Marokko.
barra	draußen. suk el barra = Außenmarkt.
barrāl, Mehrz. bágarla	männliches Maultier.
barūd	Pulver.
beháim	Tier, allgemein angewendet für weibliches Maultier.
bēni	Söhne. Gebräuchlich bei Stammesnamen. Beni bu Jahii = Söhne des Vaters Johann.
bhār, richtiger báhr	Fluß, Meer.
billūn, Mehrz. billeïn	kleine Silbermünze, z. Zt. 12 Pf. = 15 h, häufig auch Rial genannt, der vierte Teil einer marokkanischen Pesete, 20 auf einen Taler.
bi slāma	mit Friede, Abschiedsgruß, as slama, Willkommgruß.
bled, bilad	Land. bled es sbah = Land der frei Streifenden, der unabhängigen Stämme. bled el machsen = Land der Regierung (Städte und unterworfene Stammesgebiete).
bordsch	Festung, aus dem Türkischen.
broche	Segen, hebräisch, das Gebet, das der jüdische Familienvater am Schabbes (Samstag) abends vor dem Mahl spricht.
bu	Vater, im Orient abu, bu selham = Vater des Mantels.
búchari, Mehrz. buwachir	schwarze Leibgarde des Herrschers, so genannt nach seinem Schutzpatron, dem Koranerläuterer Mohammed al Buchari, aus dem gleichnamigen innerasiatischen Steppenchanat.
chaima, Mehrz. khemli	Nomadenzelt. Das Reisezelt heißt Bakra.
chaita	Flöte.
chanūs, Mehrz. chuanat	Verkaufsbude.
chaus	Provinz. Allgemein gebraucht für den Süden des Landes, zum Unterschied von gharb = Norden (eigentl. Nordwesten Marokkos).
chutba	Predigt, katib = Prediger.
dār, Mehrz. duār	Haus, also dar el machsen = Regierungsgebäude.
dehá	Gebetszeit, 8 Uhr morgens.

dimna	Verpflichtung.
dschāffa	Gastfreundschaft.
dschāma	Gotteshaus, eigentl. Versammlung. Von der Verkleinung mesdschid, das spanische mezquita, davon das französische mochée, davon unser Moschee.
dschāra, Mehrz. dscherára	Stammesunterabteilung der Bergberber.
dschdid	neu.
dschebbēl	Berg, dschebbala = Berge, eigentl. Gebirge, auch Name der Provinz südlich von Tetuan. dschebāli = Bergbewohner.
dschellába, Mehrzahl: dschelélbi	Mantel mit Kapuze.
duar	eigentl. Mehrz. von dar, Haus. Im Atlas neben tschor bräuchlich für „Dorf".
dúchr, dhōr	Gebetszeit, 1 Uhr mittags.
dúro	spanisches 5-Peseten-Stück; der marokkanische Duro wird meist Rial genannt.
durra	Negerhirse (Sorghum), nur dort gebaut, wohin saharischer Einfluß sich erstreckt.
el	bestimmter Artikel.
emīr	Fürst, im westlichen Islam nur in einem Fall gebraucht: emir ul mumenin = Fürst der Rechtgläubigen, ehrender Beiname marokkanischer Herrscher, die sich unabhängig vom Padischah fühlen.
farasīa	weitärmeliges langes Hemd.
fátcha	erste Sure des Koran, wörtl. „Eröffnende".
fakīr, Mehrz. fúkara	Armer, unbekannt als solches. Dagegen in der Form:
fékih, fkih, Mehrzahl: fúkaha	bedeutet es Lehrer, Meister, Wissender.
fédscher	Sonnenaufgang, erstes Morgengebet.
fellāch, Mehrz. fellahīn	Bauer.
filēli	die aus dem Tafilelt Stammenden, nämlich die jetzige Sultansfamilie.
flúkka, Mehrz. felukken	arabisches Boot.
fokhani	Oberer, d. h. Überwurf, s. haik, selham usw.
fondūk, Mehrz. fúnadik	Herberge, Karawanserei. Dieser Ausdruck wird nur in Städten angewendet; auf der Karawanenstraße kennt man nur nsala oder kasba.

fullus	eigentl. Geld. In Marokko gebräuchlich für die kleinste Kupfermünze, nominell 1 Centime, wertet z. Zt. die Hälfte.
g	im arabischen Alphabet eigentl. nicht vorhanden. Wird in Marokko aber doch gesprochen. (Ebenso im Niltal, wo es den Buchstaben dsch bezeichnet.)
gáffla, Mehrz. gaffīlen	Karawane im Süden; im Norden nur bei großen Karawanen angewendet, kleinere, insbesondere Esels-karawanen, heißen hamār.
gharb, rarb	Nordwesten Marokkos, im engeren Sinn nur eine kleine Provinz, das Hinterland von el araisch (Larasch).
Gibraltar	kommt von Dschebbel Tarik = Berg des Tarik. Marokkaner sagen Dschibltar.
gimbri	zweisaitige Geige, im Süden udd genannt.
gurbi, Mehrz. gurābi	primitive Hütten aus Zweiggeflecht, häufig als nualla bezeichnet.
habesch	Abessinien.
habūs	Kirchengut, türkisch wakuf.
haha	Hinterland von Mogador.
háddsch	Pilgerzug nach Mekka.
hádsch, Mehrz. hádschadsch	Pilger.
hadschār, Mehrz. hádscharát	Stein.
háik	Mantel mit Kapuze, jedoch vorne offen zum Unterschied von der Dschelabba. Dasselbe ist Burnus, Selham, Fokhani u. a.
hamádscha	religiöse Sekte.
hammada	Steinwüste, und zwar Felswüste. Die mit kleinen Steinen übersäete Ebene heißt srir (= d. h. kleine).
hammār, chmār	Esel. Im Norden Marokkos, wo keine Kamele in Verwendung stehen, werden auch Karawanen von Esel und Maultieren so genannt. Bu Hamara = Vater der Eselin.
hāmra, el	die Rote, Beiname von Marrakesch.
hanta	Abteilung der Palastdiener.
hara	Teil, Bezeichnung für Judenviertel.
harām, harāmi	Sünde, Sünder.

harēm	Frauenabteil, von horme = das Verbotene.
hárka	Truppenteil, aus irregulärer Mannschaft zusammengesetzt. Wird zeitweise ausgeschrieben, resp. einberufen. Ständige Truppenansammlung = mehalla.
haschib	vornehmster Kammerdiener des Herrschers.
háschisch, auch haschīsch	im Maghreb unbekannt. Siehe kif.
hauma, Mehrz. hauamáts	Stadtviertel.
hedschīa	Audienz, die alljährlich der Sultan gibt, um Geschenke entgegenzunehmen, Abordnungen zu empfangen usw.
hénna	rote Schlangenwurzel (Radix alkannae) wird im ganzen Orient verwendet, um den Frauen Fingernägel, häufig Hand- und Fußflächen zu färben, in Marokko sogar die Haare mancher Maurenschönen.
hesēb, chsēb	Wahlspruch religiöser Orden.
hisam	Gürtel, Bauchgurt der Pferde.
ídden	wörtl. Gebetszeit (im allgemeinen, nicht eine bestimmte). Der Orientale nennt nie bestimmte Stunden, sondern die betreffende Gebetszeit.
il	Artikel.
imoschat	Tuarik.
inschaallah	„im Willen Gottes".
islām	mohammedanische Religion.
jahūdi, auch ihudi	Jude, Hebräer.
kabīla, Mehrz. kbail	Stamm in der Berbersprache. Die allgemein gebräuchliche Bezeichnung der Berber als „Kabilen" ist falsch.
kabīr	Karawanenführer, meist nur in der Wüste angewendet.
káffir	Ungläubiger (das türkische giaur).
kaid	bedeutet alles mögliche: Statthalter, Truppenführer, Häuptling. Berberische Stammesscheiks wählen in Kriegszeiten einen Kaid als Führer. Befehlhaber der Städte sind fast nie Pascha, stets Kaid. Oberst heißt kaid il mia (= Kaid von Hundert [Mann]) usw.
kalífa	Vertreter. Im Osten chalīf, als Vertreter Mohammeds, im Westen hat jeder Beamte einen, selbst zwei Kalifa.
karuin	größte Moschee in Fes.

kásba	Zitadelle. Jede maghrebinische Stadt ist amphitheatralisch gebaut und von einer Kasba gekrönt. Dort wohnen meist die Regierungsorgane, liegt Militär, sind Gefängnisse usw.
käss, Mehrz. kisān	nur im Atlas übliche winzige Teegläschen. Werden zu 45 Frank cif Hafen aus Böhmen eingeführt.
kátib	Prediger, Schreiber.
katubīa	die Bücherhaltende; große Moschee in Marrakesch.
kaum	gesamte waffenfähige berittene Mannschaft jedes Stammes an der Westküste. Gebirgsstämme kennen den Namen nicht. Jenseits des Atlas sagt man gum. In Algerien bezeichnet man so den einzelnen eingeborenen Reiter in irregulären französischen Militärdiensten.
kebīr	groß, dschama kbira = große Moschee.
khāl	Kohēl, Antimon; wird benützt zum Schwarzfärben von Haaren und Brauen.
kíf	reiner Hanf. Wird feingeschnitten aus winzigen Tonpfeifchen geraucht als berauschendes Mittel, ähnlich Haschisch, Opium usw. Um die Wirkung zu erhöhen, mischt man Kif mit Tabak.
klátta	kurzes Gewehr, zum Pulverritt beliebt.
kūbba, Mehrz. kubbūr	weißgetünchte kuppelgewölbte Heiligengräber.
kūmia, auch kumīa	Dolch, hängt an Schnüren unter der linken Schulter, mit typisch gebogener Scheide. Im Norden Abzeichen der Regierungsleute, im Süden allgemein getragen.
kurban bairam	der große Tag, türkisch = ait el kebir.
kússksu, auch kusskússu	Hirsebrei, Haupt- und Lieblingsnahrung der Atlasbewohner. Wird mit Milch oder mit Fleischstücken gegessen, statt gekocht im Dampf behandelt.
láb	Spiel, lab el barud Pulverspiel.
lella, leila	heilige Frau. (Dagegen: leïl, Nacht.)
lithām, auch lisam	Schleier gegen die Sonne, untere Gesichtshälfte verhüllend. Nur im südlichsten Marokko und in der Sahára gebräuchlich, besonders bei Männern.
louli	Mittagszeit.
machsēn	Regierung, eigentl. „Behälter“, davon das französische Magazin.
maghrib	Sonnenuntergang, Zeit und Richtung. Marokko heißt offiziell maghrib ul aksa = äußerster Westen. maghrebi = Bewohner des islamitischen Westen.

mansur	Sieger.
márabu, Mehrz. marabtin	Wanderheiliger, in Marokko auch santo genannt, eigentl. Einsiedler.
Marokko	ein dem Atlasbewohner unbekanntes Wort.
marschan	großer Platz auf Anhöhe westlich von Tanger.
maskīn	arm, elend.
médfa, Mehrz. medāfa	Kanone. Kanoniere werden in Marokko mit dem türkischen Topschi bezeichnet.
medīna	Stadt, auch bräuchlich für „mohammedanischer Stadtteil".
mehálla	Truppenteil.
méllach	Judenviertel.
mersa	Hafen.
meschuár	Amtierungsraum in der Sultansburg, im Gebäude jedes Ortsgewaltigen usw. kaid ul meschuar also eine Art Zeremonienmeister.
minaree	Der Morgenländer braucht nie diesen literarischen Ausdruck. Er sagt nur madna.
milud	Fest, Haupttag.
mkabār	Friedhof (von kubbur).
mkáchla	Steinschloßflinte.
mokaddēm	Aufseher eines Stadtviertels.
moschee	kennt der Mohammedaner nicht. In persischen und indischen Gebieten nennt man die Gebetshäuser mesdschid, im arabischen und türkischen Sprachgebiet dschama.
moslīm, Mehrz. moslemin	Rechtgläubiger. Muselmannen und ähnliche in Europa gebrauchte Bezeichnungen der Mohammedaner sind falsch. Das Wort ist Partizipium von slam, heißt also eigentl. „Befriedeter" und bedeutet eben Anhänger des Islam. Gleichwie Mohammed (von hamd = Lob, Preis) der Gepriesene.
msálla	Gebetsmauer, von sala = fromme Handlung.
msakrin	Leibgarde des Sultans.
msaud	Freigelassener, Schwarzer.
mschauris	die zum Meschuar Gehörigen.
msib	Koranschule.
mueddīn	Gebetsrufer, wörtl. der von der Religion (= din).
muhádit	Märchenerzähler, eigentl. Überlieferer.

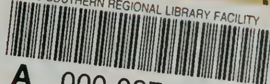
muhasni	Schutzreiter, Art Landjäger. mushasnia = Gendarmerie.
múlai	im Atlas Anrede für Personen heiliger Abstammung.
múna	Naturalverpflegung.
munsif	der Gerechte. Beiname Reisulis.
mússem	Umzug religiöser Orden.
nana	Pfefferminz.
nargīleh	Wasserpfeife, in Marokko unbekannt.
navája	andalusisches Messer mit feststellbarer Klinge, nur von Spaniern gebraucht (spr. navacha).
nébi	Prophet.
nsāla	eigentl. mánsila, Herberge auf der Karawanenstraße, auch Stammeswacht, die von Durchziehenden Wegzoll einhebt und dafür Sicherheit garantiert.
nuáib	Art berittene Landwehr.
nuālla, nuwālla	Hütten der Eingeborenen, manchmal mit Lehmmauern, meist nur Zweiggeflecht.
nsrani, Mehrz. nusara	Christen, von Nazarener.
okálla	Warenhalle.
p	in arabischen und berberischen Mundarten unbekannt.
pascha	kennt die arabische Sprache nur mit b, es wäre also richtiger „bascha".
peñon	Fels (spanisch).
peséte (pséta)	spanische und marokkanische Münzeinheit, nominell gleich dem Frank. Die spanische Pesete wertet 10—12 % unter Pari, die marokkanische 28—30 %. Die marokkanische Pesete ist nur ideell. Es gibt nur Münzen zu 1, 2, 5, 10 und 20 Billein à 1/4 Pesete (25 Centimes) und obenerwähntes Kupferstück Fullus.
pláya	Strand (spanisch).
presīdios	Bezeichnung für die spanischen Besitzungen an Marokkos Nordküste.
punto	häufig gebraucht statt presidios.
rákkas	Postläufer.

rasūl	Gesandter Gottes (= Mohammed), im Gegensatz zu nebi.
réhsa	Kopfbinde, im Orient Turban.
riāl	siehe duro, streckenweise auch Bezeichnung für Billun.
rīf	eigentl. Küste, nördlichster marokkanischer Gebirgszug des Atlas.
rkuk, arkuk (suk er ..)	Sklavenmarkt.
sadschadi	Gebetteppich.
sähra	= Sahra, die Blühende. Auch Mogador führt den Namen es suira.
salām	Friede, abgekürzte Grußform.
sánto	aus dem Spanischen, nur an der Küste gebräuchlich, siehe marabu.
sauja	Kloster, Ordenssitz.
sbáh	Morgen, auch Gebetzeit nach Sonnaufgang.
scháuja	Hinterland von Kasablanka.
scheik	Dorfhaupt.
schéikja	Sängerin, ähnlich den türkischen Almehs, den ägyptischen Ghawasis usw.
schejtān	Teufel.
scherīf, Mehrz. schörfa	religiöser Adel.
schíschia	rote Kopfbedeckung der Städter, gleich dem türkischen Fes oder dem ägyptischen Tarbusch; meist französisches Fabrikat. In Fes werden keine erzeugt.
schkára, Mehrz. schuāri	Tasche. Sowohl die Ledertaschen der Marokkaner wie Tragtaschen der Maultiere und Kamele.
schluh, schílcha	Berberdialekt, im Rif gesprochen. Bezeichnung jener Berberfamilien, die südlich den Atlas besiedeln.
schráh	religiöses Gesetz, welches Besitzverhältnisse ordnet, das türkische Scheriat.
sebcha	Salzsumpf.
sebli, sebīl	Wasserschlauch, Wasserträger.
selhām	Mantel, siehe haik.
sellu	übliches Festgericht.
ssémen	alte Butter, stets ranzig.
senīa	große Messingplatte mit niederem Rand, zum Auftragen von Speisen oder Tee.

es senussi	religiöser Orden.
serīdscha	geflochtene Matte.
si, sídi	Herr, mein Herr, wird der Sultan angesprochen. Gleich dem literararabischen, nur in Indien gebrauchten seijd. sidna = unser Herr.
síbsi	winzige Tonpfeife an langem dünnem Rohr, dient zum Kifrauchen.
sibta	süße, d. h. frische Butter.
sikkin	Säbel.
sóbat	Pantoffeln, besonders die im Maghreb üblichen gelbledernen. Rotgefärbte oder gestickte heißen babutschi und werden nur von Frauen getragen.
sókko, richtiger socco	spaniolisiert aus suk.
spahi	algerischer Reiter in regulärem französischem Militärdienst, vom persischen sipah (sipoi), im Gegensatz zu Gum (eigentlich Kaum), irregulärer Reiter.
srār (es srār)	Haschisch (türkisch), eigentl. „Geheimnis".
sūga	Strafexpedition gegen steuerweigernde Stämme.
sūk	Markt. suk es srah = Getreidemarkt. Im Atlas kennt man keine „Basare".
sūre	Kapitel des Koran.

tabīb	Arzt; im Orient hakim.
tabía	gepreßter Lehmziegel.
tabōr	etwa „Bataillon".
taībin	die „Suchenden", religöse Sekte.
taleb, Mehrz. talemi	Student.
taschīr	Kaufmann. Im äußersten Süden allgemeine Anrede jedes Fremden.
tauhīd	wörtl. das Einende, Einzige. Mohammedanisches Glaubensbekenntnis von der Einheit Gottes und der Sendung des Propheten: la ilaha illa'llahu u mohammed rasul allah. Jede andere Schreibweise ist falsch.
tembēk, tumbāk	gelber, blättrig geschnittener Tabak, der im ganzen Orient — mit Ausnahme Marokkos — aus Wasserpfeifen geraucht wird. Er kommt zum überwiegenden Teil aus Persien. Anderes Kraut ist dafür ungeeignet.
tribu	Stamm, Kabilie.

tschesīa	Kopfsteuer für Christen und Juden. Größtenteils im letzten Jahrzehnt abgekommen.
tschibuk	türkische Tabakpfeife mit langem dickem Rohr und kleinem Kopf. In Marokko unbekannt.
tschor	Dorf, siehe duar.
tubtschi	Kanonier, aus dem Türkischen.
türbe	Grabkammer, türkisch.
u	und (Bindewort).
uad, Mehrz. uidan	im Osten wadi; Fluß, Flußbett, im wasserreichen Atlas selten ausgetrocknet.
údd	zweisaitige Geige, auch gimbri genannt. Dreisaitige Gitarre heißt rebek.
ul	Artikel.
uld	Sohn, richtiger ulad.
umáma	Zollamt, Steuerkanzlei.
umbája	Büffelhorn, nur von Sudanern gebraucht.
usīr	(im Orient wesir) = Minister. usir ul harb = Kriegsminister.
zuāven	von suawach (Berbervereinigung), französische Kolonialtruppe.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 037 467 8